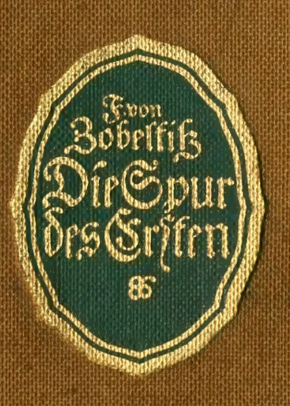

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01766221 4


F. von
Zobeltitz
Die Spur
des Ersten
86





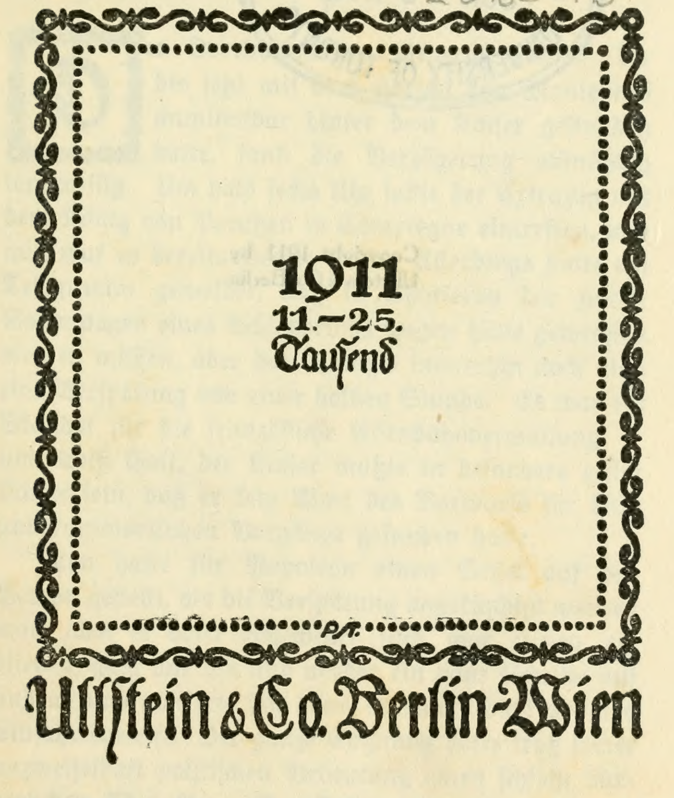
Die Spur des Ersten

Lotti von Radowitz geb. von Zobeltitz
herzlich zugeeignet.

Die Spur des Ersten

von

Fedor von Zobeltitz



Ullstein & Co. Berlin-Wien


LIBRARY
JUN 0 5 1990
UNIVERSITY OF TORONTO

I.

Der Oberstallmeister General Fleury, der bis jetzt mit dem Herzog von Montebello unmittelbar hinter dem Kaiser gestanden hatte, fand die Verzögerung allmählich langweilig. Um halb sechs Uhr sollte der Extrazug mit dem König von Preußen in Compiègne eintreffen, und nun war es bereits Schlag sechs. Allerdings hatte ein Telegramm gemeldet, daß in Charleroy der zweite Salonwagen eines Achsenbruchs wegen hätte gewechselt werden müssen, aber das bedingte immerhin noch nicht eine Verspätung von einer halben Stunde. Es war ein Skandal für die französische Eisenbahnverwaltung — und weiß Gott, der Kaiser mußte in besonders guter Laune sein, daß er kein Wort des Vorwurfs für diese unverantwortlichen Vorgänge gefunden hatte.

Man hatte für Napoleon einen Sessel auf den Perron gestellt, als die Verspätung angekündigt worden war; aber er hatte abgewehrt und war stehen geblieben, ging nur hin und wieder ein paar Schritte auf und ab und postierte sich dann abermals dicht vor das Einfahrtsgeleise. Der ganze Empfang hatte trotz seiner unzweifelhaft politischen Bedeutung einen schlicht bürgerlichen Charakter. Der Kaiser war wie seine einzigen Begleiter, die Generäle Fleury und Montebello,

in Zivil. Er trug unter dem aufgeknöpften hechtgrauen Paletot einen Frack, der das breite rote Band der Ehrenlegion sehen ließ, und hatte den Zylinderhut ein wenig von der Stirn nach rückwärts geschoben. Das charakteristische Gesicht mit dem schon leicht ergrauenden Knebelbart zeigte gesundere Farben als sonst; es lag auch eine unverkennbar gute Stimmung auf den ausgearbeiteten Zügen: die Freude am glücklich Erreichten.

Das militärische Aufgebot für den Empfang des Königs Wilhelm war nur klein. Im Hintergrunde des Perrons stand eine Ehrenwache von den Gardezuaven, und rechts vom Bahnhofe hielten die Garden zu Pferde.

Das war am 6. Oktober 1861, an einem frischen Tage. Über der Oise zeigten sich schon die ersten leichten Abendnebel; von den Wäldern herüber wehte ein kühler Wind. Den General Fleury fror. Er hatte nicht einmal einen Paletot angelegt, und sein Frack war dünn. Er versuchte es zunächst, sich dadurch ein wenig zu erwärmen, daß er die Füße abwechselnd hochzog und wieder niedersetzte, und als er sah, daß die kaiserliche Majestät in einer anscheinend sehr intimen Unterhaltung mit dem Herzog von Montebello begriffen war, wagte er es, ein wenig auf und ab zu spazieren, um das Blut in raschere Bewegung zu bringen. Dabei näherte er sich der Seite des Bahnhofs, wo die Garden zu Pferde Aufstellung genommen hatten, und bemerkte nun etwas, was zweifellos dienstunvorschriftsmäßig war, ihn aber dennoch sehr amüsierte.

Links neben der Eskadron hielt ein junger Offizier: hatte den Säbel in die Scheide gesteckt und saß sehr

bequem im Sattel, ein wenig krummrückig, die Füße weit in die Steigbügel geschoben. So saß er, unbekümmert um die Gegenwart seines kaiserlichen Herrn, und speiste in aller Seelenruhe den letzten Rest eines kleinen Brötchens. Dann wischte er sich mit dem Seidenpapier, in das die Mahlzeit eingewickelt gewesen war, über Lippen und Schnurrbart, warf es zusammengeknäuelt fort und holte nun aus dem durch Schnürwerk verdeckten linken Seitentäschchen seines Waffenrocks ein kleines silbernes Flakon, das er öffnete und an den Mund setzte.

Es war Kognak, und zwar ein recht guter, den seine Frau, die Herzogin, mit ihren eigenen hübschen Händen eingefüllt hatte; aber er schmeckte ihm doch nicht recht, denn da er eben getrunken hatte, hörte er die Stimme des Generals Fleury:

„Nun sagen Sie mal, mein lieber Herzog, Sie sind wohl des guten Glaubens, daß Sie sich hier im Biwak befinden!“

Der junge Offizier schrak leicht zusammen, während eine rote Welle über sein brünettes Gesicht floß. Er straffte sich rasch im Sattel und entgegnete:

„Tausendmal Vergebung, mein General, die Herzogin hatte . . . ich habe nämlich seit heute vormittag noch nicht einen Bissen genossen. Immerwährend Dienst. Ich sterbe vor Hunger. Aber es war vorauszusehen, und da hatte die Herzogin . . .“

„Was ist denn das in der niedlichen silbernen Flasche?“ fiel Fleury fragend ein.

“Kognak, mein General. Porzon-Martel Grande Champagne. Ganz trinkbar.“

„Ist noch was drin?"

Der Herzog schüttelte das Fläschchen. „Noch ein Restchen . . ."

„Geben Sie her . . ." Fleury griff bereits nach dem Flakon . . . „Ich bin total ausgefroren. Ich glaube, ich kriege die Grippe. Montebello hat mir sagen lassen: ohne Paletot. Aber e r trägt Watte-einlagen im Frack. Und diese nichtsnutzige Verspätung! Verfluchte Bummelei! . . ." Er trank und schnalzte wie ein Arbeiter mit der Zunge . . . „Na, Gott sei Dank! Das wärmt ein bißchen. Lieber Castaing, ich küsse der Herzogin die Hand. Sie trifft immer das Rechte. Sagen Sie — ist es wahr, daß Sie Ihren Bruder erwarten?"

Der Offizier neigte zustimmend den Kopf. „Er befindet sich in der Suite des Königs Wilhelm. Und deshalb hat mir Graf Regnault das Kommando der Ehren-eskadron gegeben. Ich glaube übrigens, König Wilhelm hat meinen Bruder auch nur aus Liebenswürdigkeit mitgenommen. Friedrich ist zwar Kammerherr und Schloßhauptmann und so etwas, aber . . ."

Ein scharfes kurzes Läutesignal riß ihm die Fortsetzung der Antwort vom Munde. General Fleury eilte spornstreichs auf seinen Posten zurück; vor den beiden Ehrenwachen erschollen gedämpfte Kommandorufe: die Säbel rasselten aus den Scheiden, die Gewehre flogen an die Schultern.

Der Zug fuhr langsam ein, während die Trommler der Gardezuaven den Feldgruß schlugen und dann die Musik „Heil Dir im Siegeskranz" zu spielen begann.

Am Fenster des ersten großen Salonwagens stand der König von Preußen, ebenfalls in Zivil, den Hut in der Hand, und neigte sich freundlich vor Napoleon, der unter lebhaftem Winken der Rechten dem Wagen entgegenschritt. Die Begrüßung der Monarchen war so herzlich wie bei der letzten Zusammenkunft in Baden-Baden; dann begann die Vorstellung der Suiten. Marschall Vaillant und General Frossard waren mit dem Grafen Pourtalès, dem preußischen Gesandten, dem Könige bereits bis zur Grenze entgegengereist, der mit Ausnahme des Vorsitzenden seines Zivilkabinetts, Geheimrats Illaire, nur militärische Begleitung um sich hatte. Doch auch diese Herren: die Generäle von Manteuffel und von Alvensleben und die Flügeladjutanten von Boyen, von Steinäcker und von Loë, trugen den Bürgerrock. Der Zylinderhut des Herrn von Manteuffel war zerbeult und zerknittert: eine herabgefallene Handtasche hatte ihn aus jeder Fasson gebracht, und so kam es, daß der Generaladjutant mit dem ruppigen Hut beim Publikum bedeutend mehr Aufmerksamkeit erregte als der König.

Der letzte Herr, der aus dem Wagen stieg, war ein noch junger Mann in sehr elegantem Zivil, und als General Fleury ihn sah, wußte er sofort, daß das der Bruder des Herzogs von Castaing sein mußte. Sein m u ß t e, denn die Natur hatte hier ein wahrhaft erstaunliches Spiel getrieben: die Zwillinge waren von so überraschender Aehnlichkeit, daß der Kaiser unwillkürlich stutzte, als Marschall Vaillant ihm den Fürsten von Estedt vorstellte. Er lächelte, als er ihm die Hand reichte, und sagte in liebenswürdigem Tone:

„Wenn mir auch Ihr Name nicht genannt worden wäre, mein lieber Fürst — das Blut der Castaing-Lelaity ist unverkennbar . . ."

Der Fürst verneigte sich tief und trat wieder zurück, indes die beiden Monarchen dem Wagen zuschritten, der sie nach dem Schlosse bringen sollte: einem offenen Landauer mit Isabellen, die Jockeis und Vorreiter in Hellblau mit Silber, der Marstall-Livree der Kaiserin. Hinter der Equipage der Souveräne hielt noch eine ganze Wagenburg für das Gefolge.

Fürst Friedrich Estedt beeilte sich nicht. Er suchte nach seinem Bruder, der an der Seite der Garden zu Pferde den Säbel gezogen hatte und den Monarchen salutierte, indes die Musik der Gardezuaven unaufhörlich die preußische Nationalhymne intonierte und die Trommler dazwischen den Wirbel schlugen.

Fürst Friedrich wartete, bis der Wagen der beiden Herrscher abgefahren war, und trat nun mit lachendem Gesicht an den Herzog heran, die Hand zu ihm emporstreckend.

„Steck den Sabul ein und gib mir das Pfoterl, Paul," sagte er in deutscher Sprache. „Wie geht's?"

„Gut, lieber Kerl" — der Herzog schüttelte kräftig die Hand des Bruders — „ich möchte Dir gern um den Hals fallen, aber ich kann nicht vom Pferde . . ."

„Wir holen die Umarmung nach. Ich muß auch machen, daß ich weiterkomme. Ist Deine Frau gesund? Und Camille? Noch keine weitere bonne espérance? Und vor allem: die Mama?"

„Alles in Kondition. Die Mama ist bei der Kaiserin, da wirst Du sie sehen. Jedenfalls läßt sie Dir auch durch

mich noch sagen, daß Du Dich für morgen abend freihalten sollst."

„Wenn ich kann —"

„Du kannst. Morgen ist Fasanenjagd und Frühstück im Freien. Erst übermorgen das große Diner."

„Also gut. Um wieviel Uhr?"

„Um acht. Engster Kreis. Fast nur Familie."

„Abgemacht. Au revoir, Paul. Herrgott, ich bin der letzte . . ."

In der Tat waren die übrigen Wagen unter den Begrüßungsrufen des Publikums bereits abgefahren. Lakaien türmten die Koffer der Gäste auf ein paar offene Omnibusse; seitlich von ihnen hielt noch ein zweispänniger Landauer, den Altenbühl, der Kammerdiener des Fürsten, zurückgehalten hatte.

„Es ist höchste Zeit, Durchlaucht," sagte er in vorwurfsvollem Tone, wie er ihn sich als Getreuester seines Herrn zuweilen erlauben durfte.

„Weiß schon," entgegnete der Fürst. „Der Kutscher soll die Gäule laufen lassen . . ." Er schwang sich in den Fond. Die Pferde griffen gewaltig aus. Schon an dem Standbild der Jeanne d'Arc hatte man den Zug wieder erreicht. Da standen die Munizipalität, die Behörden und Schulen; an den Häuserfronten drängte sich das Volk. Die Wagenreihe bog um die Kirche St. Jacques, fuhr in den Schloßpark ein und hielt vor der Freitreppe an der großen Terrasse.

Hier nahm die Begrüßung schon einen feierlicheren Anstrich an. Die Stufen der Ehrentreppe waren mit kaiserlichen Guiden besetzt, deren prunkvolle Uniformen im blassen Abendlicht des Herbsttages leuchteten. Am

Fuße der Terrasse harrte die Kaiserin ihres Gastes: in lichtgrüner, mit großen Buketts durchwebter Seidenrobe, eine Spitzenmantille um die Schultern geworfen, in der Hand einen Veilchenstrauß, dessen Mitte — eine zarte Aufmerksamkeit für König Wilhelm — aus Kornblumen gebildet war. Neben ihr stand die Prinzessin Anna Murat, hinter ihr hatte ihr Hofstaat Aufstellung genommen; die Obersthofmeisterin Fürstin von Eßlingen, die Herzogin von Bassano, die Herzogin von Castaing, einige weitere Hofdamen und der Erste Kammerherr Graf Tascher de la Pagerie der Jüngere.

Aber in diesem höfischen Glanz sollte doch auch ein gewisses persönliches Moment nicht fehlen. Die Königinnen von England und von Spanien waren bisher die einzigen gekrönten Frauen gewesen, mit denen die Kaiserin in Verbindung getreten war. Nun kam der Herrscher Preußens zu ihr. Es war ein kurzer Jagdbesuch, der die Begleitung der Königin ausschloß. Dennoch hatte Eugénie gewünscht, nicht nur selbst an dem Empfange teilzunehmen: auch die Hoffnung ihrer Dynastie sollte dem königlichen Gaste vorgeführt werden. Und so stand denn zwischen dem Grafen Tascher de la Pagerie und der Witwe des Admirals Bruat, die den stolzen Titel einer „Gouvernante der Kinder von Frankreich“ führte, ein in seiner nacktbeinigen schottischen Tracht jämmerlich frierendes niedliches Bübchen: der kleine Erbe des Reiches.

Fürst Estedt hatte seinen Wagen schon bei der Einfahrt verlassen und war leichtfüßig an die Terrasse geeilt, um sich der Suite seines Herrn anzuschließen. Er sah, wie König Wilhelm der Kaiserin die Hand

küßte und dem Kinde von Frankreich freundlich über die Wangen strich, wie er Eugénie sodann den Arm bot und sie die Treppe hinaufgeleitete, während Napoleon ihm mit der jungen Prinzessin Murat folgte: aber er sah das alles gewissermaßen nur nebenbei. Sein Auge hing voll Rührung an der Erscheinung seiner Mutter, der Herzogin Marie-Anna von Castaing, die ihre Stellung hinter die Kaiserin fesselte, deren Augen ihn aber bereits begrüßt hatten.

Es war ein Gruß, den er kannte: ein Strahl heißer Zärtlichkeit aus unendlich gutmütigen, naiven blauen Augen in einem vollen, runden Puppengesicht mit Wangen, die sichtlich in aller Hast gepudert worden waren, um ihnen die Farben allzu brutaler Gesundheit ein wenig zu nehmen. Auch das kannte Fürst Friedrich und auch das hatte etwas Rührendes für ihn: seine Mutter war immer miserabel gepudert, und ein ganzer Troß von Kammerfrauen konnte nicht verhindern, daß an ihrer Toilette ständig irgendwo ein Bändchen hervorguckte, eine Öse offenstand, eine Schleife gerissen oder ein Knopf abgeplatzt war. Und unwillkürlich suchte Friedrich auch jetzt nach einem solchen Zeichen äußerer Gleichgültigkeit. Aber er fand keins. Er fand nur, daß das gute Mütterchen unter der Pflege des zweiten Kaiserreichs noch ein wenig fülliger geworden war. Neben der schlanken Fürstin d'Eßling, der auch der Reifrock nichts von ihrem ätherischen Nimbus nehmen konnte, erschien sie majestätisch wie eine Maria Theresia. Der silbergrau und violett changierende Taffet glacé ihres Kostüms bauschte sich über einer ungeheuren Krinoline; die tief dekolletierte Schnebbentaille um-

wogten Wellen von Spitzen, die aber doch nicht imstande waren, die bei jeder Bewegung sichtbar werdenden sehr weißen und sehr fleischigen Schultern zu verdecken. ‚Sie wird nie eine Pariserin werden,‘ sagte sich Fürst Friedrich. Und wirklich: sie sah inmitten ihrer pariserischen Umgebung wie ein fremdländischer Riesenvogel aus, der jeden Augenblick bereit ist, wieder in die arktische Heimat zurückzufliegen.

Der erste kaiserliche Kammerherr Graf Baciochi, dessen blitzendes schwarzes Auge ein Weilchen mit Verwunderung den zerbeulten Zylinderhut des Generals von Manteuffel umkreist hatte, wollte das deutsche Gefolge installieren. Und nun nahm Fürst Friedrich die Gelegenheit wahr, seiner Mutter einen heimlichen Handkuß zu geben. Er sah die farbigen Reifröcke die Treppe hinaufrauschen und lächelte. Gott sei Dank, Mutterchen war noch die Alte geblieben! Unter dem Saum ihres silbergrauen Kleides, das bei jeder Wendung ein violettes Leuchten zeigte, schleifte etwas Weißes nach: vielleicht die abgetretene Spitze eines Unterrocks oder sonst derlei. Friedrich nahm immer zwei Stufen auf einmal, zum Entsetzen des Grafen Baciochi, der gar nicht wußte, was er wollte. Er schlüpfte an den wie zu Erzsäulen erstarrten Guiden vorbei, überrannte beinahe den Grafen Castellane, der ihm entgegenkam, und war nun glücklich dicht hinter seiner Mutter.

„Entschuldigen gnädigste Durchlaucht,“ sagte er, „entschuldigen Frau Herzogin — dero Gnaden zumpelt irgend etwas nach . . .“

Bei dem berlinerischen Ausdruck „zumpelt" zuckte die Herzogin zusammen. Das war ein heimischer Klang. Sie wandte sich rasch um und sah ihren Sohn.

„Einen Kuß im Galopp, Mutter," sagte der Fürst, das Herz voll lachender Seligkeit, „weder Kaiser noch König sieht's, und die Hoflakaien können uns wurscht sein."

Die Herzogin hatte ihn bereits umarmt; ein paar kräftige Küsse brannten auf seinen Wangen.

„Mein geliebter Junge, mein . . ."

Aber ein paar Stufen höher winkte schon die Herzogin von Bassano. Die Herzogin von Castaing fand nur noch Zeit, ihrem Sohne zuzuflüstern: „Nachher — nach dem Diner im Park . . ."

Dann sah sie den „Zumpel" am Kleide und fluchte; hob ungeniert den Rocksaum und riß die Spitze mit kräftigem Ruck ab. Sie nickte Friedrich noch einmal mit lachendem Gesicht zu und stieg die Treppe zum Foyer hinauf, wo sich der König soeben von den Damen verabschiedete. Napoleon selbst führte ihn in die für ihn bestimmten Gemächer.

Nun konnte Fürst Friedrich sich wieder dem Grafen Baciochi anschließen, der wie ein Kreisel umherwirbelte, um seine deutschen Herren zusammen zu halten und ihnen das Programm für den Abend mitzuteilen: um acht Uhr Diner, dann die Curée vor der Terrasse. Um elf Uhr Schluß. —

Dem Fürsten Estedt war ein großer, mit wunderschönen alten Gobelins geschmückter Salon angewiesen worden; daneben lag das Schlafzimmer, das nach der Parkseite hinausführte. Hier packte Altenbühl bereits

die Koffer aus: ein Sechziger, der unter dem verstorbenen Herzog als Reitknecht angefangen und sich in seinen Diensten langsam in die Höhe gearbeitet hatte.

„Durchlaucht, ich suche den Hausorden,“ sagte er mit seinem immer gleichmäßig ruhigen Gesicht, „und ich weiß ganz genau, daß ich ihn eingepackt habe.“

„Ich habe ihn wieder herausgenommen. Wir brauchen ihn nicht. Ich trage hier nur die Ehrenlegion. Die ist doch da?“

„Zu Befehlen, Durchlaucht,“ erwiderte Altenbühl, „da ist sie.“ Und er legte ein Schächtelchen auf den Stapel Unterwäsche neben dem Koffer. „Frack oder große Uniform?“

„Kleine Uniform: blauer Koller, lange Hosen. Leg' alles zurecht. Ich will noch eine Zigarre rauchen.“

„Habe ich mit. Fünfzig La Paz und fünfzig von der leichten Bellezza.

„Du denkst an alles. Gib mir eine Bellezza.“

Altenbühl hatte eine Zigarre abgespitzt, reichte sie dem Fürsten und hielt ihm ein brennendes Zündholz hin. Dann packte er weiter aus, indes sich Friedrich im Salon auf einen Diwan warf und die Augen umherwandern ließ.

In dem riesigen Raum brannten nur einige Flammen der Mittelkrone. Die mythologischen Szenen auf den Gobelins an den Wänden verschwammen in halber Dunkelheit. Aber der Spiegel über dem Kaminsims bildete ein helles Schild und gab die davor stehenden beiden Pagoden und das chinesische Potpourri in der Mitte in scharfen Umrissen wieder.

Während Friedrich in den Spiegel starrte, fühlte er, daß er müde wurde. Die Einladung des Königs, ihn nach Compiègne zu begleiten, war ihm in letzter Stunde zugegangen und überraschend gekommen. Eine Absage war natürlich ganz unmöglich. Das Telegramm Manteuffels hatte zwar betont, daß er nicht als Kammerherr vom Dienst mitreisen solle, sondern daß der König ihm nur Gelegenheit zu geben wünsche, die Herzogin-Mutter einmal wiederzusehen. Es war der gütige Einfall eines Augenblicks. Friedrich war bei einem Nachbar zur Jagd gewesen, als ihn das Telegramm erreichte, und er mußte von Liegnitz aus in Eilzügen nach Koblenz fahren, um den König noch rechtzeitig zu treffen. Die Hetzjagd hatte ihn ein wenig abgespannt. Dennoch freute er sich über die Liebenswürdigkeit des königlichen Herrn, der einst zu den Freunden seiner Mutter gehört und auch ihm selbst so manche Gunstbezeigung erwiesen hatte. Das wunderliche Schicksal, das die Zwillingsbrüder zwei verschiedenen Herrschern als Untertanen zugeführt, hatte zweifellos ein besonderes Interesse für den König.

Friedrich hielt noch die Zigarre zwischen den Fingern, aber die Augen waren ihm zugefallen und die Gedanken begannen zu kreisen. Es war ein Zustand von halbem Wachsein und halbem Schlummern: ein behagliches Dämmern. Er hörte die Tür gehen, doch er achtete nicht darauf. Es konnte Altenbühl sein. Dann ordnete es sich in seinem schläfrigen Hirn. Altenbühl sprach nicht Französisch mit ihm. Er hatte auch eine sanftere Stimme. Friedrich hörte ein scharfes Organ, ein leicht befehlshaberisch klingendes, mit der nasalen

Betonung der Vokale, wie die Mode der Boulevards es derzeit mit sich brachte. „Zackerli," hörte er sagen, „warum denn die halbe Beleuchtung? Bin ich überhaupt hier recht? Fürst Estedt zu sprechen?"

Da fuhr Friedrich vom Diwan in die Höhe. „Natürlich ist er zu sprechen. Nur mußt Du erlauben, daß ich inzwischen die Haut wechsele. Baciochi hat kleine Uniform für das Diner befohlen, und ich bin noch im Reiseanzug."

Die Brüder umarmten sich herzlich

„Ich habe Dich im Schlaf gestört," sagte Paul.

„Gott bewahre. Ich nickte nur so ein bissel. Wo kommst Du denn her?"

„Direkt vom Pferde. Aber zieh Dich ruhig um. Wir plaudern inzwischen."

„Altenbühl!" rief der Fürst.

Der alte Kammerdiener erschien in der Tür zum Nebenzimmer, blieb dort stehen und lachte über das ganze Gesicht. Es kam selten vor, daß Altenbühl lachte. Jetzt konnte er nicht anders. Er hatte den Herzog als Kind gekannt: seine eigene Frau war die Amme des Kleinen gewesen. Es hatte sich gerade so gemacht. Und da lachte die frohe Erinnerung aus allen Falten seiner gut geschulten Miene.

Paul gab ihm beide Hände.

„Immer noch wohlauf, Altenbühl?"

„Ich danke untertänigst, gnädigste Durchlaucht, es geht ja noch."

„Und die Nunni? Auch auf dem Posten?"

„Ich danke untertänigst, gnädigste Durchlaucht, jünger ist sie ja nicht geworden, aber dicker."

„Wie die Mama! Das ist schlesischer Schlag. Wie viel Kinder, Altenbühl?"

„Drei, gnädigste Durchlaucht. Der Aelteste dient schon bei den Franzern, und die Jüngste, die Marie, will unseren Kantor heiraten . . ."

Es gab noch in Windeseile ein paar Erinnerungen aus der Kinderzeit. Paul sprach das Deutsche vollkommen fertig, aber unglaublich rasch. Die Worte überstolperten sich bei ihm; man mußte scharf aufpassen, um ihn zu verstehen. Während er sprach, stand er dicht vor Altenbühl und tippte ihm fortwährend mit dem Zeigefinger auf die Brust.

Indessen wusch sich Friedrich im Kabinett nebenan und rief dann nach seinen Sachen.

„Komm herein, Paul, und erzähle! Altenbühl, gib ihm eine Zigarre. Von der La Paz. Euer französisches Kraut ist noch immer nicht zu rauchen. Also erzähle. Seit wann dienst Du bei den Garden zu Pferde?"

„Eine Gnade des Kaisers. Irgendwo sollte ich Leutnant sein. Aber ich quittiere im nächsten Jahr. Dienst und Gesellschaft ist unmöglich. Außerdem —"

Friedrich fuhr in die Beinkleider, die Altenbühl ihm hielt. „Außerdem?"

„Betrügen mich Verwalter und Pächter. Allesamt. Ich muß mich selbst um die Güter kümmern. Wie steht's denn in Estedt?"

„Gut. Ich habe arrondiert. Noch drei Güter zugekauft. Darunter eine famose Waldherrschaft: Hövelriede — es gehörte einem Herrn von Ladenburg, der vor der Pleite stand. In Estedt habe ich eine Zuckerfabrik angelegt und eine neue Brennerei."

„Du wälzst Dich im Mammon. Erklärlich. Erstens bist Du nicht verheiratet, und Du ahnst nicht, was so eine Frau kostet."

„Honorine hat drei Millionen mitgekriegt."

„Eine Lappalie. Eine halbe verschlingt jedes Jahr."

„Donnerwetter! Ihr lebt ja hier wie die Verrückten. Kommt denn die Mama mit ihren Renten aus?"

Paul fuhr mit der Hand durch die Luft. Er saß rittlings auf einem Stuhl und paffte stark.

„Glänzend!" rief er. „Was braucht sie denn? Sie legt noch zurück. Ihr Hotel in der Avenue der Kaiserin ist nicht mehr wie ein mittelmäßiges deutsches Herrenhaus. Ihre Handschuh läßt sie dreimal waschen. Einmal hat sie sich auf Bitten Honorines ein Kostüm bei Worth machen lassen. Als sie die Rechnung bekam, ist sie beinah in Ohnmacht gefallen. Sag' mal: hast Du eine politische Mission?"

Friedrich feilte an seinen Fingernägeln. „Fehlte mir auch noch. Der Besuch hat meines Wissens überhaupt keine politischen Zwecke."

„Nu nee! Wenn sich zwei Souveräne besuchen, reden sie bloß von ihrer Bartpomade. Oder von der besten Rasierseife."

„Das wäre schon möglich," entgegnete Friedrich lustig. „Auf das Einseifen habt Ihr Euch immer verstanden. Aber nachher schneidet Ihr Euch mannigmal selbst. In Baden-Baden habt Ihr vorbeigekratzt. Wir sind nicht wie die Italiener. Die Annexion von Savoyen —"

„Natürlich!" fiel der Herzog ein und blies eine quirlende Rauchgirlande in die Luft, „die ewige Angst-

meierei. Möchte wissen, was es E u ch eigentlich angeht, wenn wir die günstige Gelegenheit beim Schopfe packen, unsre natürlichen Grenzen wieder herzustellen."

Friedrich ließ sich den Waffenrock reichen. „Natürliche Grenze ist ausgezeichnet. Aber wenn Euer Kaiser —"

„Erlaube! Wenn Euer König —"

„Laß mich doch mal aussprechen!"

„Du redst ja in einem fort!"

Friedrich knöpfte seinen Koller zu. „Ich sage, wenn Euer Kaiser auch bei u n s so eine kleine Grenzberichtigung in petto hat, ist er schief gewickelt."

„Er denkt gar nicht dran."

„Nee — gar nicht. Aber er hat uns schon eine Entschädigung anbieten lassen."

„Schleswig-Holstein. Ihr schielt ja lange genug nach den Herzogtümern. Eine Kompensation ist doch das wenigste, was wir verlangen können."

„Sind wir Euch vielleicht bei Nizza-Savoyen in die Quere gekommen?"

„Ging Euch auch absolut nichts an."

„Hat uns aber die Augen geöffnet. Wir brüllten zwar nicht wie Palmerston —"

„Ach, der alte Pam!"

„Setzten uns aber ein bißchen auf die Hinterbeine. Du weißt doch, daß unser König in die Zusammenkunft von Baden-Baden nur unter der Bedingung eingewilligt hat, daß die Unverletzlichkeit deutschen Gebietes die Grundlage aller Verhandlungen sei?"

„Ist's etwa anders gewesen? Im übrigen kann ich Dir, ohne indiskret zu sein, erzählen, daß auch hier in

Compiègne nur von Friede und Freundschaft die Rede sein wird. König Wilhelm kann sich also in der Gewißheit in Königsberg krönen lassen, daß er von französischer Seite keinerlei Ungelegenheiten zu erwarten hat."

Nun schloß Friedrich den letzten Knopf und zupfte den Rock zurecht. „Weshalb zanken wir uns da eigentlich?" fragte er naiv.

Der Herzog lachte fröhlich auf: „Wer hat angefangen? Ich oder Du?"

„Ich nicht. Ich bin überhaupt kein Politiker."

„Ich auch nur ein halber. Wenigstens vorläufig. Aber ich habe große Lust, bei den nächsten Wahlen zu kandidieren."

„Ach herrjeh! Da wirst Du vermutlich noch deutschfeindlicher werden."

„Pardon — das war ich nie. Aber immer ein begeisterter Franzose . . ." Er erhob sich und suchte nach einem Aschbecher. Es war keiner zu finden. Altenbühl präsentierte ihm den Untersatz eines Seifennapfes. „Ja, natürlich, ein begeisterter Franzose. So einer, wie unser Vater war."

„Und unsre Mutter ist noch immer eine begeisterte Deutsche," erwiderte Friedrich, „trotzdem sie Ehrendame der Kaiserin der Franzosen ist . . . Und ich selbst: muß ich denn nicht aus Herzensgrunde Deutscher sein?"

Jetzt standen die Brüder sich gerade gegenüber: gleich groß, gleich gewachsen, mit den gleichen Gesichtern, in ihrer frappierenden Ähnlichkeit nur durch

die Uniformen voneinander zu unterscheiden. Ein etwas bitteres Lächeln ging wie ein Nervenzucken über die Miene Pauls.

„Eigentlich eine verzwickte Geschichte," sagte er. „Zwei Früchte vom selben Baum. Aber die eine reift hier, die andere drüben."

„Es lag an der Okulierung," erwiderte Friedrich.

„Was machen wir, wenn Preußen und Frankreich einmal gegeneinander die Waffen ziehen?"

„Wir würden sie senken, wenn wir beide uns auf dem Schlachtfelde begegnen sollten."

„Ja, das würden wir tun. Wir salutieren voreinander."

„Und dann hauen wir weiter."

„Aschbecher, Altenbühl!" rief Paul. „Den Seifennapf — oder den Wassereimer. In Compiègne raucht sonst nur der Kaiser. Altenbühl, sorge auch Du für Aufrechterhaltung des Friedens. Schon um unsrer willen."

„Zu befehlen, Durchlaucht," antwortete Altenbühl und stand stramm.

Ein feiner Glockenton schwirrte durch die Korridore.

„Dein Zeichen, Friedrich. Versammlung im japanischen Salon. Zeige mal, wie Du aussiehst. Alle Achtung! Schade, daß es nichts zum Herzbrechen gibt."

„Gar nichts?"

„Ich fürchte, nein. Alte Schachteln; nur zwei jüngere Hofdamen, und die sind versorgt. Du bist viel zu schön."

Friedrich trug die Uniform der Gardedukorps, bei denen er gedient hatte und in der Reserve geführt

wurde; aber auf besonderen Befehl nicht den Galarock, sondern den blauen Koller und als einzigen Orden die Ehrenlegion. Die war ihm vom Kaiser bei Gelegenheit des Begräbnisses seines Vaters verliehen worden; General Pelissier hatte ihm die Dekoration überbracht und mit den Worten angeheftet: „Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät, damit Sie sich immer erinnern mögen, daß Sie französischen Geblüts sind."

Die Redensart war billig und auch so aufgefaßt worden. Immerhin: heute war es notwendig, den Orden zu zeigen.

„Seh' ich Dich noch?" fragte Friedrich, schon an der Tür.

„I bewahre. Ich muß zu meiner Schwadron zurück. Man hat uns in Bürgerquartiere gelegt. Ich wohne bei einem Schneidermeister, der aber gottlob eine hübsche Schwägerin hat. Auf morgen, Friedrich. Und wenn Du Zeit findest, springe doch erst einmal bei uns heran, eh Du zur Mama gehst — oder hole uns ab."

„Wenn ich kann, gern. Auf Wiedersehen, Paul — und schönen Dank für Deinen Besuch."

Sie trennten sich. Nun öffneten sich auch die Türen nebenan, und die Herren von Loë und von Steinäcker gesellten sich an. Lakaien führten sie treppab in den japanischen Salon, wo die Generäle von Manteuffel und von Alvensleben sie schon unruhig erwarteten. Aber der Beginn des Diners zog sich hin: es hieß, die Kaiserin habe sich mit einer Nadel in den rechten Zeigefinger gestochen. Daher die abermalige Verspätung.

II.

Die Verspätung fiel nicht weiter auf. Nur auf der Stirn des Kaisers zeigte sich eine drohende kleine Falte. Er hatte den König persönlich in seinen Gemächern abgeholt und durch die Korridore in den japanischen Salon geleitet, wo er den Hofstaat seiner Gemahlin bereits vorzufinden glaubte. Statt dessen wartete der Obersthofmeister der Kaiserin, der ältere Graf Tascher de la Pagerie, in gekrümmter Haltung an der Tür, um dem Imperator ein leises Wort zuzuraunen. Nun stieg die drohende kleine Falte auf; die Zäsarenstirn furchte sich. Aber sofort lächelte wieder der Mund unter dem gespitzten Schnurrbart und eine scherzhafte Bemerkung flog zu dem König hinüber. Der König machte eine bedauernde Bewegung und lächelte dann gleichfalls, indem er ein Scherzwort zurückgab.

Das sah und hörte Fürst Friedrich. Also die Kaiserin hatte sich in den Finger gestochen. Nach fünf Minuten wußten es alle Anwesenden. Aber nach fünf Minuten war auch die Kaiserin schon da, unter dem Vortritt der Fürstin von Eßlingen, die von zwei jüngeren Damen flankiert wurde. Diesmal trug Eugénie eine rosenfarbige Toilette und weiße Blüten im Haar. Der zerstochene Finger beeinflußte weder ihre Schönheit noch den Zauber ihrer Liebenswürdigkeit.

Fürst Friedrich unterhielt sich gut während der Tafel, die nur zwanzig Kuverts für den engsten Zirkel des Hofes umfaßte. Er saß neben einer reizenden kleinen Spanierin, der Marquise Bedoya, und einer pikanten Südfranzösin gegenüber, der Gräfin Coëtlogon. Die Marquise hatte einen Vetter, der Attaché

bei der spanischen Gesandtschaft in Berlin war und den Friedrich flüchtig kannte. Das gab eine Anknüpfung. Die Gräfin Coëtlogon, deren Vater die siebente Division in Besançon befehligte, war wiederum eine weitläufige Verwandte der Castaings und stellte sich sofort als liebe Kusine vor. So war man denn schon bei den Forellen im angeregtesten Plaudern, und Friedrich freute sich über die reizenden Geschöpfe: über den Kirschenmund der Marquise Bedoya und den köstlichen Hals der Gräfin Coëtlogon und über die diskrete Munterkeit der beiden, die von allem möglichen zu plaudern wußten, was Paris interessierte, mit gedämpfter Stimme sogar von der neuesten Operette Offenbachs und dem Skandal, den Herr Dumas Vater in Neapel mit der Gräfin Castiglione gehabt hatte.

Zuweilen glitt sein Blick auch weiter die Tafel hinauf und empfing wieder einen Gruß aus den Augen seiner Mutter, die zwischen dem Grafen Pourtalès und dem Herzog von Magenta saß, und deren ungeniert laute Stimme auch auf die höchsten Herrschaften keine Rücksicht nahm. Sie war wirklich eine merkwürdige Frau. Friedrich wußte, daß sie in den Tuilerien wenig beliebt war, weil sie mit ihrer unbarmherzigen Offenheit überall Anstoß erregte. Als Trägerin eines großen Namens und Witwe eines Mannes, der Ludwig XVIII. ebenso treu gedient wie Karl X. und der nach dem zweiten Dezember auch vor dem neuen Kaiserthron seine höfliche Reverenz gemacht hatte, gehörte sie zum Hofe; aber sie wurde gewissermaßen nur à la suite geführt und von der Kaiserin, die ihre schreckliche Stimme fürchtete, nicht anders als bei besonderen Gelegenheiten

herangezogen. Auch diesmal hätte man sie sicher vergessen, wenn nicht Graf Pourtalès, der die Liste des preußischen Gefolges erhalten hatte, den Minister des kaiserlichen Hauses darauf aufmerksam gemacht hätte, daß sie die Mutter des Fürsten von Estedt wäre. Erst daraufhin war ihr eine Einladung zugegangen, über die sie freilich nur schimpfte; denn von ihrem Sohne hatte sie bei dieser Gelegenheit wenig und außerdem kosteten die Tage von Compiègne zwei neue Roben.

Friedrich hörte, daß seine Mutter dem Herzoge von Magenta von Berlin erzählte. Marschall Mac Mahon sollte als außerordentlicher Bevollmächtigter Frankreichs das Kaiserreich bei der bevorstehenden Krönung König Wilhelms in Königsberg vertreten und wollte mit seiner Gattin die Gelegenheit benützen, Berlin kennen zu lernen; daher wohl das Thema der Unterhaltung, in die sich auch der König mischte, um mit liebenswürdigen Worten ein paar Erinnerungen aufzufrischen aus jenen Tagen, da die Herzogin noch als Prinzessin von Estedt dem Hofe Friedrich Wilhelms IV. angehört hatte. Und so kam es, daß plötzlich an der ganzen Tafelrunde von der preußischen Hauptstadt gesprochen wurde. Friedrich amüsierte sich über die etwas nebelhaften Vorstellungen, die sich die kleine Marquise Bedoya von Berlin machte, und es reizte ihn, ihr allerhand Drolliges vorzulügen. Sie hatte noch nie etwas von der Spree gehört und war sehr verwundert, zu vernehmen, daß dieser wilde Fluß im Herzen von Berlin ungeheure Katarakte bilde, über denen man auf riesigen Eisenkonstruktionen eine Art Marsfeld für die großen Paraden geschaffen habe. Als Friedrich aber nun auch

von einer wüsten Insel vor den Toren der Hauptstadt zu erzählen begann, dem sogenannten Tempelhofer Feld, auf dem die schweren Verbrecher ausgesetzt würden, um Rheinwein zu fabrizieren, und von einer anderen Spreeinsel, dem Wedding, die vulkanischen Boden besitze und auf der demzufolge eine tropische Flora blühe, da witterte die Marquise Gefahr, und die Gräfin Coëtlogon rief lachend: „Das wissen wir aus der Schule, mein Prinz, daß Berlin zu einer Hälfte in der heißen Zone liegt und mit der andern an den Nordpol stößt. Aber wie man da l e b t, möchten wir gern wissen."

Nun hub Friedrich abermals an, einer ausschweifenden Phantasie die Zügel schießen zu lassen und erfand neue artige Märlein. Die beiden hübschen Hofdamen amüsierten sich königlich, und als er mit seinem Crayon auf die Rückseite des Menüs das Porträt des Herrn von Castro zeichnete, des Vetters der Marquise von der spanischen Gesandtschaft in Berlin, als Beweis dafür, daß er ihn kenne: ähnlich zwar, aber im Typus des Sancho Pansa, da bekam die kleine Spanierin fast einen Lachkrampf, und zugleich flog ein fragender Blick der Kaiserin über das untere Ende der Tafel. Die Marquise wurde purpurrot, und das Gesicht der Gräfin wandelte sich zu ernstem Stein: eine Strafpredigt der Fürstin von Eßlingen war zum mindesten zu erwarten.

Jedenfalls unterhielt Fürst Friedrich sich gut, und er bedauerte fast, als die Tafel aufgehoben wurde. Beim Kaffee folgte in den Nebenzimmern ein kleiner Cercle, und dann strömte alles an den Fuß der Terrasse, um dem ziemlich läppischen Schauspiel der Curée bei-

zuwohnen, das hier in der Tat nur Komödie war, da eine Jagd noch gar nicht stattgefunden hatte.

Immerhin hatte das Bild seine Reize. Der herrliche Park war glänzend erleuchtet, Wachtfeuer brannten, am dunkel durchschatteten Herbsthimmel lugte die Mondscheibe hinter huschenden Wolken hervor. Unter der Führung Gambles, des ersten Piförs, tummelten sich die Rotröcke. Halalifanfaren erklangen; dann wurde der Hirsch aufgebrochen, und nun stürmte die Meute herbei, die Gamble mit dem erhobenen Hirschkopf zurückwies. Erst nach dreimaligem Versagen wurde ihr unter Hörnerschall das Wild preisgegeben, während gleichzeitig der Bruch zur Verteilung kam.

Das kaiserliche Paar war mit seinem Gaste oben auf der Terrasse geblieben, das Gefolge hatte sich in Gruppen zerstreut. Friedrich stand mit einem Herrn der preußischen Gesandtschaft, dem jungen Prinzen Reuß, ziemlich nahe bei der Meute und wandte sich um, als er eine Hand auf seinem Oberarm fühlte. Es war seine Mutter, in bloßem Kopf, aber mit einer Mantille um die Schultern. „Komm," sagte sie, „ich habe mich schon verabschiedet. Die Kaiserin kennt meine Art. Der kranke Nackennerv wirkt immer. Wir wollen ein bißchen durch den Park schlendern."

Friedrich bot ihr den Arm. Sie drückte ihn herzhaft an sich.

„Rechts herum, Fritz. Da kommen wir in das Duster. Mein lieber Junge, wie freue ich mich . . . Wir haben uns zwei Jahre nicht gesehen."

Der Fürst küßte die Hand der Mutter. „Genau zwei Jahre. Achtzehnhundertneunundfünfzig warst Du in Estedt. Um diese Zeit."

„Ich möchte es so gern einmal wiedersehen. Aber Paul läßt mich nicht fort. Er findet immer wieder neue Ausreden. Ich glaube, er hat Angst, ich würde ihm bei Gelegenheit for ever auskneifen. Am liebsten tät ich's. Dies Paris ist nichts für mich."

„Es hat auch seine Glanzseiten. Zwei hübsche Sterne haben mir heut abend geleuchtet. Die Marquise Bedoya —"

„Ein niedlicher Käfer. Aber Graf Chabrier bezahlt schon ihre Brillanten."

„Pfui Teufel!'

„Das ist hier nicht anders. Die Gräfin Coëtlogon hat sogar mit dem greulichen Baciochi angebändelt. Das ist der Haremshüter, und er macht sich dafür bezahlt. Am Berliner Hofe war ja auch nicht immer alles so, wie es sein sollte. Ich denke da an Nesselrode und die kleine . . . Aber gleichviel. Hier jagen sich die Skandale. Und die Kaiserin merkt nichts."

„Du meinst, daß sie selbst —"

„Aber nein. Alles, was man über sie verbreitet, ist Schwindel. Auch die Geschichte mit Mircourt. Ihr Fehler ist nur, daß sie keine Augen für ihre Umgebung hat. Die Augen sind glanzgeblendet, verstehst Du? Ich schrieb neulich an —"

„Schreibst Du noch immer so viel Briefe?" fiel Friedrich lachend ein.

„Alle Tage zwei oder drei. Was soll ich anders tun? Ich führe auch Tagebücher. Paul nennt mich

die Liselott' des zweiten Kaiserreichs. Manchmal ist er ein ganz witziger Kopf. Hat auch Herz — ja, er hat Herz. Er ist im Grunde genommen ein guter Junge, so wie Du. Aber dies verfluchte Bummelleben! . . . Ich war froh, daß ihm der Kaiser ein Leutnantspatent bei den Garden zu Pferde gegeben hat. Der Dienst ist ihm natürlich längst langweilig geworden. Dann fängt die Lodderwirtschaft wieder an."

„Er klagte mir über allerhand Betrügereien auf seinen Gütern."

„Ja natürlich. Die Bande macht da, was sie will. Nun will er die Verwaltung selbst in die Hand nehmen. Das wird was Schönes werden. Er ist ja nicht wie Du, Friedrich. Er ist der Grandseigneur — und nichts weiter. Und nichts weiter, das ist es eben. Bei uns drüben steht jeder auf seinem Posten. Auch der Reichste und Vornehmste. Da hat doch jeder sein Amt und seine Stellung. Aber was tun h i e r unsere jungen Leute von Namen und Rang? Sie l e b e n. Das ist alles. Sie leben. Und w i e! Donnerwetter, und wie!"

„Und Honorine?"

Die Herzogin packte ihren Sohn fester unter den Arm. „Honorine — na ja! Sie ist ein reizendes Weibchen — und liebt ihn. Sicher: sie liebt ihn. Man muß die beiden sehen: wie Turteltauben. Aber anderseits — sie ist doch auch wahnsinnig oberflächlich. Sie beherrscht nur e i n Gebiet: die Gesellschaft. Die beiden gehen in der Geselligkeit auf. Häusliches Leben, wie wir es kennen, gibt's nicht. Mein Gott, wenn ich an den patriarchalischen Zuschnitt in Estedt denke! Und bei meiner Mutter in Prerow. Wo wir uns selber

Pflaumenmus kochten und zum Frühstück dicke Butterstullen kriegten, wenn's hoch kam, mit Schinken und mannigmal bloß mit durchwachsenem Speck."

„Ländlich, sittlich, Mutterchen. Pflaumenmus und durchwachsener Speck passen nicht gut in das Faubourg Saint-Germain und auf französische Schlösser."

„Ich weiß schon. Chacun à son goût. Es sollte auch nur — na, so eine Art Symbol sein. Der Mensch gehört doch nicht nur der Gesellschaft, sondern ebensogut der Familie. Ich meine, getrüffelte Wachteln tun es nicht allein, auch die Butterstulle will ihr Recht haben. Aber Paul und Honorine kennen überhaupt kein Heim, oder wenn sie es kennen, nur in Glanz und Gleiß. Es ist so bezeichnend, daß die französische Sprache keinen Ausdruck für unser ‚gemütlich' hat. Gemütlichkeit gibt's hier nicht."

„Bloß bei Dir in der Avenue der Kaiserin."

„Da ja — Gott sei Dank. Aber die habe i ch mir geschaffen. Lauter alte Möbel — besserer Mittelstand, sagt Paul. Sie machen sich lustig über mich; das schadet nichts. Sie sagen auch, ich sei geizig. Meinetwegen. Es ist ganz gut, wenn ich alle Jahre hunderttausend Franken zurücklegen kann. Dafür verschwendet Paul gehörig."

Friedrich nickte. „Das hat mir den Anschein. Er sprach davon, daß er jährlich eine halbe Million verbrauche."

„Wenn's langt," sagte die Mutter. „Ich kann nicht nachrechnen — aber ich weiß, daß er im Frühling den Wald von Bouche-du-Lot hat niederschlagen lassen. Sie treiben's ein bißchen zu bunt. Euer Vater hatte ja auch

eine lockere Hand. Aber das war doch etwas anderes. Er blieb immer der vornehme Mann. Bei Paul und Honorine hört die Vornehmheit auf. Keine Spur von Exklusivität. Ich gebe freilich zu, daß so etwas hier schwer hält. Paris ist von oben bis unten mit Gesindel gefüllt. Ekelhaft, Friedrich!“

Die beiden bogen in einen Seitenweg ein; Blautannen und Zypressen begrenzten ihn. Es war hier so dunkel, daß der Kies des Weges fast weiß leuchtete. Durch das Schwarz der Koniferen schimmerte die Statue einer Diana. Vom Schlosse herüber erscholl noch immer das Jaulen der Meute.

Friedrich war ernst geworden. Daß seine Mutter das napoleonische Paris haßte, wußte er. Ihre Jugenderinnerungen hafteten an der royalistischen Reaktion unter Polignac und an den Zeiten Louis Philipps. Die Verachtung gegen den neuen Adel und das sich immer breiter machende Abenteurertum trübten sichtlich ihr Urteil; aber es blieb doch auch Wahres daran.

„Hast Du denn gar keinen Einfluß auf Paul?“ fragte er.

„Gar keinen. Ich klage nicht über ihn. Er ist immer gleich lieb, herzlich und zärtlich — ist mir ein guter Sohn. Aber auf mich hören — das tut er nicht. Er ironisiert meine Warnungen.“

„Soll ich ihn mir einmal vornehmen?“

„Es wird nicht viel nützen. Die Hauptsache bleibt seine verrückte Verschwendung. Honorine hat ja auch ein recht stattliches Vermögen mit in die Ehe gebracht. Aber sie hat nichts weiter zu erwarten. Graf Dalmas, ihr Bruder, der Präfekt von Côte-d'Or, ist durch die

Barauszahlung der Mitgift sowieso benachteiligt worden. Nun trägt sich Paul mit der Idee, sich in die Politik stürzen zu wollen. Er will sich bei den nächsten Wahlen als Kandidat für Bezin aufstellen lassen. Weißt Du, was solch eine Karriere für Geld verschlingt?"

„Kann es mir denken. Pauls politische Karriere sagt mir überhaupt nicht zu. Man muß es ihm ausreden."

Die Herzogin war stehen geblieben. Vom Schlosse herüber tönten die schweren Schläge der großen Uhr. Der von der Illumination rötlich gefärbte Himmel über der Stadt begann allmählich zu verbleichen.

„Wir wollen zurück," sagte die Herzogin, „es wird mir zu kühl. Ich seh' Dich ja morgen. Fährst Du wieder mit dem Könige nach Berlin?"

„Wahrscheinlich, Mama. Ich habe daheim viel Arbeit — allerhand Neuerungen."

Sie legte ihren Arm um seine Schultern. „Sag' mal, mein Junge: wie steht's mit der Heirat?" fragte sie.

Er lachte. „Ich habe noch keine gefunden. Oder haben Dir Deine deutschen Korrespondenten Andeutungen gemacht?"

„Gelegentlich. Bei den Seehausens verkehrst Du noch immer viel?"

Er blieb ganz ruhig. „O ja. Und die Komteß ist nach wie vor meine gute Freundin. Nicht mehr, liebe Mutter."

„Sie muß jetzt zwanzig sein. Ist sie so hübsch geblieben, wie sie war?"

‚Gewiß. Aber . . . liebste Mama, ich muß Deine Hoffnungen durchkreuzen. Solange ihr blinder Vater

lebt, wird sie überhaupt nicht heiraten. Und dann . . . also, es ist Unsinn. Aber vielleicht interessiert es Dich, daß auch die Königin mich gern unter die Haube bringen möchte."

„Was Du sagst!"

„Jawohl. Die drei Töchter des Fürsten Thießburg sind noch zu haben, und da wird schon seit Jahresfrist unter dem deutschen Hochadel Umschau gehalten."

„Sie sind arm," sagte die Herzogin.

„Und verwöhnt," fügte Friedrich hinzu. „Und passen mir auch sonst nicht. Ich hab' es nicht eilig."

„Du wirst im Januar dreißig."

„Die beste Zeit. Bis fünfunddreißig kann ich noch warten."

„Ich dränge Dich nicht. Ich habe nur e i n e n Wunsch: nimm Dir ein deutsches Mädchen, keine Ausländerin."

„Das versteht sich . . ."

Mutter und Sohn hatten sich wieder dem Schlosse genähert. Die Curée war vorüber, aber die Terrassen lagen nach wie vor in strahlender Beleuchtung. Obwohl die höchsten Herrschaften sich bereits zurückgezogen hatten, tummelte sich noch eine bunte Menge am Fuß der Freitreppe, zwischen den Wasserkünsten und in den Gängen der Bosketts. Für die Curée waren besondere Einladungen ergangen, vor allem an die Honoratioren von Compiègne und die Verwaltungsbeamten des Departements Oise; man hatte aber auch einen Teil des neugierigen Straßenpublikums in den Park gelassen, so daß unter den alten Bäumen ein wimmelndes Leben herrschte. In den großen Metall-

becken loderten die Pechflammen und in ihrem Widerschein blitzten die springenden Brunnen wie funkensprühende Feuersäulen. Der rote Brand leuchtete auch aus den unteren Fensterreihen des Schlosses; aber die großen Scheinwerfer auf dem Dache waren in dem Augenblick erloschen, da das Kaiserpaar sich in die inneren Gemächer zurückgezogen hatte.

Absperrungen waren nicht vorgenommen worden, doch hatte Herr Boitelle, der Polizeipräfekt, dafür gesorgt, daß ein ganzes Heer von Geheimpolizisten rings um das Schloß verteilt war. Auch die sogenannte Kabinettspolizei des Kaisers war auf den Beinen, so daß man sich die Liberalität dem großen Publikum gegenüber gefahrlos leisten konnte. Ueberdies hatten die Guiden den Befehl, um Mitternacht den Park zu räumen.

Friedrich fand unter den plaudernden Gruppen vor der Terrasse auch noch einige Herren aus dem Gefolge des Königs, die im Freien ihre Zigarre rauchten. Aber auf Wunsch seiner Mutter hielt er sich mit ihr rechts seitwärts hinter den großen Orangenbäumen, da die Herzogin nicht die Ehrentreppe benutzen wollte. Und hier sah er die Gräfin Coëtlogon, in einen weiten weißen Burnus gehüllt und in so angeregter Unterhaltung mit einem jungen Mädchen, daß sie das Nahen der beiden erst an den knirschenden Schritten im Kies bemerkte.

„Victoire!“ rief die Herzogin erstaunt, „— Kindchen, wo kommen S i e denn her!“

Das junge Mädchen, das einfache Straßentoilette trug, knixte und küßte der Herzogin die Hand.

„Aus Paris," erwiderte sie munter. „Ich wollte den König von Preußen auch gern einmal sehen."

„Und da sind Sie allein nach Compiègne gefahren?"

„Es gingen drei Extrazüge. Den letzten, um fünf Uhr zwanzig, hab ich genommen."

„Aber wie wollen Sie denn um Gottes willen wieder zurückkommen?"

„Gar nicht, Frau Herzogin. Ich übernachte bei meiner Tante, Frau von Rabanis."

„Richtig, die wohnt ja hier . . . Lieber Friedrich, eine Freundin von Honorine, die Vicomtesse Saint Marsault."

Friedrich verbeugte sich. Sein Blick hatte sofort ihr ganzes Gesichtchen umfaßt: es war reizend. Es war wie ein Bild von Gainsborough.

„Sind Gräfin zufrieden mit dem, was Sie gesehen haben?"

Die hübsche Kleine wußte sofort, wen sie vor sich hatte, obwohl die Herzogin in ihrer Zerstreutheit vergessen hatte, ihren Sohn vorzustellen.

„Nein," antwortete sie. „Ich habe mir alles anders gedacht."

„Wieso anders?"

„Viel schöner."

„O ja, das begreife ich. Den König in Hermelin, mit einer Krone auf dem Kopf. Und uns — ja, wie uns?"

„Deutscher. Oder meinetwegen germanischer. Warum sind Sie nicht blond?"

„Fragen Sie meine Mutter," erwiderte er lachend, „Papa war schwarz wie ein Hunne, und Mama —"

„Ist jetzt weiß wie ein Kakerlaken," fiel die Herzogin ein. „Früher war sie einmal braun."

„Victoire schwärmt nur für blonde Menschen," sagte die Gräfin Coëtlogon.

„Ich werde mich färben lassen," entgegnete Friedrich.

Die Vicomtesse lachte. „Da würden Sie drollig aussehen. Sie haben einen brünetten Typ."

„Du auch," warf die Gräfin ein. „Sie halten dies Mädchen für schwarz, Prinz. Aber es ist eine falsche Blondine."

„Immerhin keine unechte."

Erst jetzt fiel Friedrich die pikante Anomalie auf. Victoire trug einen grauen Schleier über den Hut. Darunter sah der Fürst blondes Haar; es bauschte sich weizengelb im Nacken. Aber die Augen waren schwarzbraun, die Brauen dunkel und kräftig. Sie wölbten sich hoch und neigten sich stark zur Nasenwurzel.

Die Herzogin schauerte leicht zusammen. „Kinder, mich fröstelt," sagte sie. Ihre Hand strich über den Baschlik der Coëtlogon. „Auch nur dünn. Morgen hustest Du wieder, Kleine. Victoire, wer bringt Sie nach Hause?"

„Meine Zofe wartet an der Einfahrt. Sie ist sicherer als ein Stadtsergeant."

„Ich geleite die Gnädigste," sagte der Fürst. Er brachte die Damen bis zu dem Seitenportal des Schlosses, vor dem die Kaiserin Marie Louise ihren

dornenlosen Rosenstock gepflanzt hatte, und verabschiedete sich hier von seiner Mutter und der Coëtlogon.

Komteß sind mit der Gräfin befreundet?" fragte er und trat auf die linke Seite Victoires.

„Ja. Sie ist ein lustiges Ding. Aber —"

„O — kommt noch ein Aber nach?"

Sie schüttelte rasch den Kopf. „Nein," entgegnete sie. „Warum?"

„Weil Sie es sagten."

„Mir geht der Mund zuweilen durch."

„Eine Eigenschaft, die zwar mangelnde Vorsicht bekundet, aber wenigstens auf Offenherzigkeit schließen läßt. Und die liebe ich."

„Ich kann auch deutsch sprechen," sagte sie unvermittelt.

„Und wie ich höre, ganz flott. Wo haben Sie das gelernt?"

‚Ich bin in Kolmar erzogen worden. Mein Vater war damals Präfekt von Haut-Rhin."

„Aber jetzt leben Sie in Paris?"

„Gott sei Dank. Die kleinen Provinzstädte sind schrecklich. Dann schon lieber auf dem Lande. O ja — das Landleben hab' ich gern. Kennen Sie es?"

„Ich muß schon. Ich verwalte meine Güter in Schlesien."

„Wo liegt das? Ich weiß, da unten. Um das Friedrich der Große gekämpft hat. Die Schlesischen Kriege, die Schlacht von Hochkirch und die Mühle von Sanssouci. Ich habe ungemein viel gelernt."

„Meine Hochachtung. Also ja, da liegt es. Wenn Sie einmal nach Deutschland kommen sollten, sind Sie gehorsamst zu Gaste gebeten."

„Tausend Dank, aber ich fürchte, ich werde Ihrer freundlichen Einladung doch nie folgen können. Mein Papa sitzt im Finanzministerium und hat nur im Sommer Urlaub. Dann gehen wir an die See, manchmal nach Trouville, manchmal nach Biarritz, zuweilen auch nach Ostende. Aber am liebsten bin ich in Bouche=du=Lot oder in Bezin bei Honorine. Bezin ist entzückend. Waren Sie einmal da?"

„O ja. Es ist der Geburtsort meines Vaters. Aber es ist lange her, daß . . . Vor dem italienischen Kriege war ich zum letztenmal in Bezin. Da wurde gerade das Schloß umgebaut."

„Es ist wundervoll geworden. Der Herzog hat auch die alten Befestigungsgräben wieder öffnen lassen. Jetzt fährt man über eine Zugbrücke in den Burghof." Sie blieb stehen. „Vielen Dank. Da ist meine Zofe."

Sie deutete auf das abflutende Menschengewirr am Parkeingang.

„Ich sehe hundert Leute," sagte Friedrich, „aber keine vereinzelte Zofe. Keine vereidigte Hüterin.

„Suzanne!" rief Victoire.

Aus der Menschenflut löste sich eine Menschengestalt, grau gekleidet wie eine Nonne, mit niedlichem Soubrettengesicht und schelmischen Augen.

„Da ist sie," sagte die Vicomtesse. „Sie hat schon einmal einen Strolch verprügelt. Sie sieht zart aus, hat aber Bärenkräfte. Ich turne auch jeden Morgen.

Ich will der Muskelatrophie vorbeugen, an der unser Geschlecht laboriert."

„Alle Schätzung vor Ihren athletischen Anlagen — aber ich ziehe es doch vor, Sie mit Ihrer starken Zofe nach Hause zu bringen. Sie können sich unmöglich unter die Menschheit mischen.

„Das will ich gar nicht. Ich habe einen Wagen da."

„So geleit' ich Sie bis zum Wagen. Geben Sie mir Ihren Arm — wir kommen dann besser durch.

Sie schob ohne weiteres ihren Arm unter den seinen. Der Arm war rund und weich; das fühlte er. Er fühlte auch die Spitzen ihrer fünf Finger.

Die Zofe schritt hinterher. Aber dann sah Friedrich ihre zierliche Nonnengestalt wieder vor sich. Sie schlüpfte geschickt zwischen den Menschen durch und blieb neben einem der Wagen stehen, die vor den Schloßkolonnaden an der Stadtseite hielten.

Friedrichs erster Blick galt den Pferden: zwei Schimmeln. Percherons, sagte er sich, aber nicht völlig rein. Die Anschirrung war indes leidlich elegant; der Kutscher saß korrekt und rührte sich nicht. Ein Diener in ockerfarbenem Schoßrock stand neben dem Schlag und hielt den blank lackierten Hut in der Hand.

Victoire verabschiedete sich dankend. „Auf Wiedersehen," sagte sie.

„Wann, gnädigste Gräfin?"

Da traf ihn ihr Auge. „Morgen," entgegnete sie und stieg in den Wagen.

„Und wo?" Er war ganz verwirrt.

Während die Pferde anzogen, beugte sie sich ein wenig aus dem Kupeefenster und rief ihm lachend zu:

„Wo denn? Sie haben die Wahl. Im Café Anglais oder bei Riche oder im Mabille oder sonstwo an einem verbotenen Ort. Aber Sie müssen in Ihrer schönen Uniform kommen — und in einer blonden Perücke."

Er blieb noch einen Augenblick wie angewurzelt stehen, verblüfft über ihre niedliche Keckheit. Und während er nach dem Schlosse zurückschritt, fiel ihm ein, daß sie ja eine Freundin seiner Schwägerin Honorine war. Ihr „Auf Wiedersehen" bezog sich also wahrscheinlich auf das morgige Familiendiner bei seiner Mutter, die sie vermutlich eingeladen hatte

Darüber freute er sich. Sie hatte so hübsche lustige Augen. Aber ganz besonders gefielen ihm die dunklen Brauen, die in übermütigem Kontrast zu dem aschblonden Haar standen: eine merkwürdige Anomalie, die gleichsam ein sichtbarer Beweis dafür war, daß dieser Querkopf von anderer Artung sein wollte als ihresgleichen.

Er schlenderte langsam durch den Park, in dem jetzt Patrouillen umherzogen, um die letzten Neugierigen zu vertreiben, und kehrte dann zur Terrasse zurück. Er hätte gern noch mit dem oder jenem ein halbes Stündchen verplaudert, aber er fand den Platz leer. Die Pechfeuer waren erloschen; nur oben zeichneten sich auf dem Hintergrunde der großen, hellstrahlenden Foyerfenster die Silhouetten eines auf- und niederschreitenden Paares ab. Es waren der Herzog von Magenta und der General von Manteuffel, und da Friedrich annahm, daß sie über politische Dinge verhandelten, so schlug er einen großen Bogen um die Terrasse und schlich sich hinter den Orangenbäumen

nach dem Seitenportal des Schlosses, das vorhin seine Mutter benutzt hatte.

Er wußte, daß die Zimmerflucht für das preußische Gefolge im zweiten Stockwerk belegen war und nach der Parkseite hinausführte; er stieg also die Treppen hinauf, wandte sich in der zweiten Etage den rechten Couloir hinab und suchte nach der richtigen Tür. An allen Türen der Gastgemächer waren Kartonblätter mit den Namen der Fremden befestigt worden, und Friedrich entsann sich, auch das Schild am Eingang zu seinem Zimmer gelesen zu haben: es hatte eine falsche Schreibart getragen — „Prince d'Estède" statt Estedt. Aber Friedrich suchte vergeblich; es war zweifellos, daß er sich in einem unrichtigen Trakt des Schlosses befand, denn die Türen trugen hier überhaupt keine Bezeichnungen. Er machte also kehrt, schritt den Korridor wieder zurück und kam auf einen oktogonal geformten Podest, von dem aus sich strahlenförmig drei neue Couloirs abzweigten. Jetzt wußte er gar nicht mehr Bescheid. Ueberall brannten die Gaslichter, aber keinerlei Dienerschaft zeigte sich; es herrschte tiefe Stille — auf den dicken Teppichen wurden nicht einmal die eigenen Schritte hörbar. Selbst das lustige Geklirr seiner Silbersporen verklang; nur das leise Summen des Gases war zu vernehmen.

Auf gut Glück wählte Friedrich den mittleren Korridor für seine weitere Wanderschaft, und da er vermutete, daß er ein Stockwerk zu hoch geraten sei, so stieg er die anschließende Treppe hinab. Daß er wiederum falsch ging, sah er sofort, denn er geriet nunmehr in Räume, deren hohe, architektonisch reich

geschmückte Wölbungen von Marmorpilastern getragen wurden, und dann in einen sehr breiten, hallenartigen Couloir mit Arrangements von mittelalterlichen Waffen an den Wänden — also in eine Pracht der Ausstattung, die ihm deutlich machte, daß er sich hier wahrscheinlich in der Nähe der Appartements des kaiserlichen Paares, aber nicht der Gastzimmer befand. Aber er sah wenigstens Lakaien und erfuhr von ihnen, daß er von neuem kehrt machen und von dem Oktogon aus sich linkswärts wenden müsse; dann käme er in die Galerie der Skulpturen, die er zu durchschreiten habe, um auf die andere Seite des Schlosses zu gelangen. Dort lägen nämlich die Gastzimmer der deutschen Herren und seien schließlich auch leicht zu finden: nur müsse der Herr sich hüten, von der Galerie der Skulpturen aus nach rechts zu gehen; sonst gelange er zu den Hofdamen und eine Treppe höher zu den Kammerfrauen. Also immer links halten — „immer links, mein Herr . . .“

„Immer links, mein Herr,“ murmelte Friedrich automatisch und zog sich aus der kaiserlichen Pracht zurück. Er war überzeugt, daß er sich abermals verirren würde und versuchte in Gedanken die Ratschläge des Lakaien zu rekapitulieren. Das Oktogon fand er leicht wieder; nun links — immer links halten, sonst geriet er zu den Hofdamen, was ihm im Augenblick nicht einmal Spaß gemacht hätte, oder geriet gar zu den Kammerfrauen und Zofen. Die Galerie der Skulpturen hatte er glücklich erreicht: eine weite Halle mit ungeheuren, grün verhängten Fenstern, in der nur

wenige große Halbglocken an der Decke Licht verbreiteten. Er schritt zwischen nackten Göttinnen, ringenden Kämpfern, bärtigen Philosophen und spielenden Nymphen hindurch, vorbei an einem geschundenen Marsyas, einer jagenden Diana, einem dicken Herkules, und trat jenseits einer Laokoongruppe in eine Rotunde, deren Mitte ein antiker Marmorbrunnen einnahm und die sich westlich und östlich zu neuen Korridoren öffnete. „Links halten,“ sagte sich Friedrich in kluger Selbstermahnung und wollte es soeben tun, als er von dem Korridor gegenüber die Gräfin Coëtlogon eintreten sah.

Sie schrak leicht zusammen, als sie ihn erblickte, faßte sich aber sofort.

„Eine Begegnung um Mitternacht,“ sagte sie lächelnd. Das Lächeln war erkünstelt und paßte schlecht zu ihren geröteten Augen. Sie mußte geweint haben. „Führt Sie die Leidenschaft für die antike Plastik hierher, mein Prinz?“

„Nicht ganz. Jedenfalls ist sie nicht so heftig, daß ich ihr den Schlaf opfern würde. Ich hatte mich verlaufen und keinen Ariadnefaden zur Hand.“

Die Gräfin deutete nach links.

„Jetzt weiß ich es,“ sagte Friedrich. „Immer links halten. Rechts kommt man in das Feenreich, links in die Realität.“

Sie lächelte wieder; es war wie das rasche Vorüberhuschen eines heiteren Gedankens. „Das Feenreich hat keinen Zauber,“ erwiderte sie. „Fragen Sie die Marquise Bedoya. Die Herzogin von Bassano hat

ihr acht Tage Stubenarrest gegeben, weil sie sich während der Tafel unschicklich benommen habe."

Friedrich war entrüstet. „Wie ist das möglich?" fragte er. „Die jungen Damen sind doch keine Rekruten!"

„Aber die Ableiter für jede Laune des Augenblicks. Die Kaiserin hat sich über irgend etwas geärgert. Der Reflex ihres Aergers sickert durch. Die Fürstin von Eßling trifft er zuerst, uns Jüngste aber am stärksten."

„Auch Sie, Cousine? Ich sehe, Sie haben verweinte Augen."

Das passiert mir zuweilen," entgegnete sie unter leichtem Erröten. „Aber in diesem Falle . . ." Ein scheuer Blick flog nach rückwärts. „Es ist besser, wir trennen uns. Ich suchte noch eine Stunde der Einsamkeit —"

„Die ich nicht stören will," warf Friedrich ein. „Ich kenne das Bedürfnis nach Einsamkeit. Es ist die Erwartung des Zweiten."

Sie schüttelte den Kopf. „Sie irren sich. Ich liebe die Galerie in der Tat ihrer Einsamkeit wegen. Um diese Zeit ist sie nur von Marmor bevölkert. Ich will Ihnen auch die Stelle zeigen, auf der ich stundenlang träumen kann."

Sie schritt voran in die Galerie. Unter einer riesigen Vase mit der Darstellung des Herakles, wie er den Cerberus bändigt, stand eine Ruhebank mit purpurroten Sammetkissen.

„Hier," sagte sie, „und nun geben Sie acht auf die dekorative Ueberraschung, die meine Träume beflügelt."

Die Vase stand in der Nähe der Fenster. Sie zog einen der grünen Vorhänge ein wenig zurück. Unten lag der schweigende Park: in seiner endlos scheinenden Fernsicht wie ein Bild von Claude Lorrain. Ueber dem Wipfelmeer der wolkenzerrissene Nachthimmel mit einem Stück der gelben Mondscheibe und vereinzelten Sternen; in der Platanenallee noch das Leuchten der Gaslaternen, eine gelbglänzende Linie, und darüber im Baumschlag flimmernde Goldtöne; weiterhin verdämmernde Schatten und dann das Schwarz der bewaldeten Berge.

Die Gräfin hatte sich gesetzt und faltete die Hände im Schoß. Sie trug nicht mehr den unförmlichen modischen Reifrock, sondern ein weites, faltiges Gewand, eine Art Schlafrock aus chinesischer Seide. Seit der Eroberung Pekings wurde Paris mit chinesischer Ware überschwemmt.

Friedrich warf nur einen flüchtigen Blick aus dem Fenster. Aesthetische Neigungen hatte er nicht. Die Gräfin interessierte ihn plötzlich; eine Reizung des Abenteuerlichen kam hinzu. Ein Spitzentuch war über ihr braunes Haar geworfen und unter dem Kinn verknüpft. Das blasse Gesicht, fein in den Zügen, aber schon nicht mehr völlig frei von korrigierender Nachhilfe, sah leidend aus. Unter den geröteten Lidern markierte sich eine, vielleicht von Tränen leicht verwischte dunkle Linie

„Sie erzählten mir bei Tisch von unsrer Verwandtschaft, Gräfin," sagte Friedrich. „Wir sind Vetter und Base; weitläufig — gut. Immerhin, auch diese weitläufige Verwandtschaft sollte Ihnen Vertrauen geben.

Sie fühlen sich unglücklich. Kann ich etwas für Sie tun?"

„Hat Ihnen unsre fröhliche Unterhaltung während der Tafel bewiesen, daß ich unglücklich bin?" erwiderte sie abwehrend.

„Wir sind gewohnt, uns in der Gesellschaft den Stimmungen der andern anzupassen. Warum leugnen Sie, Cousine. Sie fühlen sich unfrei in Ihrer Stellung."

„Ja," sagte sie, „es ist Sklavendienst. Aber es liegt nicht an der Kaiserin."

„Sondern?"

„Ich kann mich darüber nicht aussprechen. Es ist unmöglich. Sie würden mich auch nicht verstehen."

„Ich würde es versuchen. Sind Sie nicht auf eigenen Wunsch in den Dienst der Kaiserin getreten?"

„Gewiß. Mein Vater ist Witwer — und ein rauher Mann. Wir passen nicht zueinander. Ein halbes Jahr lebte ich im Hause einer Freundin meiner Mutter, der Baronin Thouars. Sie brachte mich an den Hof."

Fürst Friedrich horchte auf. „Thouars?" wiederholte er. „Einer geborenen Gräfin Seehausen?"

„Ja, sie ist eine Deutsche. Ihr Mann war Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums in Straßburg. Kennen Sie sie?"

„Nein, aber ich will Sie besuchen. Ich habe ihr Grüße von Verwandten in Deutschland zu überbringen."

Die Gräfin stand auf. „Ich bitte Sie, ihr nichts davon zu sagen, daß ich mich hier nicht so glücklich fühle,

wie sie glaubt. Verstehen Sie? Sagen Sie ihr nichts davon. Es würde sie nur beunruhigen — und sie kann mir doch nicht helfen."

„Aber ich — i ch möchte Ihnen gern helfen!" rief Friedrich ungeduldig. „Mein Gott, warum machen Sie nicht kurzen Prozeß und geben den Hofdienst auf!?"

„Wo soll ich hin? Ich bin ja auch arm. Und ich habe Ehrgeiz."

Er verstand nicht. „Ehrgeiz?" wiederholte er kopfschüttelnd.

„Ja," erwiderte sie mit Betonung. „Das ist Ihnen unklar, nicht wahr? Ich sagte Ihnen ja, daß Sie mich nicht verstehen können . . . Wie lange bleiben Sie hier?"

„Wahrscheinlich nur drei Tage. Ich reise mit dem König wieder zurück."

Sie zog an der Schnur des Fenstervorhanges, und das Nachtbild draußen verschwand. Dann reichte sie ihm die Hand.

„Ich freue mich, einen Vetter von drüben kennen gelernt zu haben. Es war zwar nur eine flüchtige Bekanntschaft, aber vielleicht kommt noch einmal die Gelegenheit, da Sie sich ihrer erinnern. Gute Nacht."

Sie hatte, während sie sprach, seine Hand in der ihren behalten: einer schlanken, feinfingerigen, heißtrockenen Hand. Nun ließ sie ihn los und ging. Er hatte das Gefühl, als müsse er ihr nachrufen und ihr nochmals seine Hilfe anbieten. Und seine Lippen öffneten sich schon. Aber eine innere Gegenwehr kam. Es war richtig, was sie gesagt hatte: er verstand sie nicht. Es war auch zwecklos, nach einem Verstehen zu

suchen. Die Episode rauschte zu rasch vorüber. Ueberübermorgen waren er schon wieder auf dem Wege nach Hause. Es lohnte sich nicht.

Er suchte sein Zimmer auf. Eine Patrouille von vier Gardezuaven begegnete ihm. Sie schritten lautlos den Gang hinab, die roten Tschaschias schief auf den Köpfen, die Büchsen im Arm, und schlugen die Richtung nach der Galerie ein. ‚Gut,' sagte sich Friedrich, ‚daß sie nicht fünf Minuten früher gekommen sind; der führende Unteroffizier hätte sonst vielleicht der Palastwache von einem Rendezvous berichten müssen' . . . Dabei fiel ihm wieder die blasse Gräfin mit den verweinten Augen ein. Und dann Victoire. Er verglich die beiden in Gedanken. Aber für Victoire hatte er doch mehr übrig. Sie war der lebensprühende Kobold; bei der Gräfin Coëtlogon störte ihn ein elegischer Zug: so etwas wie ein sentimentales Märtyrertum. Und dann wurde er auch nicht klug aus ihr.

Altenbühl war in einem großen Sessel vor dem Kamin eingeschlafen, fuhr aber rasch in die Höhe, als er die Tür gehen hörte, und reichte seinem Herrn einen auf dem Tische liegenden Zettel. Er trug die Handschrift des Kabinettschefs Illaire: „Euer Durchlaucht sind für morgen frei und können in Paris flanieren."

„Das gilt auch für Dich, Altenbühl," sagte der Fürst. „Wir sind für morgen frei und können bummeln. Wie lange bist Du nicht in Paris gewesen?"

Der Alte fuhr sich in den grauen Kopf. „Ach du lieber Gott, Durchlaucht, das sind wohl an die dreißig Jahr her. Es muß so um die Zeit gewesen sein, wie der Herr Herzog Vater verwundet aus Algier zurück-

kamen. Ja, damals war es — bald nach der Juli-Revolution. Da waren wir zuerst in Bouche-du-Lot und siedelten dann in das Hotel Castaing in der Rue des Francs-Bourgeois über. Ob das wohl noch steht?"

„Aber gewiß. Der Herr Herzog bewohnt es ja. Das kannst Du Dir ansehen."

Altenbühl nickte. „Das möchte ich schon. Es war ein großer Löwenbrunnen im Hofe — und damals hatten die durchlauchtigste Frau Herzogin eine Zofe — es war so ein lustiges schwarzes Mädel — die wollte mal auf den Löwen hinaufklettern und pladderte dabei in das Wasser . . Ueberhaupt die Frauenzimmer. Da gab es ein Tanzlokal — drüben auf dem andern Seineufer — Herrgott, was waren da immer für hübsche Mädel! Ich konnte damals noch nicht so recht französisch parlieren, und da hatten wir einen Reitknecht, der sagte: Wenn Sie ordentlich Französisch parlieren lernen wollen, Altenbühl, dann müssen Sie viel auf die Tanzböden gehen. Das hab' ich denn auch getan. Bei den französischen Frauenzimmern kann man schon etwas lernen, Durchlaucht."

„Da hast Du recht, Altenbühl. Na, nun wollen wir zu Bett gehen."

III.

Am nächsten Tage wimmelte es schon in aller Frühe im Schlosse von Compiègne von Deutschen. König Wilhelm empfing eine Deputation der deutschen Kolonie, mit der er sich huldvoll unterhielt, um sodann, gegen zehn Uhr, mit dem Kaiser zur Fasanenjagd auf-

zubrechen. Nach der Rückkehr fand eine vertrauliche Besprechung zwischen den Herrschern statt, über die in den Blättern viel gefabelt wurde, und hierauf fuhr der Hof in sieben offenen Jagdwagen nach dem Schlosse von Pierrefonds, wo der König zu seiner Ueberraschung von einem Musikkorps mit den Klängen des Dessauer Marsches empfangen wurde. Es wurde im Freien gefrühstückt, und schließlich ging es über die Ruinen des römischen Theaters und die Heidengräber wieder nach Compiègne zurück.

Friedrich hatte am Morgen seine Mutter aufgesucht, aber nur wenige Worte mit ihr wechseln können. Sie wollte erst um die Mittagszeit nach Paris, während er bereits einen der Frühzüge benutzte. Es war ein herrlicher Herbsttag voll strahlenden Sonnenscheins, und der Fürst, der natürlich Zivil angelegt hatte, freute sich herzhaft, einmal wieder Paris durchschlendern zu können. Er traf um elf auf dem Nordbahnhofe ein, fuhr erst ein Stündchen im Bois spazieren und frühstückte dann bei Tortoni. Bei dieser Gelegenheit zog er sein Notizbüchlein zu Rat, um sich den Tag verständig einteilen zu können. Er hatte notiert: „Karten auf der Gesandtschaft abgeben" — „Besuch bei der Baronin Thouars" (sie wohnte in der Nähe der Münze) — „Besuch bei Paul" — „Acht Uhr bei Mutter." Dahinter stand noch eine Adresse: „Viviane Cambon. Rue St. Antoine 18." Das war eine kleine Schauspielerin, die er bei seinem letzten Pariser Besuch vor drei Jahren heftig geliebt hatte. Und da er pedantisch war, wollte er sehen, was die jetzt machte.

Bevor er die Rue de Varennes aufsuchte, schlenderte er noch ein wenig über die inneren Boulevards und ließ sich von der Menge treiben. Paris stand in diesen Tagen ganz unter dem Zeichen des Besuchs in Compiègne. Die Zeitungskioske wurden umdrängt; die Camelots stürmten umher und riefen eine Broschüre aus: „L'empereur et le roi Guillaume", die eifrig gekauft wurde; in den Schauläden der Kunst- und Papierhändler standen reihenweise die Photographien des preußischen Königspaares neben dem Bilde Friedrich Wilhelms IV.; an der Ecke der Rue d'Hauteville hatte ein Hausierer seinen Tisch aufgeschlagen, der mit Gipsstatuetten des Königs bepackt war. Das alles amüsierte Friedrich ungemein. Wenn er auch seinem Herzen nach Deutscher war, so liebte er doch Frankreich als die Wiege seines Geschlechts, liebte vor allem dies ewig heitere Paris, das nach jedem Schrei einer Revolution sein altes girrendes Lachen ertönen ließ und in den zehn Jahren des neuen Kaiserreichs sich an dem eigenen Glanze zu berauschen schien. Eine Minute blieb er vor der Auslage eines Buchladens stehen, um einen Blick auf die jüngste Literatur zu werfen: gelb broschierte Romane mit verfänglichen Titeln, dazwischen das neueste Werk der Frau von Girardin, eine „Zeitstudie" Lamartines, eine Ankündigung der „Misérables" Victor Hugos und darüber eine Reihe Karikaturen von Daumier. Eine Photographie des verstorbenen Grafen Hatzfeld, des letzten preußischen Gesandten, die zwischen einer Reihe anderer Diplomatenbilder an einer Schnur aufgehängt war, erinnerte Friedrich wieder daran, daß

er in der Rue de Varennes seine Karten abgeben wollte. Und nun wurde er unruhig. Er suchte nach einem Wagen, wurde einen Augenblick durch ein Plakat des Théâtre du Palais Royal aufgehalten, das Henri Murgers letzte Bluette „Le serment d'Horace" ausgegraben hatte, blieb vor dem Riesenporträt einer jungen Schauspielerin stehen und dann vor dem blitzenden Glanz eines Juwelierladens und erwischte nun endlich eine Droschke, um sich nach der preußischen Gesandtschaft fahren zu lassen. Dort gab er dem Portier Karten für den Grafen Pourtalès und den Prinzen Reuß und überlegte hierauf, ob es nicht zweckmäßig sein würde, auch gleich die österreichische Gesandtschaft aufzusuchen. Fürst Metternich, der Nachfolger des Barons Hübner, hatte ihm vor vier Jahren in Wien manche Liebenswürdigkeit erwiesen. Aber er sagte sich, daß er bei seinem kurzen Aufenthalte in Paris unmöglich alle alten Bekannten begrüßen könne, sich vielmehr auf die notwendigsten Visiten beschränken müsse. So fuhr er denn nach dem Faubourg Saint-Germain zu Frau von Thouars.

Er hatte daheim eine ehrliche Freundin. Das war die Komteß Aline, die Tochter des alten blinden Grafen Seehausen, dessen Gut im Nordwesten an die Herrschaft Estedt grenzte. Aline hatte ihn gebeten, der Tante Berta einen Gruß von ihr zu überbringen. Die Baronin Thouars war nämlich eine der fünf Schwestern ihres Vaters, die es fertig bekommen hatten, sich ihre Gatten in fünf verschiedenen Nationalitäten zu suchen. Die jüngste und hübscheste des Fünferblattes war sogar halb und halb durchgegangen: mit

einem bildschönen Mexikaner, der zur Zeit der Diktatur Santa Annas in diplomatischer Mission nach Berlin gesandt worden war, und lebte jetzt in Guadalaxara. Eine andere Schwester hatte Jussuf-Khan geheiratet, den vorletzten Gesandten Persiens in Frankreich, der nunmehr als behäbiger Privatmann seine reichen Einkünfte in Paris verzehrte. Aber die liebste Tante war für die Komteß Aline immer die Baronin Thouars gewesen, die Witwe eines protestantischen Edelmanns aus der Normandie, den sie in Baden-Baden kennen gelernt hatte, und der ihr in seiner Verliebtheit durch halb Deutschland nachgereist war, um sich ihr Jawort zu holen. Er war vor fünf Jahren als Oberkonsistorialdirektor in Straßburg verstorben. Nun hätte es für Tante Berta als geborene Deutsche ja nahe gelegen, ihr Wittum in Berlin zu verleben. Sie war aber ganz Französin geworden und schwärmte für den Kaiser, mit dem sie ein merkwürdiger Zufall schon im Jahre Achtundvierzig in London zusammengeführt hatte, und siedelte sich deshalb in Paris an.

Die Baronin wohnte in einem hübschen, kleinen Hotel zwischen dem Palais de l'Institut und der Münze, das Jussuf-Khan gehörte, ihrem Schwager, der mit seiner Frau und zehn Kindern aus verschiedenen Ehen das Vorderhaus innehatte, während ihm Frau von Thouars einen Seitentrakt von acht Zimmern abgemietet hatte. Friedrich hatte durch den Diener seine Karte hineingeschickt, wurde angenommen und in einen kleinen Salon geführt, der mit so unendlich viel bric-à-brac angefüllt war, daß man sich nur mit Vorsicht bewegen konnte. Ueberall, an den Wänden, auf

Paravents, Gesimsen und Kamin hingen und standen Bilder des Kaiserpaares und der Familie Bonaparte: der Prinzessinnen Mathilde und Clothilde, der Prinzen Napoleon und Lucien, der Gräfinnen Primoli und Campello und anderer. In einer Ecke stand zudem noch eine schöne Bronzebüste der Kaiserin Eugénie: es war ein völliges Museum Bonaparte.

Frau von Thouars ließ nicht lange auf sich warten: eine kleine Dame mit weißem Marquisenkopf und feiner, wohllautender Stimme. Sie begrüßte Friedrich sehr herzlich

„Aline hat mir bereits Ihren Besuch angekündigt, liebe Durchlaucht,“ sagte sie; „es ist hübsch, daß Sie Wort halten. Nun nehmen Sie Platz und erzählen Sie mir vor allem etwas von Seehausen. Was macht mein Bruder?“

Da war eigentlich nicht viel zu erzählen. Der Graf hatte sich in das tragische Geschehnis seiner völligen Erblindung gefügt, und Aline pflegte ihn wie eine Antigone. Aline war auch die Herrin von Seehausen. Es war erstaunlich, mit welcher Umsicht und geschäftsmäßigen Klugheit dies Mädchen das große Besitztum verwaltete, wie sie unermüdlich tätig war und sich um alles kümmerte, mit den Inspektoren verhandelte, auf ihrem kleinen Selbstfahrer über die Felder fuhr, in den Ställen Bescheid wußte und auch gelegentlich einmal gehörig loswettern konnte, wenn es not tat. O ja, sie war schon ein Prachtmädchen!

„Warum heiratet sie eigentlich nicht?“ fragte die Baronin.

Friedrich unterdrückte ein Lächeln. Auf diese Frage war er vorbereitet. Aline hatte ihm gesagt, daß sie notwendig kommen müsse. Tante Berta verheiratete, was ihr in den Weg kam. Sie war eine Ehevermittlerin aus Passion. Drei ihrer Schwestern hatte sie unter die Haube gebracht: die eine nach London, die andere nach Turin; für die dritte hatte sie Jussuf-Khan herangeholt mit seinem ungeheuren Schnurrbart und seinem ungeheuren Vermögen.

Der Fürst ging der Frage mit Vorsicht aus dem Wege. Da unten im schlesischen Waldwinkel heirate man nicht so schnell, antwortete er, und dann suchte er einen raschen Uebergang und begann von den Festen in Compiègne zu erzählen und sprach auch von seiner Bekanntschaft mit der kleinen Gräfin Coëtlogon.

„Hermance," rief die Baronin lebhaft. „Ihre selige Mutter war meine beste Freundin. Ihr Vater ist ein Greuel. Was wir in Deutschland einen Gamaschenknopf nennen. Ein unausstehlicher Kerl. Aber Hermance ist ein liebes Mädchen. Ich habe mich so gefreut, daß ich sie an den Hof bringen konnte. Gefällt Sie Ihnen?"

„Ausgezeichnet, gnädige Frau."

„Das wäre eigentlich eine Frau für Sie."

Friedrich lachte, doch die Baronin fuhr unbeirrt fort: „Geld hat sie nicht. Dafür sind Sie selbst ja reich genug. Aber ältester Adel. Und ich taxiere, Sie werden doch einmal eine Französin heiraten."

„Nur eine Deutsche, Baronin."

„Da nehmen Sie sich doch die Aline Seehausen! Denken Sie mal an, wie hübsch das wäre! Seehausen

liegt dicht vor Ihrer Tür, und Aline ist die einzige Erbin. Und was für ein Mädel!"

Friedrich errötete ein wenig. „Schon richtig, gnädige Frau, aber . . . Sie hat verschiedene Körbe ausgeteilt. Sie will bei ihrem Vater bleiben. Das ist verständlich. Sie wird ihn nie verlassen.'

Frau von Thouars nickte und nahm aus einem silbernen Büchschen eine kleine Pille, die sie in den Mund steckte.

„Verzeihung," sagte sie dabei, „ich bin ewig erkältet . . . Ja, das glaube ich allerdings auch. Sie bleibt bei Waldemar. Schade . . . Aber heiraten müssen Sie doch! Wenn ich bloß eine Partie für Sie wüßte! Mit der deutschen Gesellschaft habe ich die Fühlung verloren. Und in der hiesigen Kolonie —"

„Ich fahre übermorgen wieder ab," fiel Friedrich etwas hastig ein, „fürchte also, daß die Bemühungen der gnädigen Frau zu spät kommen würden."

Die Baronin tat sehr enttäuscht. Sie wiegte den Kopf hin und her. „Schade," sagte sie abermals. „Es macht mir so große Freude, der Vorsehung ein bißchen ins Handwerk zu pfuschen. Warum auch nicht? Die Götter wollen immer genötigt sein — auch Amor und Hymen. Sehen Sie zum Exempel Ihren Bruder, den Herzog. Wo hat er seine Gattin kennen gelernt? Auf einer Soirée bei Exzellenz Jussuf, meiner Schwester — hier im Hause. Weder sie noch er wußten vorher davon. Ich aber sagte mir: bei den beiden jungen Leutchen paßt alles. Sie werden glücklich werden. Und ich hatte recht. Nur für Hermance, für die kleine Coët-

logon . . . Ach, was habe ich mir da schon den Kopf zerbrochen! Sie ist auch eigensinnig . . ."

Frau von Thouars nahm eine zweite Pille. Dann wechselte sie das Thema und nun wurde sie sehr liebenswürdig. Sobald sie nicht mehr von ihrer Marotte sprach, war sie wie umgewandelt. Und jetzt erst begriff Friedrich, daß Komteß Aline diese Tante Berta lieb haben konnte. Es lag etwas Mütterlich-Zärtliches im Klang ihrer Stimme und eine große Güte im Blick ihrer Augen. Man plauderte von mancherlei: von den Seehausens, dem Besuch des Königs Wilhelm, dem eben beendeten Kriege in China; dann wieder vom Herzog Paul und schließlich auch von seiner Mutter. Die Baronin begriff nicht, daß Herzogin Marie-Anna sich noch immer fremd in Paris fühlen konnte, in diesem entzückenden Paris, das unter dem zweiten Kaiser wirklich die Hauptstadt der Welt geworden war. Und dann sang sie Lobhymnen auf Napoleon und vor allem auf Eugénie, mit deren Schwester, der Herzogin von Alba, sie befreundet gewesen war. Es war erstaunlich, welchen riesigen Bekanntenkreis diese kleine Frau besaß, und wie sie die ungeheure Masse von Menschen, mit denen sie im Leben zusammengetroffen war, in ihrem Gedächtnisse gewissermaßen kolonnenweise aneinandergereiht hatte. Sie war eine lebendige Chronik Frankreichs von den Tagen der zweiten Republik ab, und es war auch für Friedrich sehr amüsant, sie erzählen zu hören; bei jedem Namen, der im Laufe der Unterhaltung genannt wurde, hakte sie ein und knüpfte mit ihrem liebenswürdigen Lächeln allerhand Anekdotisches an: gleich, ob sie von Louis Philipp sprach

oder von Horace Vernet oder von Heinrich Heine, für dessen Lyrik sie sehr schwärmte und den sie noch kurz vor seinem Tode besucht hatte.

Friedrich bedauerte fast, daß er sich empfehlen mußte; aber der Tag sollte ausgenützt werden. Es ging jetzt auf drei Uhr, und das schien ihm die geeignete Zeit, seiner Schwägerin Honorine, die vor der Mittagsstunde nie aufzustehen pflegte, guten Tag zu sagen. So rief er denn seinem Kutscher zu, ihn nach dem Hotel Castaing in der Rue des Francs-Bourgeois zu fahren.

Die Straße liegt im westlichen Teil des Quartier du Marais, noch bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein ein sehr vornehmes Stadtviertel, in dem ein großer Teil des legitimistischen Adels seine Hotels besaß. Aber die meisten dieser alten Paläste waren schon im Laufe der Revolution in fremde Hände übergegangen und wurden nun von kleinen Handelsleuten bewohnt. Nur das Hotel de Castaing war noch im Besitz der Familie geblieben: ein trotziger Aristokrat inmitten plebejischen Gesindels.

Als Friedrich das Palais zu Gesicht bekam, stutzte er und beugte sich in unwillkürlicher Bewegung in seinem Wagen etwas weiter vor. Was war denn mit seinem Geburtshause passiert?! Er hatte es von seinem letzten Pariser Besuche her noch gut in der Erinnerung: dies riesige düstere Gebäude, das um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erbaut worden war, als Franz II. den Adel an den höfischen und kriegerischen Glanz der Krone zu fesseln wünschte, typisch mit seinen hohen, auffallend schmalen vergitterten Fenstern und dem

tiefliegenden breiten, aber verhältnismäßig niedrigen Tor aus nägel- und eisenbeschlagenem schwarzen Eichenholz, mit zwei schräg gestellten mächtigen Prellsteinen zu beiden Seiten. Die ungeheuren Quadern der Straßenfront hatte die Zeit dunkel gefärbt und die hatte auch längst die Spitzenvergoldung an der weit ausgebauchten Vergitterung der unteren Fensterreihe abgescheuert. Das Düstere überwog, aber es gab dem alten Schlosse das Gepräge einer stolzen Feierlichkeit, eines gewissen selbstherrlichen Ernstes und inmitten der geräuschvoll kleinbürgerlichen Nachbarschaft den Eindruck großer Vornehmheit.

Nun aber hatte das Hotel Castaing sich seiner starren Rüstung einer entschwundenen Zeit entkleidet und ein heiteres modernes Gewand angelegt. Es strahlte wie das neue Kaiserreich. Die Hände geschickter Arbeiter hatten die Patina der Vergangenheit von der Fassade entfernt; das Tor war erhöht, die Fenster waren erweitert worden, und dahinter leuchteten im spiegelnden Glanze großer Scheiben farbenfreudige Stoffe. Die Flügel des Portals standen weit offen und gaben der gelben Herbstsonne Einlaß. Man sah in der Einfahrt die mit Teppichen bedeckten Marmorstufen der Doppeltreppe rechts und links und an ihrem Fuße zwei nackte Frauengestalten mit starken Hüften, die in den Händen Girandolen trugen. Konnte auch noch weiter sehen: in den Innenhof, der früher mit großen Steinplatten gepflastert gewesen war und jetzt Bosketts und Teppichbeete zeigte, zwischen denen in alter Schönheit sich der berühmte Löwenbrunnen erhob.

Der Schweizer, der in einem langen galonierten Schoßrock, den Stab seiner Würde in der Hand, von früh bis spät in der Einfahrt auf und ab schritt, erkannte den Fürsten auf der Stelle wieder. Friedrich sagte ihm einige freundliche Worte und wollte dann einen Blick auf die Veränderung des Innenhofes werfen. Vor dem Löwenbrunnen sah er, den Rücken ihm zugewendet, einen eleganten älteren Herrn stehen: in dunklem Sommerpaletot, den Zylinder auf dem Kopfe.

„Na, Altenbühl," rief Friedrich, „wie gefällt Dir der Umbau?"

Altenbühl zog den Hut. „Es ist ganz wunderschön, Euer Durchlaucht," erwiderte er, „aber mit Erlaubnis zu sagen: es ist zu neu geworden."

Friedrich nickte. Altenbühl hatte gesunde Augen. In die schwere Wucht der Renaissance drängte sich der Bastardglanz der neuen Zeit mit aufdringlicher Protzigkeit.

Der Schweizer hatte schon die Dienerschaft benachrichtigt. Ein paar Lakaien in burgunderroter Livree mit Gold bildeten auf der Treppe rechts Spalier. Ein Haushofmeister in Schwarz nahte sich Friedrich und meldete: die gnädigsten Herrschaften säßen beim Frühstück und würden sich freuen, Seine Durchlaucht begrüßen zu können.

Friedrich schritt die Treppe hinauf. Er sah: auch die innere Einrichtung war erneuert worden; die Dekorateure hatten den ganzen Palast verwandelt, die Marmorquadern aus den Korridoren entfernt, die altersgeschwärzten Täfelungen von den Wänden ge-

rissen, die gewölbten Decken mit Stuck überlastet. Wohin das Auge fiel, traf es auf Tapeten aus schwerem Samt, auf farbige Seidenspannungen zwischen Geflechten aus Goldstäben, auf dicke Teppiche, blitzende Bronze, weiße Statuen und große Majolikas. China war Mode geworden, seitdem der General von Montauban Herzog von Palikao geworden war. Friedrich schritt durch ein Kabinett, das mit chinesischen Stickereien, Cloisonnés, Pagoden, Federemaillen, Nephritvasen und Bambusarbeiten gefüllt war, und dann wieder durch einen kleinen Salon, den die Laune des Hausherrn, vielleicht auch nur die des Dekorateurs, ganz im Stile Ludwigs XIV. gehalten hatte. Und als sein Blick auf den eigentümlich rötlich geäderten schwarzen Marmor der Kamineinfassung fiel, entsann er sich: dies ganze Gemach war früher mannshoch mit schwarzem Marmor getäfelt gewesen, und seine eine Querwand hatte der riesige Kamin mit dem deckenhohen Mantel aus dunkelbraunem Eichenholz allein gefüllt. Da ärgerte sich Friedrich . .

Herzog Paul kam ihm mit einem fröhlichen Grußwort entgegen: noch in Uniform, gestiefelt und gespornt, als sei er soeben vom Pferde gestiegen. Und in der Tat war er erst vor einer Viertelstunde aus Compiègne eingetroffen und hatte nach Frühstück geschrien. Hinter ihm hörte Friedrich das Lachen der Herzogin, das dem Zusammenklingen feiner Silberstücke ähnelte: ein etwas erkünsteltes und kokettes Lachen, das sonst nur für größere Gesellschaft gemünzt war — und dann erschien Honorine selbst: in eine Wolke von Spitzen gehüllt, um die zartblaue Bänder

flatterten, ein Hauskleid, das nicht für häusliche Tätigkeit bestimmt war und das zierliche, kleine Geschöpf wie mit Duft umgab. Es war wirklich kein Kostüm, es war eine Phantasie von Worth oder Stengler.

Honorine nahm die Rechte Friedrichs in ihre beiden Hände, schüttelte sie herzhaft und übersprudelte ihn mit einem Schwall niedlicher Begrüßungsworte.

„Gib ihm einen Kuß,“ sagte Paul, „Du darfst es.“

Da mußte sie sich auf die Fußspitzen stellen, und dann küßte sie ihn ohne Zimperlichkeit.

„Mein Gott,“ rief sie, „Sie sind dem Paul ja noch viel ähnlicher geworden, Friedrick! Ich darf Euch immer nur zusammen sehen, sonst verwirren sich meine Sinne . . .“ Sie sprach nur Französisch, machte dem deutschen Schwager aber eine Konzession und sagte nie Frédéric, sondern immer Friedrick.

Paul schob ihn voran in das Frühstückszimmer. Das war das übliche: mit Gobelins, Kredenzen, Sèvres und Vieux Saxe an den Wänden und einem riesengroßen Fenster, durch das der blaue Himmel hineinleuchtete.

Friedrich hatte mitten im Frühstück gestört. Der Tisch war noch gedeckt, der silberne Aufsatz mit Trauben und Birnen gefüllt, in den Karaffen blinkte der Wein. Zwei Diener standen neben dem Büfett.

Friedrich sollte mitessen. Er dankte; trotzdem schälte ihm Honorine eine Birne aus den Obstgärten von Vezin. Sie selbst trank nur warme Ziegenmilch (es war gerade das Neueste und sollte den Teint begünstigen) und aß einen Toast dazu. Paul dagegen hatte braven Appetit. Den Fisch hatte er hinter sich;

nun präsentierte ihm der Diener ein Kotelett mit Spargelspitzen.

Zunächst beherrschte Honorine die Unterhaltung allein und hielt sie fest. Sie war von einer wirbligen Lebhaftigkeit und wollte hunderterlei wissen und alles ganz genau und haarklein. Friedrich fand sie noch immer so reizend wie früher: mit ihren grauen Augen, dem herzförmigen kirschroten Mund und dem maronenbraunen Lockenkopf der Typus der Pariserin. Ja, wiederholte er sich, der Typus der Pariserin, doch nicht der einer vornehmen Dame. Die Unterschiede verwischten sich in der rasenden Hast dieses Großstadtlebens. Honorine stammte aus einem alten Adelshause. Aber eine Soubrette von den Vaudevilles, deren Vater Kutscher gewesen war, hätte genau so aussehen können, wenn sie ihren Liebhaber erwartete.

Schließlich schnitt Paul, während er sich noch ein Stück kaltes Huhn reichen ließ, ihr kurzweg das Wort ab.

„Einen Augenblick, Nina," sagte er, „Du galoppierst wieder. Die Zügel kürzer, Liebling. Wo kommst Du her, Friedrich?"

„Von der Baronin Thouars."

Sofort fiel Honorine wieder ein. Ihr Lachen klirrte. „Die Schraube ohne Ende!" rief sie. Das war der Spitzname der Baronin. Friedrich fragte nach der Erklärung, die konnte Honorine aber nicht geben. Man nannte sie so, und das war doch sehr komisch. Nun wurde Frau von Thouars fünf Minuten lang durchgehechelt. Allen Respekt vor ihr: eine Frau von großer Herzenswärme, gut angeschrieben in den Tuilerien, sogar häufig bei den kleinen Mittwochs-

empfängen der Kaiserin — durchaus eine Dame von Welt, diese Frau, auch ein Gemüt, aber voll schnurriger Absonderlichkeiten. Wer sie interessierte, den mußte sie durchaus persönlich kennen lernen; da konnte sie sogar aufdringlich werden. Als Verdi bei Gelegenheit der Premiere seiner „Traviata" in Paris gewesen war, hatte sie ihn einfach aufgesucht; Victor Hugo hatte sie einmal an einem Tischchen vor einem Boulevardcafé gesehen und sich ohne weiteres zu ihm gesetzt, um ein Gespräch mit ihm anzufangen; dem armen Heine hatte sie Marmelade an sein Krankenbett gebracht. Sie mußte notgedrungen die Allwissende sein. Und dann ihre Wut, Ehen zu stiften!

„Nur für die Gräfin Coëtlogon scheint sie nicht den Rechten finden zu können," warf Friedrich ein

Da legte Paul seine Weintraube auf den Teller zurück und das Gesicht Honorines wurde ernst.

„Wieso?" fragte sie. „Woher kennen Sie Hermance?"

„Sie saß mir gestern beim Diner in Compiègne gegenüber, und ich habe mich gut mit ihr unterhalten."

„Sie kann ganz pläsierlich sein," sagte Paul, „wenn sie w i l l. Früher war sie reizend. Uebrigens ist sie weitläufig verwandt mit uns. Aber sie verkehrt schon lange nicht mehr in unsrem Hause."

„Weshalb nicht?"

„Dürfen wir aufstehen, Nina?" fragte der Herzog statt einer Antwort. Die Diener zogen die Stühle zurück. Man ging in den Wintergarten, wo der Kaffee serviert wurde und die Herren sich eine Zigarre ansteckten. Geflissentlich brachte Friedrich noch einmal das Gespräch

auf die Coëtlogon: sein Interesse für sie war rege geworden.

„Ihr haltet doch sonst auf Verwandtschaft," sagte er; „liegt irgend etwas gegen sie vor, daß Ihr sie nicht mehr empfangt?"

„Nein," entgegnete Honorine rasch, „nichts Bestimmtes. Aber —"

„Aber viel Klatsch," fiel Paul mit etwas brutaler Betonung ein. „Man sagt, sie sei allzu ehrgeizig.

Friedrich schüttelte den Kopf. „Närrische Leutchen. Sie sprach selber von ihrem Ehrgeiz — mir gegenüber, im Laufe der Unterhaltung. Aber ich verstand sie nicht recht."

„Haben Sie nie von der Miß Howard gehört?" fragte Honorine.

„Nein."

„Oder von der Anne Delion?" fügte Paul hinzu. „Oder von . . . aber ich taxiere, ich könnte Dir ein Dutzend schön klingender Frauennamen nennen und Du wärst ebenso ahnungslos wie vorher."

„Das gesteh' ich zu. Ich kenne die Damen nicht. Vielleicht gibt mir Frau von Thouars die nötige Auskunft."

„Ah ja!" rief Honorine lachend und wippte auf ihrem Schaukelstuhl, „das könnte sie gewiß! Ich glaube, daß sie die Howard noch von London her kennt . . . Uebrigens, was mir einfällt: neulich habe ich eine kleine Broschüre gelesen —, ‚Badinguet und seine dreizehn Frauen' oder so ähnlich — da wird erzählt, daß die sämtlichen ehemaligen Geliebten des Kaisers einen Klub zum Austausch ihrer Erinnerungen begründet hätten."

„Eine reizende Idee," sagte Paul; „wenn ich erst Deputierter bin, werde ich mich zum Zweck meiner Information in diesen Klub einführen lassen. Du brauchst aber nicht jeden Jux zu lesen, der Dir in die Hände fällt, Nina."

„Victoire hat mir die Broschüre gegeben —"

„Da hätte sie etwas Besseres tun können. Weißt Du nun, wer die Damen sind, Friedrich?"

„Ich ahne: Freundinnen Eures Imperators —"

„Von einst. Im letzten Jahre ist er solide geworden. Na — und da sagt man, daß in einigen Hofdamen der Ehrgeiz rege geworden sei, diese Solidität zu brechen."

„Ich verstehe. Und dies ‚man sagt' bezieht sich hauptsächlich auf die Coëtlogon."

„Ja. Baciochi soll der Vermittler sein."

„Soll."

„Natürlich. Nun sind wir unter unserem gesegneten Regime ja durchaus nicht prüde. Ich möchte sogar behaupten: im Gegenteil, und wenn wir einmal gemeinsam einen Ball in den Tuilerien besuchen würden, könnte ich Dir dies sogar ad oculos demonstrieren. Aber in der Verwandtschaft hält man auf Reinlichkeit — Du begreifst."

Friedrich rauchte gedankenvoll, während in der Volière die Vögel zwitscherten.

„Nun ja," sagte er langsam. „Immerhin — ein Klatsch ist noch kein Beweis. Ich habe so das Gefühl, als leide die Gräfin unter dem on dit. Kann mich natürlich täuschen."

Honorine hatte dem Papagei, der schweigsam auf seiner Stange saß, ein Stückchen Zucker gegeben und kehrte nun zu ihrem Schaukelstuhl zurück

„Es wäre etwas anderes," erwiderte sie harmlos, „wenn Hermance wirklich schon als bevorzugte Favoritin des Kaisers gälte. Das ist nämlich der Unterschied: dann würde sie überall empfangen werden — o, d a n n würde man sich um sie reißen!"

„Eine verblüffende Moral," entgegnete Friedrich. „Das Gerücht also macht sie unmöglich, aber die vollzogene Tatsache würde sie exkulpieren."

„Richtig!" rief Paul. „Es ist die Duldsamkeit vor dem Geschehenen. Oder wenn Du willst: der Applaus bei dem Spiel auf offener Szene. Für die Zwischenakte hat man nichts übrig."

„Was er für ein Gesicht macht," sagte Honorine lustig. „Das ganze tugendhafte Preußen liegt in seiner Miene. Aber, Friedrick, ich kenne Eure Hofgeschichte. Hattet Ihr keine Wartenberg und keine Lichtenau?"

„O ja. Nur daß zwischen dem Damals und Heute unsre Wiedergeburt liegt. Und von so einer Art Wiedergeburt ist ja auch bei Euch die Rede. Der Bonapartismus sollte das Purgatorium nach den Sünden der Könige sein. Ich finde, daß das reinigende Bad etwas sauberer sein könnte."

„Bestreit' ich Dir keinen Augenblick," erwiderte Paul. „Louis Philipp hat's auch mit der Sauberkeit versucht. Aber er schwankte immer zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig. Er hielt sich an das berühmte Juste-Milieu. Und da krachte er zusammen. Napoleon kennt sein Volk besser. Er hat ein Militärkaisertum geschaffen, das Re-

spekt verdient. Dafür läßt er der Gesellschaft den goldenen Leichtsinn, an den sie gewöhnt ist, und geht ihr zuweilen auch mit gutem Beispiel voran. Zuweilen — das muß ich betonen. Es ist nicht so schlimm. Jedenfalls ist es Tatsache, daß das Volk viel lieber einen Kaiser hat, von dem es dann und wann eine menschliche Dummheit erfährt, zumal wenn sie sich auf dem Gebiete des Ewigweiblichen abspielt, als einen Ludwig den Frommen. Die Askese liegt uns nicht."

„Und Eugénie?" fragte Friedrich.

„Ah bah!" rief Honorine. Sie schaute sich aber doch erst vorsichtig um, ehe sie weitersprach: „Ich war noch ein Kind, als der Kaiser heiratete, entsinne mich indessen gut, wie wütend mein Vater über diese Partie war. Es hieß damals allgemein, Eugénie sei eine Tochter der Königin Christine von Spanien, und das setzte dem Spektakel die Krone auf. Heute knixen auch wir vom ältesten Adel sehr tief vor der Kaiserin — und Sie mögen sagen, was sie wollen, Friedrick: sie paßt ausgezeichnet in die Dekoration.

„Ausgezeichnet," wiederholte Paul. „Wenn Du ihre Toiletten ansiehst, wirst Du mir recht geben, daß sie die erste Frau von Frankreich ist."

Die Respektlosigkeit im Tone seines Bruders widersprach dem monarchischen Empfinden Friedrichs, und er äußerte das auch unverhohlen.

Paul zuckte mit den Achseln. „Wir sind unter uns, Friedrich. Sonst bin ich vorsichtiger. Du darfst nicht vergessen, daß uns das Legitimistische doch noch tief im Blute steckt. Ich unterschätze den Kaiser gewiß nicht; er ist längst nicht mehr der Puppenspieler von Boulogne,

der den gezähmten Adler über sich fliegen ließ — er hat sogar eklatante Beweise seiner staatsmännischen Einsicht erbracht. Aber die Inszenierung seines Hofes, die können wir wahrhaftig nur belächeln. Was sind denn das alles für Fürsten und Grafen, die er da um sich hat! Es fehlte bloß noch, daß sein gesamter neuer Adel die napoleonische Biene im Wappen führen müßte — oder am Rockschoß!"

„Da Ihr Euch fern haltet, muß er sich notgedrungen seine Umgebung schaffen."

„Wir halten uns ja gar nicht fern!" rief Paul. „Ein paar ewig Grollende, die Anhängerschaft des Herzogs von Aumale — alle übrigen sind verständig genug, sich zum Besten Frankreichs mit dem neuen Regiment auf guten Fuß zu stellen. Aber er traut uns nicht. Der Adel des Onkels steht ihm näher; im übrigen nobilitiert er selbst frisch drauf los. Ich habe ja nichts dagegen; es gibt ganz nette Leute auch unter den Standesgenossen von vorgestern — und eine Menge reizender Frauen, was die Hauptsache ist. Nur . . . na ja, ernsthaft möchten wir die Komödie in den Tuilerien nicht nehmen. Sie war's schon nicht im Elysée. Also laß uns ruhig ein bißchen spötteln. Wenn's drauf ankommt, wird auch der Spott verstummen . . ."

Jetzt wurde Camille vorgeführt: der Stammhalter der Castaings. Er war von Spitzen und blauen Bändchen umgeben, genau wie die Herzogin, und eine Amme in Elsässer Tracht trug ihn majestätisch herein. Nun wurde Honorine rasch zu einer niedlichen Mutter, die hundert närrische, in keinem Wörterbuche verzeichnete Schmeichelnamen für ihren Liebling hatte.

„Was sagen Sie zu diesem Prachtjungen, Friedrick?" fragte sie in glücklichem Stolze. „Zwei Zähnchen hat er schon, und das dritte kommt durch."

„Und sieh seinen schwarzen Schädel," fügte Paul hinzu; „ein echter Castaing. Ich finde, er hat Aehnlichkeit mit unserm Urahnen Bonifaz, dem, der vor Aleppo erschlagen wurde; sein Bild hängt unten im großen Saal."

„Pfui!" rief Honorine; „dieser Ahne hat eine Warze mitten auf der Nase, und Camilles Näschen ist glatt, rosig, winzig und zuckersüß. Er hat *meine* Nase."

„Tatsache ist," sprach Paul, „daß ich meine Schuldigkeit getan und mein Geschlecht glorios fortgesetzt habe. Und Du, Friedrich?"

„Ja, und Sie?" fügte die Herzogin hinzu. „Soll die deutsche Linie mit Ihnen in aller Schnelligkeit wieder aussterben?"

„Du wirst schleunigst heiraten, mein Sohn."

„Bitte langsam," fiel Friedrich lachend ein. „Das hab' ich auch schon der Thouars erklärt. Ich übereile mich nicht. Wir Deutschen sind schwerfällig in der Auswahl."

„Wie er das sagt!" rief Honorine. „Wir Deutschen! . . . Es ist eigentlich furchtbar komisch, daß Sie ein Deutscher sind. Sind Sie's denn wirklich? Ich kann Ihnen hier im Hause die Stelle zeigen, wo Sie das Licht der Welt erblickten. Mama bleibt zuweilen in Andacht versunken davor stehen. Es war ihr Wochenzimmer. Jetzt ist es meine Garderobe geworden."

„Warum habt Ihr das ganze Haus verschandelt?" fragte Friedrich. „Von dem alten Hotel Castaing ist so gut wie nichts übrig geblieben."

„Daran ist Honorine schuld. Sie wollte ihren Komfort haben. Da mußte ich das Haus von innen nach außen krempeln. Hier herrscht die moderne Zeit. Umgekehrt in Bezin. Das ist das Mittelalter. Ich habe die alte Burg wiederhergestellt. Es kostet bloß alles unmenschliches Geld."

„Ihr lebt wahnsinnig verschwenderisch."

„Jetzt gehe ich fort," erklärte die Herzogin. „Sowie das Wort Verschwendung fällt, verschwinde ich immer. Schon wenn von Geld gesprochen wird. Beide Mamas halten mir Strafpredigten, und sogar Victoire stimmt ihnen zu. Adieu, Friedrick."

Er hielt sie zurück. „Noch einen Augenblick, schöne Schwägerin. Ich möchte etwas von Victoire hören. Das ist doch die Komtesse Saint Marsault?"

„Dieselbe. Ah — Sie haben sie in Compiègne getroffen? Richtig — sie erzählte mir: ihre Neugier ließ sie nicht locker. Sie mußte absolut Ihren König sehen. Ist sie nicht reizend?"

„Sehr. Aber ich möchte gern Näheres über sie wissen."

„Was? Familie tadellos. Vater Generaldirektor der Finanzverwaltung, Mutter aus kleinem Adel, aber sehr reich. Geschwister fehlen. Alles in allem: eine gute Partie."

„Fang' Du auch noch an!" rief Paul. „Kinder, es ist abscheulich mit Euren Kuppelversuchen!"

„Findest Du nicht, daß die beiden glänzend zueinander passen, Victoire und Dein Bruder?“

„Nein,“ entgegnete Paul schroff, „ganz und gar nicht.“

Honorine legte ihre Hand auf den Arm Friedrichs. „Er hat einen Schwarm für sie — einen heimlichen Schwarm, und nun regt sich die Eifersucht. . . . Friedrick, seien Sie mir nicht böse, wenn ich Sie verlasse. Ich muß die Fütterung des Buben überwachen und mich dann umkleiden. Um fünf Uhr haben wir einen Wohltätigkeitstee bei der Baronin Rothschild. Aber wir sehen uns ja am Abend wieder.“

Friedrich küßte die Hand seiner Schwägerin. „Ich will mich auch auf den Weg machen,“ sagte er. „Ich bummle noch ein bissel herum. Euer Paris ist schon göttlich.“

„Wenn Sie das Nachtleben kennen lernen wollen, müssen Sie sich an meinen Mann wenden. Ich nehm's nicht übel, wenn Ihr nach dem Diner bei der Mama noch ein Stündchen in den Jardin d'hiver oder auf den Bal Mabille geht.“

Der Herzog umfaßte lachend seine Frau und drückte ihr einen Kuß auf die Lippen. „Friedrich, ich frage Dich: gibt es eine vernünftigere Frau? Ist sie nicht wert, meine Gattin zu sein? Und hat sie nicht immer recht? — Wir werden uns bei der Mama fürchterlich langweilen. Ich kenne ihre Familiendiners. Bürgerkönigtum mit Musselinsauce. Ich rate Dir auch freundschaftlich: iß Dich vorher irgendwo satt. Besser noch, wir machen es n a ch h e r. Ich schlage vor: wir drücken uns so bald als möglich, soupieren bei Véfour, haben

dann grade noch Zeit, einen Blick in das Foyer der Varietés zu werfen, wo sich — wo es immer recht interessant ist, und hören hierauf ein paar Lieder in der ‚Quietschenden Maus' auf dem Montmartre an."

„Dahin möchte ich auch einmal," sagte Honorine, „es soll unglaublich sein."

„Es ist der Höhepunkt unsrer Kultur. Enden können wir — nicht im Mabille, da ist es langweilig geworden — aber in den Closeries des Lilas hinter dem Luxembourg. Studentenball mit den Ueberresten des alten Grisettentums; Bohême im Genre Murgers. Die gibt's sonst nämlich nicht mehr. Wann mußt Du nach Compiègne zurück?"

„Mit dem Frühzuge. Zu Deinen Sittenstudien ist also noch Zeit."

„Vollauf. Zwischen drei und vier werden wir doch aus den Closeries herausgeworfen. Das ist immer so und gilt für sehr fein."

„Und dann kommt das Vornehmste," sagte Honorine, „die Frühmesse in Notre Dame de Lorette. Die habe ich auch einmal mitgemacht."

„Krame nicht Deine Sünden aus, Nina. Also, Friedrich, unser Programm steht fest. Gehab Dich wohl —"

„Und wappnen Sie Ihr Preußenherz mit starrer Tugend," setzte Honorine hinzu. Dann nahm sie der Amme ihren Jungen ab, der hungrig war und zu quarren begann. „Schreit Kindchen? Will Liebling trinken? Gleich, mein Süßing. Sieur Camille, was haben Sie für rote Lippen! Und was für nied-, nied-, niedliche Ohrläppchen! Und ein allerliebstes Grübchen im Kinn — das wird einmal allen Damen gefährlich

werden! Erst muß ich noch ein Küßchen haben, mein kleiner Schreihals, dann gibt's zu trinken . . ."

Paul hatte seinen Bruder bis zum Treppenhause begleitet. Als Friedrich vor das Portal trat, hielt gerade ein geschlossenes Coupé vor dem Hotel Castaing. Auf dem Bock neben dem Kutscher saß ein junger Mann mit braunem Gesicht: wohl ein Araber. Seine goldüberladene phantastische Tracht war auffällig; auf dem schwarzen Wollkopf trug er einen roten Fes.

Eine alte Dame stieg aus dem Coupé — und nun verstärkte Friedrich den Schritt. Er hatte die Baronin Thouars erkannt. ‚Der Wagen gehört Jussuf-Khan,' sagte er sich; ‚sie ist auf der Visitenjagd oder sucht nach neuen Partien . . .' Er lächelte. Dies Paris kam ihm drollig vor. Aber es war doch sehr amüsant. Und nun begann er ernsthaft zu überlegen, ob er sich nicht noch ein paar Tage Urlaub erbitten sollte. Das mit dem Urlaub war natürlich Redensart, denn er war ein freier Mann und konnte machen, was er wollte. Er war nur an die Besuchszeit des Königs gebunden. Aber wenn er mit Manteuffel sprach oder mit Illaire — oder den König selbst um die Erlaubnis bat . . .

Seine Gedanken bewegten sich schon wieder in andrer Richtung. Ihm war plötzlich eingefallen, daß er sich ja einmal nach der kleinen Viviane umsehen wollte. Sie hatte einen so hübschen Rotkopf gehabt und ein Grübchen auf der rechten Wange. Und hatte beim Abschiedssouper so viele salzige Tränchen in den Sektbecher tröpfeln lassen. Da wurde ihm in der Erinnerung das Herz warm, und er rief schleunigst eine Droschke heran und fuhr nach der Straße St. Antoine.

Das Haus fand er sofort wieder. Aber Viviane Cambon war längst ausgezogen. Der Concierge entsann sich. Ein Kammerherr des Hofes hatte sich für sie interessiert und sie von der Bühne genommen. Später war im Hause erzählt worden, die Geschichte sei wieder auseinandergegangen, und sie hätte einen Stallmeister vom Zirkus Déjean geheiratet. „Aber das sagt man so, mein Herr," meinte der Portier, „es kann sein, es kann auch nicht sein. In ihrem alten Logis wohnt übrigens jetzt eine Spanierin, eine sehr schöne Spanierin — wenn Sie hinaufgehen wollen . . ."

Friedrich dankte und gab dem Concierge ein Geldstück für die Auskunft. Er ärgerte sich nicht. Es war ganz gut so. Die Liebe der Vergangenheit bleibt am besten Erinnerung.

Er fuhr weiter nach dem Louvre-Hotel, wohin er Altenbühl mit einem Koffer bestellt hatte.

IV.

Die Herzogin Marie-Anna hatte schon bei der Verlobung ihres Sohnes Paul das Hotel de Castaing verlassen und sich ein kleines Palais in der Avenue der Kaiserin gekauft. Es war eigentlich nur ein Landhaus, das sich ein Frankfurter Bankier zwischen den wenig geschmackvollen, mit winzigen Vorgärtchen versehenen Villen der neuen Straße erbaut hatte, in der Hoffnung, die Grundstücke zwischen Bois und Place de l'Etoile würden binnen kurzem gewaltig steigen. Aber der Bankier irrte sich; während man halb Paris demolierte, um die Boulevards zu verlängern und die

City mit kerzengeraden Straßenzügen zu durchschneiden, machte die Bauspekulation an der grünen Barriere der Avenue plötzlich halt. Das paßte der Herzogin, die die Ruhe liebte und der die mit Gipsstaub und dröhnenden Geräuschen erfüllte Stadt schrecklich war, und schließlich war auch der Bankier froh, das undankbare Haus wieder los zu werden und dabei noch einen kleinen Profit machen zu können.

Die Herzogin hatte ihren Gatten im Frühjahr 1828 bei Gelegenheit einer Sondermission, die ihn nach Berlin führte, kennen gelernt. Der Ruf seines Namens ging ihm voraus: er glich auch äußerlich seinem Oheim, dem weltberühmten Diplomaten, der kinderlos verstorben war und mit dessen Gütern und Würden er zugleich die aalglatte Gewandtheit ererbt hatte, sich mit geschmeidigem Rücken der jeweiligen Regierung anzupassen. Vor allem war Herzog Paul Bonifaz ein glänzender Weltmann, ein vollendeter Kavalier, ein Liebling der Frauen: skeptischen Geistes, doppelzüngig, aber immer bezaubernd — ein nicht ungefährlicher Blender. Schon Polignac hatte ihn in der Diplomatie verwenden wollen; doch blieb er vorläufig Offizier, bis er vor Algier verwundet wurde, um sich nach seiner Wiederherstellung völlig der Politik in die Arme zu werfen. Louis Philipp schickte ihn zunächst an die französische Gesandtschaft nach Berlin, damit er dort unter der Mithilfe seiner deutschen Frau mit den maßgebenden Kreisen Fühlung gewinne, was ihm auch vortrefflich gelang. Dann kam er nach London, wo er jahrelang verblieb und sich in kluger Vorahnung kommender Ereignisse an Persigny und Louis Napo-

leon anschloß. Er begünstigte heimlich den Handstreich von Boulogne, nahm aber dank seiner feinen Witterung noch vor Beginn der Februarrevolution seinen Abschied und zog sich auf seine Güter zurück. Als Napoleon zum Präsidenten der zweiten Republik erwählt wurde, erinnerte er sich des getreuen Mannes und zog ihn in sein erstes Ministerium, wo der Herzog bei Maßregelung der extremen Parteien den Ausschlag gab. Seine tätige Mitwirkung an der Auflösung der Assemblée Législative, am Staatsstreich und an der Inszenierung des Plebiszits waren seine letzten diplomatischen Schachzüge. Unter dem neuen Kaisertum blieb er zwar noch der gefeierte Held der Tuilerien, überließ die Politik aber jüngeren Geistern. Er ruhte auf seinen Lorbeeren aus.

Seine Werbung um die Prinzessin Marie-Anna von Estedt stieß auf mancherlei Hindernisse. Ihre derbe Landschönheit entzückte ihn, die Ritterlichkeit seines Wesens bezauberte die Prinzessin. Da sie indes das einzige Kind ihres Vaters war, mit dem der Mannesstamm der Estedts erlosch, so war der König gegen diese Partie mit einem Ausländer, und kam sie schließlich doch zustande, so war dies nur der Vermittlung der Großherzogin von Mecklenburg, Prinzeß Alexandrine zu danken. Dennoch setzte der König in Rücksicht darauf, daß das Fürstentum Estedt ein Lehn der preußischen Krone war, es durch, daß der Herzog von Castaing sich im Ehevertrage verpflichten mußte, seinen zweiten Sohn, der die Herrschaft erhalten sollte, in Deutschland erziehen und in preußische Dienste treten zu lassen. Für den Fall aber, daß der Ehe nur ein

Sohn entsprießen oder sie kinderlos bleiben würde, sollte das Fürstentum Kronfideikommiß werden.

Das verliebte Paar war mit allem einverstanden, und die Lösung der Erbfrage erledigte sich denn auch schon nach der ersten Mutterschaft der Herzogin. Sie gab Zwillingen das Leben, zwei reizenden Buben, von denen der um zwölf Minuten ältere zum Herzog von Castaing-Lelaity, der jüngere zum Fürsten von Estedt erzogen wurde. Demgemäß teilte auch die Mutter ihr Leben ein. Wenn sie in Paris oder auf den französischen Gütern ihres Mannes weilte, gehörte ihre Zärtlichkeit dem kleinen Paul; war sie in Estedt oder in Prerow, dem Witwensitz ihrer Mutter, so widmete sie sich ganz ihrem Liebling Friedrich. Und wenn sie von dem und jenem fort mußte, so weinte sie jedesmal herzbrechend, tröstete sich bei der Realistik ihrer Lebensauffassung aber auch immer wieder sehr schnell. Im übrigen war ihre Ehe mit dem Herzog keineswegs unglücklich. Er blieb ihr gegenüber immer der ritterliche Kavalier — und sonst der unverbesserliche Frauenjäger und nicht zu ermüdende Genußmensch. Aber die „Lieselott" des zweiten Kaiserreichs hatte sich mit ähnlicher Philosophie in die unabwendbaren Verhältnisse gefunden wie ihre Vorgängerin unter der Regentschaft: zuerst schimpfte sie derb, dann wurde sie stumm, dann schrieb sie an alle Welt endlose Briefe. —

Friedrich war pünktlich. Er hatte sich einen Hotelwagen genommen und war um Schlag acht Uhr vor dem Palais seiner Mutter. Neben dem Kutscher saß ein vornehmer Herr: das war Altenbühl, der um die

Erlaubnis gebeten hatte, bei diesem Familiendiner mit servieren zu dürfen.

Die Herzogin war noch bei der Toilette und Friedrich der erste Gast. Er vertrieb sich damit die Zeit, zunächst einigen alten Domestiken ein paar freundliche Worte zu sagen, und wanderte nun durch die Zimmerflucht, in der seit langen Jahren nichts geändert worden war. Das Spottwort Pauls: „Besserer Mittelstand“ fiel ihm wieder ein. Und dann verglich er unwillkürlich die schlichte Einrichtung dieses Hauses mit der gleißenden Pracht im Hotel Castaing. Die Mutter hatte eine Unlast alter Mobilien aus Prerow hierher schaffen lassen. Bei den meisten verlohnte sich der kostspielige Transport kaum; aber die Herzogin hatte einen Widerwillen gegen den modernen Stil, der freilich nur eine wüste Stillosigkeit war, und vor allem gegen das Uebermaß von Samt, dicken Teppichen und Polstern, mit denen die Mondänen des Kaiserreichs ihre Zimmer in Alkoven verwandelten. Die alten Boulemöbel aus Prerow waren ihr lieber: die ausgebauchten Kommoden mit ihren riesigen vergoldeten Schubfachgriffen, die altmodischen Servanten mit ihrem billigen Glashüttenschmuck, die Stühle mit Rohrgeflecht und die Spiegel mit Birkenholzrahmen, die steiflehnigen Sofas, die mit geblümten Stoffen bezogen waren, in naiven Mustern, wie man sie heute gar nicht mehr kannte. Das Merkwürdigste war, daß es im ganzen Hause weder Teppiche noch Vorhänge gab, die die Herzogin „Staubfänger“ nannte und gründlich verabscheute. Nur oben über den Fenstern hingen schmale bestickte Tuchstreifen, sogenannte Lambrequins, und die

untern Scheiben waren mit feinen Tüllgardinen bespannt.

Friedrich kannte diese Schlichtheit der Einrichtung und fand sie ein wenig übertrieben. Aber es gab doch auch lauschige Winkel im Hause, wie das Schreibzimmer der Herzogin mit der Bibliothek, in deren deutscher Ecke sich die verschollene Romantik eingenistet hatte, und in deren französischem Teil eine Anzahl Bücher umgekehrt eingereiht waren: diejenigen nämlich, die das kritische Urteil der Herzogin mit „Pfui" bezeichnete. Es gab auch einzelne Möbelstücke, die in Friedrich Erinnerungen an die Prerower Kinderzeit wachriefen: einen seltsam hohen Schaukelstuhl aus gemasertem Holz, einen kleinen Spiegelschrank mit Kartenblättern als Intarsien, einen Tisch mit bunten Glaseinlagen, die fünf Erdteile darstellend.

Am meisten aber interessierten ihn die Familienbilder an den Wänden und noch mehr als die Gemälde in den Salons die alten Daguerreotypen und aufgeklebten Schattenrisse, die zwischen den Bücherschränken im Arbeitszimmer hingen. Vor einem ganzen Arrangement solcher Silhouetten stand er gerade, als er hinter sich eine Mädchenstimme hörte:

„Guten Abend, mein Prinz. Haben Sie sich im Park von Compiègne keinen Schnupfen geholt?"

Er wandte sich um und sah die Vicomtesse Saint Marsault vor sich: heute in einem Kostüm aus lichtblauer Halbseide mit einem etwas dunklern Ueberrock, dessen zurückgeschlagene Schöße wiederum hellblaue Seidenfütterung zeigten.

„Ich danke untertänigst, Komteß, und gebe die Frage zurück. Nein, das tue ich nicht. Ich sehe ja, daß Sie bei Frau von Rabanis vortrefflich geschlafen haben.“

„Sogar den Namen der alten Tante haben Sie sich gemerkt!“

‚Ich merke mir alles, was Sie sagen. Als Stenographie des Herzens.“

Ein leichtes Rot stieg vom Halse aufwärts über ihr Gesicht. „Ich glaubte, so süße Wortspiele wären nur gallische Eigentümlichkeit. Läßt der germanische Drill denn das Schmeicheln zu?“

„Nein — bloß die Bewunderung.“

„Aber an mir ist nichts zu bewundern.“

„Doch. Ich fange bei Aeußerlichkeiten an: bei Ihrem Kostüm. Die Zusammenstellung der Farbentöne ist fabelhaft geschmackvoll; aber auch raffiniert. Eine Sinfonie in Blau.“

Das freute sie. „Nicht wahr? Das hat Stengler hübsch gemacht? Er ist weniger aufdringlich als Worth. Bei Worth bezahlt man nur den Namen. Stengler gibt auch nach. Er wollte die Rabatten dottergelb besetzen. Das wäre greulich gewesen.“

‚Geradezu greulich.“

„Nun natürlich. Ich habe Lichtblau vorgeschrieben. Da hat er mir erst eine lange Vorlesung über Kontrastfarben, Intervalle und Spektrum gehalten, und dann war er einverstanden. Es ist doch klar, daß Dragonerblau und Zyanblau sich am nächsten stehen.“

„Das ist äußerst klar.“

„Und daß ich mit gelben Aufschlägen bei meinem gelben Haar wie eine Gipskatze aussehen würde!"

„O nein," antwortete Friedrich, „das halte ich selbst bei gelben Aufschlägen für unmöglich. Oder es müßte eine Gipskatze sein, wie meine Phantasie sie sich ausmalt. Dann wäre sie aber wieder ganz reizend."

Victoire kniff das rechte Auge zu; aus dem linken sprang ihm ein Schelm entgegen. „Krallen hätte sie jedenfalls," entgegnete sie.

Nun trat die Herzogin Marie-Anna ein, und zugleich öffnete der Diener die Tür zum Vorzimmer und ließ Paul und Honorine in das Gemach. Die Bibliothek galt immer als Empfangsraum; der große Salon, der kahl wie ein Reitstall war, wurde nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten geöffnet.

Honorine und Victoire flogen sich sofort entgegen und küßten sich.

„Wie war's in Compiègne?"

„Wie war's bei der Rotschild?"

„Langweilig, Nina. Ich bin sehr enttäuscht. Der König von Preußen sieht wie ein lieber alter Onkel aus. War viel Leben in der Rue Lafitte?"

„Ein Gedränge, daß man sich nicht bewegen konnte. Die Baronin in Zitronengelb, und denke Dir, ohne Krinoline. Denke Dir! Das geht gegen die Kaiserin. Es erregte allgemeines Aufsehen."

„Stand's ihr denn gut?"

„Ausgezeichnet. Das Kleid ganz eng. So eng, sage ich Dir — na . . . die kleine Courmel ist gleich zu Worth gefahren. Worth wird brüllen."

„Was hatte die Courmel an?"

„Weiß und Lila. Riesenhafte Volants. Man konnte glauben, sie wollte jeden Augenblick davonflattern. Die Montebello in einer Robe à la vieille garde — wie eine Marketenderin. Die Fürstin von der Moskwa knallrot wie eine Klatschrose."

„Viel von der Finanz?"

„Aber wie! Die Eskeles mit einer Million an Brillanten, die Fürtheimer mit einem Turban auf dem Kopf, der von Edelsteinen glitzerte."

„War die Metternich da?"

„Ja natürlich. Immer Seite an Seite mit dem häßlichen Veuillot vom ‚Univers'. Ueberhaupt massenhaft Journalisten: Villemessant vom ‚Figaro', Paul d'Ivoy vom ‚Courier', Thierry vom ‚Moniteur'. Die Girardin stellte mir einen neuen Schriftsteller vor, einen netten jungen Menschen, Sekretär Mornys, einen gewissen Daudet . . ."

Der Eintritt neuer Gäste unterbrach den Gesellschaftsklatsch. Die Herzogin-Mutter hatte nur die Intimeren geladen. Ein hagerer blonder Herr mit schmalschläfigem Aristokratenkopf war Graf Dalmas, ein Bruder Honorines, Präfekt von Côte d'Or, aber als Vorsitzender und Aufsichtsrat aller möglichen industriellen Gesellschaften mehr in Paris als in seiner Provinz. Er brachte seine Mutter mit, die Herzogin von Villars, unverkennbar an ihrer Aehnlichkeit mit Honorine, obwohl sie schneeweißes Haar hatte. Dann erschien noch ein ziemlich gleichgültiger Vetter des Hauses, ein Graf Lelaity: ein riesenlanger Siebziger, der ganz einsam lebte, weil er als fanatischer Orleanist die neue Regierung haßte, und eine nicht viel jüngere

Cousine, Fürstin Ruffano, die eine schiefe Schulter hatte und eine Art Pompadour am Arm trug, aus dem der niedliche Kopf eines winzigen Bolognesers mit klugen Augen hervorlugte. Gerade dies Paar fiel der Herzogin-Mutter regelmäßig auf die Nerven, aber die beiden repräsentierten die Reste des alten Stammes der Familie Castaing und pflegten einen Höllenlärm zu erheben, wenn man sie einmal überging.

Der Haushofmeister meldete, daß serviert sei, und nun schritt man zu Tisch. Die Zwillingsbrüder saßen zu beiden Seiten ihrer Mutter; Friedrich hatte Honorine rechts, Paul Victoire links neben sich. Dann folgten der alte Graf Lelaity mit der Herzogin von Villars und Graf Dalmas mit der Fürstin Ruffano (sie war die Witwe eines römischen Nobile, der einmal den Kirchenstaat in Frankreich vertreten hatte). Die Tischordnung war nicht ganz korrekt entworfen, aber darauf gab Herzogin Marie-Anna nichts. Daß sie ihre beiden Jungen neben sich hatte, war die Hauptsache.

Sie kümmerte sich denn auch nicht viel um ihre übrigen Gäste, warf wohl hin und wieder eine Bemerkung in die allgemeine Unterhaltung, widmete sich aber sonst fast ausschließlich ihren Söhnen. Sie war glücklich darüber, daß sie dem höfischen Dienst so rasch wieder hatte entschlüpfen können, und plauderte lustig und ungezwungen, in ihr immer noch etwas hart akzentuiertes Französisch dann und wann auch eine deutsche Wendung mischend. Friedrich mußte ihr von Estedt erzählen, vor allen Dingen aber von Prerow, dem Hort ihrer Kinderzeit, von dem sie nicht sprechen konnte, ohne sich über die Augen zu wischen und dabei

die Puderung ihres Gesichts in phantastische Arabesken zu bringen. Die seltsame Aehnlichkeit der Brüder setzte auch sie immer wieder in Erstaunen. Einmal hieß sie die beiden während der Mahlzeit aufstehen und sich dicht nebeneinander stellen. Da sie auch gleich groß waren und heute genau den gleichen Anzug trugen: Frack, geblümte Weste und schwarze Beinkleider, so waren sie wirklich kaum voneinander zu unterscheiden. Das Mutterauge aber sah wohl eine Verschiedenheit: der Mund Pauls war weich und genußsüchtig, der Friedrichs herber. Und war auch die Farbe der Augen bei beiden dieselbe: der Ausdruck war ein andrer. Aber wer die Brüder nicht näher kannte, merkte dies sicher nicht.

Zwischen Paul und seiner Mutter herrschte ein Ton burschikoser Vertraulichkeit. Er nannte sie nach deutscher Sitte „Du“, während Honorine bei dem „Sie“ verblieben war. Er liebte es auch, sie zu necken, und sie hatte Humor genug, seine Scherze nicht übel zu nehmen. Namentlich waren die Weine der Herzogin das regelmäßige Ziel der Spöttereien Pauls. Er behauptete, sie kaufe sie in einer kleinen Schenke an der Banlieue und sie würden als Essig eingeführt, um die Maut zu ersparen. Heute standen übrigens Spitzgläser auf dem Tische, und Paul sagte, er sei auf ihre Füllung sehr neugierig. Tisane Rambouillet, antwortete die Mutter lachend, die Flasche zu zwei Franken. Aber es war diesmal sogar Clicquot, und nun erklärte Paul, die Mama müsse unter Kuratel gestellt werden, sie ruiniere sich.

Es war ein lebhaftes Plaudern am ganzen Tische. Der alte Graf Lelaity in seinem orleanistischen Panzer ereiferte sich gegen die geplante mexikanische Expedition und verschwor sich, daß binnen drei Jahren das Kaiserreich in Trümmern liegen werde. Und als Graf Dalmas Andeutungen machte, Napoleon habe den Thron von Mexiko in Compiègne dem König Wilhelm für einen der preußischen Prinzen zugesagt, wurde er ganz rabiat und bekam vor Wut ein purpurrotes Gesicht. Die Fürstin Ruffano politisierte mit. Sie saß noch immer im Kirchenstaat, nannte Viktor Emanuel einen „gekrönten Verbrecher" und protestierte heftig gegen die „Beraubung des Heiligen Vaters"

So kannegießerte man nach rechts und links und quer über den Tisch. Inzwischen hatte Paul seinen Vetter Dalmas, der immer alles wußte, über die Expropriierungen ausgefragt, die durch die abermalige Verlängerung der Rue de Rivoli notwendig geworden waren; den neuesten Hebel seiner Finanzwirtschaft bildete der Grundstückschacher. Dann erzählte er Victoire von der Toilette der Soubrette Hortense Kayser in irgendeiner vielgegebenen Operette und wollte ihr den grotesken Hut, den sie getragen hätte, auf die Rückseite des Menüs zeichnen. Statt dessen schrieb er mit seinem Crayon auf das Papier: „Nachher im roten Zimmer auf drei Minuten. Eilig und wichtig" — und schob ihr das Blatt zu. Victoire warf nur einen flüchtigen Blick auf die Schriftzüge. Sie wechselte jäh die Farbe, lachte gekünstelt auf und legte die Hand auf das Blatt, das Paul vorsichtig wieder zurückzog, um

es gleichgültig zu zerknittern und in seiner Tasche zu verstecken.

Den Kaffee nahm man im anstoßenden Salon, und dann schmunzelte die Herzogin, weil sie sich ein besonderes Vergnügen bereitet hatte. Sie ließ baηrisches Bier servieren. Das war eine Verbeugung vor Deutschland, und sie selbst trank es gern. Nun verteilte sich die kleine Gesellschaft in den Zimmern. Paul saß mit dem Grafen Dalmas in einer Ecke und sprach mit ihm wieder über die bevorstehenden Umbauten. Er hatte sich ein paar Grundstücke in der Rivolistraße gesichert, weil er Wind davon bekommen hatte, daß der Kaiser die Terrassen des Tuileriengartens nach der Seine zu abtragen lassen wollte, um Raum für eine neue breite Avenue zu schaffen. Die Damen saßen im Halbkreise und lauschten gespannt auf das, was Honorine von dem Nachmittagsfest bei der Baronin Rothschild erzählte; seit die große Börsendynastie sich in dem ehemaligen Palais Hortense angesiedelt hatte, interessierte sich die Gesellschaft für alles, was in der Rue Lafitte passierte. Graf Lelaity stand mit vornüber geneigtem Kopfe dabei und gab seine Glossen dazu: bitter, gehässig und geistlos.

Friedrich und Victoire hatten sich wieder vor den Familienbildern in der Bibliothek gefunden. Friedrich hatte ein glänzend gemaltes Miniaturporträt seines Großonkels, des Herzogs Alexandre Bonifaz, des berühmten Diplomaten, entdeckt, und nun wollte Victoire Näheres über die Familie und die Trennung der beiden Linien wissen.

„Also, passen Sie auf, Komteß," antwortete Friedrich, „ich habe die Genealogie im Kopfe. Ahnherr ist Bonifaz de Castaing Sieur de Meli, um 1160 — so um diese Zeit. Aber der Urstamm des Hauses ging in seinen unaufhörlichen Streitigkeiten mit der Krone zugrunde, nachdem er sich, aus Zweckmäßigkeitsgründen oder aus Langerweile, mehrfach gespalten hatte. Chef der jüngeren Linie war Daniel von Castaing, Graf von Lelaity, der bei der Belagerung von Tournoy fiel. Sein Sohn Gabriel wurde durch Ludwig XV. zum Herzog erhoben."

„Wofür?" fragte Victoire.

„Das weiß man nicht. Die Sage geht, daß er der Pompadour ein Taschentuch geborgt hatte, als sie einmal heftig niesen mußte und keines bei sich hatte."

„Ach herrjeh! Und für so etwas wurde man damals gleich Herzog?"

„Ja, das war damals so. Nun also: der Sohn Gabriels war der Stolz unsres Hauses, der große Diplomat, der seine Karriere ziemlich unglücklich als Gesandter in London begann, um sich dann mit dem sichern Instinkt einer feinen Spürnase dem aufsteigenden Gestirn Bonapartes anzuschließen. Auf diesem Bilde sehen Sie ihn als Pair von Frankreich mit den Orden des heiligen Ludwig, des heiligen Michael, des heiligen Hubertus und noch mehrerer heiliger Leute. Nach dem Einzuge der Verbündeten schlug sich Onkelchen aber auf die Seite der Bourbons und später auf die der Orleans — und so ging es weiter, bis er sein tatenreiches Dasein als bevorzugter Günstling Louis Philipps beschloß, der ihm auch die Herrschaft Bouche-

du-Lot schenkte. Da er kinderlos starb, so ging sein Gesamterbe mit allen Titeln und Würden auf seinen Neffen, meinen Vater, über. Das wäre also das Genealogische."

„Ich danke Ihnen schön. Sehr interessant. Es ärgert mich bloß, daß ein so großer Mann, wie Ihr Onkel, so rasch seine Gesinnungen wechseln konnte."

„Dafür war er Diplomat. In der Politik gilt die Gesinnungslosigkeit als Tugend. Ich könnte Ihnen hundert Beispiele anführen."

„Sie selbst sind nicht Diplomat?"

„Ich sollte es werden. Sie wissen, ich bin vom vierten Jahre ab in Prerow bei meiner Großmutter erzogen worden. Dann steckte mich der Vater in das Kadettenkorps, um preußischen Drill zu lernen. Dann kam ein geistiger Drill an die Reihe, der mit dem Staatsexamen abschloß. Dann ein lustiges Studentenjahr in Heidelberg und wieder ein bißchen Arbeit. Aber nicht allzu viel. Der König wollte mich bei der Gardedukorps haben. Schön — ich trat also ein. Als ich im bunten Rock ein bißchen warm geworden war, wollte der Minister Schleinitz mich wieder im Auswärtigen Amt haben. Ich wechselte abermals, kam als Legationssekretär zum Grafen Arnim nach Wien und später nach Oldenburg. Nun starb mein Großvater, und aus dem Prinzen von Estedt — ein Titel, den mir der König schon bald nach meiner Geburt verliehen hatte — wurde der Fürst von Estedt. Da quittierte ich den Dienst und wurde Landjunker."

„Was Ihnen besser gefällt als die Diplomatie?"

„Ich kann es nicht leugnen. Da ich Mitglied des Herrenhauses bin, muß ich mich ja immer noch ein bißchen um die Politik kümmern. Aber mehr als Staatsbürger wie als Diplomat.“

„Und — entschuldigen Sie die Frage: fühlen Sie sich denn nun wirklich ganz als Deutscher?“

„Aber ja, Komteß — durchaus. Nicht nur aus Pflichtgefühl, sondern aus innerster Neigung. Natürlich hat dabei auch die Erziehung in starkem Maße mitgesprochen. Ich habe ja doch mein Deutschtum gewissermaßen mit der Muttermilch eingesogen. Ich bin deutscher Untertan und deutscher Fürst — wenn auch kein souveräner, so doch einer vormals reichsständischen Familie angehörig, die nach Rang und Titel den regierenden Häusern ebenbürtig ist.“

„Was heißt reichsständisch?“

„Das ist zu verwickelt, um es Ihnen in Kürze erklären zu können. Die Fürsten von Estedt waren ehemals Dynasten und Urgrafen des Rheingaus und kamen erst im siebzehnten Jahrhundert nach Schlesien. Sie gehören also zum hohen Adel und daher —“

„Daher. Schon gut. Alles Genealogische ist für mich ein Raupennest von Rätseln. Ich werde aus meiner eigenen Familie nicht klug. Viel mehr interessiert mich . . .,“ sie rückte sich einen Sessel heran, nahm Platz und schaute Friedrich neugierig an, während sie fortfuhr: „Eigentlich ist mir's unfaßlich, wie man als Franzose Deutscher sein kann. Ein gewisser Zweiseelenstand bleibt doch immer übrig.“

„Nein, Komteß. Denken Sie an unsre Herrscherhäuser. Auf Belgiens Thron sitzt ein sächsischer Fürst,

auf dem von Dänemark ein Oldenburger; in Hessen regiert das Haus Brabant, in England Koburg-Gotha, in Rußland der Abkömmling eines holsteinischen Herzogs, in Schweden der Urenkel eines Franzosen. Französischen Ursprungs ist auch die Dynastie Spaniens, deutschen die von Griechenland. Aber alle diese Herrscher sind trotz ihrer Abstammung doch treue Kinder des Landes, dem sie angehören!"

Victoire nickte. „Das ist richtig. Ich bin ein Dummerchen. Trotzdem: ich finde solchen Mischmasch grauslich. Wenn's zwischen Preußen und Frankreich nun einmal losgeht?"

„Darüber sprach ich gestern mit meinem Bruder Paul. Wir würden beide auf unserm Posten stehen. Der Kronprinz von Preußen hat vor drei Jahren die Tochter der Königin von England geheiratet. Aber schwiegermütterliche Rücksichten würden sicherlich nicht mitsprechen, wenn es Großbritannien für nötig halten sollte, gegen uns blank zu ziehen . . . Sie sind nachdenklich geworden, Gräfin. Grübeln Sie über die Verzwicktheit der nationalen Interessen?"

Sie lachte. „Ja, wahrhaftig, das tat ich. Mir fiel plötzlich ein: nehmen Sie an, ich heirate einen Engländer — es hat übrigens schon einmal eine Lordschaft um mich angehalten: wenn England und Frankreich sich dann einmal bekriegten, ich glaube, ich würde immerfort heulen. Da käme der Dualismus doch, von dem ich vorhin sprach."

„Das könnte nur die Probe auf das Exempel erweisen. Ihr Herz würde Ihrem Manne gehören, nicht wahr?"

„Ja, natürlich, sonst hätte ich ihn nicht geheiratet."

„Und außerdem Ihren lieben Kinderchen. An die müssen Sie doch auch denken."

„Nein, an die habe ich wirklich nicht gedacht. Es wird immer verwickelter. Gatte und Kinderchen. Und nun denken Sie weiter: vielleicht habe ich auch noch ein paar sehr nette Schwäger und sonstige englische Verwandtschaft, die mir teuer ist — da komme ich mit meinen angeborenen französischen Sympathien doch in einen fürchterlichen Konflikt. Ist es Ihnen klar, daß ich dann wahrscheinlich von früh bis zur Nacht jammern und weinen würde?"

Friedrich schüttelte den Kopf. „Ich möchte dagegen wetten. Und zwar aus einem sehr plausiblen Grunde. Ich halte Sie für viel zu seelenstark, als daß Sie den nationalen Konflikt nicht überwinden würden."

„Ich bin nicht stark," sagte sie. In ihrem Auge flackerte etwas wie ein Irrlicht auf, und ein huschendes Lächeln kräuselte ihren Mund. Dann fuhr sie mit zager und weicher Stimme fort: „Ach nein — ich glaube, ich bin sehr schwachmütig."

„Das glauben Sie, weil Sie sich selbst nicht kennen."

„Wer kennt sich denn selbst, lieber Prinz? Sie?"

Er zögerte ein wenig mit der Antwort. „Ja," sagte er nach kleiner Pause, „ich denke, ich kenne mich und beurteile mich auch ziemlich richtig. Es ist kein allzu großes Kunststück, wenn man wahr gegen sich selber ist."

„In dem ‚Wenn' liegt eben die Schwierigkeit. Man kann ehrlich gegen die ganze Welt sein und der größte Lügner gegen sich selbst."

Die Herzogin Marie-Anna trat in diesem Augenblick hinter die beiden.

„Paul fragt nach Ihnen, Victoire," sagte sie. „Er will Ihnen eine Strafpredigt halten. Sie sollen Honorine eine abscheuliche Broschüre gegen den Kaiser gegeben haben."

Victoire lachte. „Ich habe sie von meinem Vater," entgegnete sie, „und sollte sie eigentlich in den Kamin werfen. Statt dessen las ich sie erst und fand sie so amüsant, daß ich den Auftrag, sie den Flammen zu weihen, an Honorine weitergab. Warum hat *sie* sie nicht verbrannt?"

„Fragen Sie Paul. Indessen möchte ich Dich, lieber Junge, ein Viertelstündchen allein haben." Sie legte ihren Arm um die Taille Friedrichs. „Es ist mir ein schrecklicher Gedanke, daß Du übermorgen schon wieder fort willst. Ist das ein Besuch bei der eigenen Mutter? Das ist ja kaum eine flüchtige Anstandsvisite! Und warum denn so eilig? Der König braucht Dich doch nicht für die Heimreise."

Sie zog ihn zu einem Dos-à-dos und ließ sich dort mit ihm nieder, während Victoire noch einen Augenblick stehen blieb. Sie betrachtete noch immer das Miniaturbild des Herzogs Alexandre Bonifaz, aber ihr Blick kreiste unruhig über den glänzenden Ordensschmuck des großen Diplomaten und ihre Lippen zitterten ein wenig. Eine trotzige Linie lag um ihren Mund und zugleich ein Zug von Resignation.

Sie schaute sich um und sah Paul in der Tür zum Nebenzimmer mit dem Grafen Dalmas stehen. Er hatte den Zeigefinger der rechten Hand wie zu einer

belehrenden Erklärung erhoben und sprach mit lebhafter Stimme. Victoire hörte, daß er Zahlen nannte. „Vierzig Millionen,“ sagte er, „vierzig Millionen, lieber Dalmas. Badinguet macht ein gutes Geschäft bei der Sache.“

Victoire hatte sich ihm genähert. „Ich soll eine Strafpredigt bekommen, Herr Herzog. Angekündigt wurde sie mir schon. Läßt sie sich nicht in drei Worten erledigen?“

„Eine Strafpredigt?“ rief Graf Dalmas.

„Und zwar eine energische,“ fügte Paul hinzu. „Aber als Staatsbeamter dürfen Sie sie nicht hören. Es betrifft ein verbotenes Buch — da würden Sie einschreiten müssen.“

Er bot Victoire den Arm. „Also, meine teuerste Komteß,“ begann er, „der Frevel ist eigentlich so ungeheuerlich, daß ich erst nach Worten suchen muß, um meiner moralischen Entrüstung Ausdruck zu geben.“

„Moralische Entrüstung kleidet Sie immer gut. Sie ist das Urelement Ihres Wesens.“

Er war vorsichtig. Noch konnten die in den Nebenzimmern ihn hören. So erwiderte er denn in lustigem Tone:

„Ich danke Ihnen für diese treffende Charakteristik. Aber sie klingt nach Bestechung. Es ist ein Fischen nach Komplimenten, das meinen Groll abschwächen soll.“

Nun waren sie am Ende der Zimmerreihe, in einem kleinen, bordeauxrot tapezierten Kabinett, in dem nur die Lampen auf dem Kaminsims brannten.

Hier blieb der Herzog stehen.

„Warum sind Sie nicht gekommen?“ fragte er schroff

„Weil ich keine Lust habe, jeden Ihrer Befehle zu respektieren,“ entgegnete sie. Sie sagte das mit ruhiger Stimme, aber fest und bestimmt und schaute ihn dabei voll an.

Es lag etwas im Blick dieser schwarzbraunen Augen, das ihm unbequem war: eine starke innere Gegenwehr, an die er nicht zu glauben wünschte. Er änderte seinen Ton. Er wußte, wie sehr er ihn in der Gewalt hatte; das schnarrende Kommandoorgan konnte sich in sanftes Schmeicheln wandeln, das herrisch Heischende zu süßem Flöten werden.

Er bewegte die linke Hand. Der kleine Finger strich über den rechten Daumen des Mädchens. Es war nur eine flüchtige Berührung; dennoch zuckte Victoire zusammen. Dies leise Streicheln war wie eine Besitznahme. Und dabei sagte er in verliebtem Tändeln:

„Süße Kleine, warum bist Du so hart zu mir? — Warum schaust Du mich so finster an? Es steht Dir nicht. Dein Auge lügt, wenn es grausam sein will. Der Himmel läßt sich nicht künstlich verhängen. Du hast keine Ahnung, wie viel Du Dir durch Deine Launen vergibst. Dein Auge verlangt nach Sonnenschein. Da tritt alles Dunkel zurück und es wird ganz goldig. Und dann ist es so wunderschön . . .“

Aber diesmal verfing die Kunst des Betörens nicht. Victoire senkte die Wimpern: jetzt wollte sie ihn nicht ansehen, um ihren scheinbaren Gleichmut zu behalten.

„Ich bitte Sie," sagte sie, „machen Sie es kurz. Sie wollten mich sprechen. Wichtig und dringend. Also was gibt es?"

Er hakte seine Finger in die ihren ein und zog sie mit rascher Bewegung in die Tiefe der Fensternische. Von den andern Zimmern aus konnte man sie hier nicht sehen.

„Wichtig und dringend," wiederholte er. „Ganz richtig. Geben Sie acht, Victoire: diesmal handelt es sich um Ihr Lebensglück."

„Das wäre nicht viel."

„Bah — seien Sie nicht sentimental! Sie haben kein Talent dazu."

„Kommen Sie zur Sache."

„Die Thouars rast wieder herum und will ihr Opfer haben."

Jetzt lächelte Victoire unwillkürlich. „Sie hat mich schon einmal in der Ehe begraben wollen, aber ich war klüger als sie. Damals war es ein englischer Viscount — welchen Stammes ist er diesmal?"

„Diesmal soll es mein Bruder sein," sagte Paul.

Er hatte eine fröhliche Abwehr erwartet: lustige Ironie, vielleicht auch ein Spottwort. Statt dessen erschrak Victoire sichtlich. Ihre Schultern zuckten, ihr Kopf neigte sich ein wenig. Sie blieb stumm.

„Die Thouars hat sich hinter Honorine gesteckt," fuhr der Herzog fort. „Sie kennen Ihre Freundin. Für derlei ist sie immer gleich Feuer und Flamme. Was ihr ein pläsierliches Spiel zu werden scheint, nimmt sie mit Freuden auf. Ich habe mir den Unsinn verbeten, aber — ich konnte nicht so energisch werden,

wie mir zumute war. Ich wollte keinen Verdacht erregen."

„Warum Verdacht?"

„Herrgott, warum?!" erwiderte er heftig. „Sie neckt mich bis jetzt nur wegen meiner Passion für die schöne Freundin. Sie ist ja nicht eifersüchtig — ich bin es ebensowenig. Aber es kann uns beiden nicht lieb sein, wenn sie merkt, daß der angebliche Flirt zu tiefer Leidenschaft geworden ist —"

Er brach ab. Eine heftige Bewegung Victoires hieß ihn unwillkürlich abbrechen. In der dunklen Bronze ihres Auges entzündete sich ein Glühen. Ein fahler Ton trat auf ihre Wangen; die Brauen berührten sich.

„Schweigen Sie!" herrschte sie ihn an. Sie sprach leise, aber scharf und zischend und gleichsam in jedes Wort eine bitterböse Bedeutung legend. „Ich will Ihre Lügen nicht mehr hören — ich will nicht mehr! Sie wissen, daß wir fertig miteinander sind. Holen Sie sich Ihre Geliebten, wo Sie wollen — ich bin zu stolz, Ihr Spielzeug zu sein!"

„Victoire, ich bitte Sie —"

„Was wollen Sie noch?" fiel sie ein. „Mich vor Ihrem Bruder warnen?" Nun kräuselte sich ihre Lippe, und der Spott flog um ihre Mundwinkel. „Das ist wenigstens amüsant. Ich werde ja von Honorine hören, wie sie über die Mariage denkt."

„Es ist das einzig Richtige, daß Sie die Sache scherzhaft auffassen. Sie werden die Güte haben, auch Honorine einfach auszulachen, wenn sie von ihren Torheiten anfängt."

„Ich werde sie so ernsthaft anhören, wie ich die ganze Angelegenheit betrachte. Ich bringe Ihrem Bruder eine aufrichtige Zuneigung entgegen."

Er lachte kurz und heiser auf. „Prachtvoll! Und kennen ihn erst seit gestern."

Jetzt bohrte ihr Blick sich in den seinen und war dabei auch scharf wie ein Messer. „Ich entsinne mich, wie der Herr Herzog die Vicomtesse Saint Marsault kennen lernte. Sie wurde ihm auf einem Balle der Gräfin d'Agoult vorgestellt — und schon zwei Stunden später flüsterte er ihr Liebesworte in das Ohr."

Er zuckte nervös mit der Schulter. „Victoire, wir wollen uns nicht gegenseitig reizen. Daß ich Sie . . . aber nein, ich will mich nicht lächerlich machen . . . Ich verlange nur das eine — ja, lieber Gott, das v e r l a n g e ich: ich verlange, daß Sie diesen törichten Heiratsprojekten gegenüber von vornherein eine abweisende Haltung einnehmen."

„Und bitte: w a r u m verlangen Sie das?"

„Können Sie überhaupt noch fragen?"

„Ich schenke Ihnen die Antwort. Es würden doch nur Phrasen sein, wie ich sie kenne. Und nun hören Sie zu." Sie stand jetzt ganz dicht vor ihm, hatte die Hände auf den Rücken gelegt und sprach fast lautlos. Aber er verstand jedes Wort; er las es von ihren Lippen. Sie sagte: „Was Sie mir da von dem Plan der Frau von Thouars erzählen, ist absolute Neuheit für mich. Und hätte ich diese Neuheit durch Honorine erfahren, so würde sie mich wahrscheinlich sehr lustig berührt haben. Anders jetzt. Ihre Warnung trifft auf Widerstand — fragen Sie sich selbst nach den

Gründen. Ich lache nicht Honorine aus, sondern Sie, mein Herr Herzog. Sie v e r l a n g e n — ich aber freue mich, daß ich Ihrem Befehl ein Paroli bieten kann. Sie haben anderthalb Jahre gebraucht, Ihre Dressurversuche an einem jungen Mädchen zu üben. Seelisch haben Sie mich ja halb und halb zu Ihrer Leibeigenen gemacht — ich war die dumme Motte, die in das Licht flog. Aber ich bin klug geworden. Ahnen Sie, wann das war? Ich kann Ihnen Zeit und Ort nennen."

Er war sehr blaß geworden. „Victoire, was soll das alles? Sie wissen ganz genau —"

„Bitte — ich möchte aussprechen. Ich habe Ihnen lange Gefolgschaft geleistet — jetzt kündige ich Ihnen die Untertänigkeit. Ich habe meinen Mädchenstolz zurückgewonnen, ich bin wieder Ich geworden. Ich habe das Gefühl, daß Ihr Bruder sich für mich interessiert — nun gut, ich werde ihn mir e r o b e r n!"

Seine Hände krampften sich zusammen. Aber er blieb ruhig. „Das ist unmöglich," sagte er.

„Warum unmöglich?"

„Weil Sie wissen, daß i ch Sie liebe."

„Wäre das der Fall, so würden Sie auf eine Trennung von Honorine dringen, um mich heiraten zu können. Dann aber müßten Sie erst mein Jawort haben — und das würde ich Ihnen nicht geben. Im übrigen: Sie lieben ja Honorine auch! Sie lieben außer uns noch ein halbes Dutzend Frauen und Mädchen. Eine große Torheit, daß Sie nicht Türke werden."

Ihr Spott war ätzender Hohn geworden. Aber Herzog Paul war kein Dummkopf, der sich täuschen ließ. In der Ars amandi Babylons hatte er auch

gelernt, das Weiberherz in der zitternden Empfindsamkeit seiner Regungen zu beobachten. Er sah ganz klar: der Hohn Victoires war nur ein Ausfluß des Schmerzes. Der Urgrund ihrer flutenden Bitterkeit war eine Liebe, deren sie sich schämte

Das Gefühl dieser Erkenntnis gab ihm seine Ueberlegenheit wieder. Er begann zu posieren und schlug einen väterlich-herzlichen Ton an.

„Liebes Kind,“ sagte er, „reden wir einmal verständig miteinander. Meine Warnung hatte nur indirekte Zwecke. Ich wollte lediglich vermeiden, daß Sie sich eine Blöße geben. Das wäre nicht unmöglich gewesen — und Honorine hat helle Augen. An sich ist die Geschichte ja barer Unsinn. Wenn Friedrich heiratet, fällt seine Wahl nur auf eine Deutsche. Prinzipielle Erwägungen sprechen dabei mit, die ich übrigens durchaus verstehe.“

„Es gibt stärkere Mächte als das Prinzip.“

„Selbstverständlich. Wenn die Liebe zum Ausgangspunkt des Denkens wird, geht alle logische Ueberlegung zum Teufel. Aber so weit ist es ja noch nicht. Ich habe Einsicht in das Hofprogramm erhalten. Uebermorgen um zwölf Uhr verabschiedet sich der König von Preußen in Compiègne. Von seiner Begleitung bleibt niemand zurück, auch Friedrich nicht. Es würde Ihnen also an Zeit für Ihre Eroberung mangeln.“ Jetzt glitt ein Lächeln des Triumphes über seine Züge. Sein heißer Blick umzirkelte das Gesicht des Mädchens, und in dem Empfinden siegreichen Uebergewichts begann auch er zu spötteln: „Schade, nicht wahr? Wie hübsch würde die Fürstenkrone Ihre weiße Stirn kleiden?

Aber, kleine Victoire, muß denn e r es grade sein? Wir haben auch im Inland Auswahl genug. Ich werde mich der Thouars als Helfershelfer empfehlen. Sie versteht ihr Geschäft schlecht. Sie ist . . ."

Er wollte noch weiter scherzen, aber nun sah er, wie Friedrich sich der Tür nahte. Er spähte umher, er suchte. Und da nahm Paul rasch das Spiel von vorhin wieder auf.

„Achtung," flüsterte er, „man kommt." Dann lachte er laut und heiter, faltete die Hände wie in komischem Entsetzen und rief: „Aber, liebste Gräfin, das ist doch wirklich eine gar zu naive Anschauung! Wenn man alles drucken lassen dürfte, was wahr ist, würde das Ende der Gesellschaft nahe sein. Außerdem kann ich Sie versichern, daß das Pamphlet von Lügen strotzt — geradezu strotzt. Die Delion ist lange verheiratet und . ."

Nun trat Friedrich in das rote Kabinett.

V.

Er kam mit fröhlichem Gesicht und hatte eine weiße Rose in der Hand, die er aus einer Jardiniere genommen hatte.

„Mein Himmel," sagte er, „ist die Strafpredigt denn noch immer nicht zu Ende?"

„Sie soll wirksam sein," entgegnete Paul, „infolgedessen ist sie lang."

„Viel zu lang," warf Victoire ein, „infolgedessen verliert sie an Wirksamkeit."

Friedrich steckte die Rose in das oberste Knopfloch seines Fracks.

„Mein lieber Paul," sagte er, „ich habe mich während Deines Miserere zu einem festen Entschluß durchgerungen. Mama hat so lange in mich hineingeredet, daß ich den König bitten werde, mich aus seiner Suite zu entlassen."

Die Blicke Pauls und Victoires kreuzten sich; nur für einen flüchtigen Moment; aber es war, als klirrten zwei Klingen aufeinander.

„Sieh da — scharmant! Du willst nicht mit dem König zurückfahren?"

„Nein. Ich bin doch nun einmal in Paris, und es gefällt mir so ausgezeichnet, daß ich gern noch ein bißchen bleiben möchte."

„Das einzig Richtige. Wie lange?"

„Gott, weißt Du — ich habe ja keine Eile. So lange mir's paßt. Noch ein paar Tage — vielleicht auch ein paar Wochen. Je nachdem. Wenn ich schon hierbleibe, will ich nicht mit der Zeit rechnen."

„Das ist hübsch von Ihnen," sagte Victoire, „vielleicht sehen wir uns da auch noch einmal."

Friedrich verbeugte sich. „Ich hoffe zuversichtlich, daß das öfters geschehen wird, Komteß. Grade darauf freue ich mich. Sie müssen die Liebenswürdigkeit haben, mir eine Liste Ihrer Verkehrskreise zu geben, sozusagen ein Itinéraire, nach dem ich mich richten kann."

„Das tu' ich. Haben Sie ein Notizbuch da? Dann diktiere ich gleich los."

„Und ich will nicht stören," sagte Paul. „Vergessen Sie nicht, Komteß, meinem Bruder auch den Salon der Gräfin d'Agoult zu nennen. Sie ist zwar augenblicklich auf Besuch bei ihrer Tochter, Frau von Bülow,

kehrt aber dieser Tage zurück. Und bei ihr verkehrt immer ein ungewöhnlich interessanter Kreis. Entsinnen Sie sich: auch wir haben uns bei der d'Agoult kennen gelernt?"

Sein Auge suchte in heimlichem Verständnis das ihre, und sein Blick war wieder eine Klinge, die treffen sollte. Aber Victoire lächelte nur harmlos und nickte. „Gewiß," entgegnete sie, „ich entsinne mich. Es war an dem Abend, an dem Sie mir einen alten Herrn zeigten und behaupteten, das sei der Maler Ary Scheffer — ohne zu wissen, daß der schon zwei Jahre lang tot war."

Paul faßte die kleine Bosheit lustig auf. „Es war weniger Unwissenheit als der Reiz des Schlechten. Ich hätte auch sagen können, es wäre der selige Rembrandt. Und wie steht's mit uns, Friedrich? Soll ich Dir noch ein Stückchen Paris bei Nacht zeigen?"

„Vielen Dank, aber nun drängt's mich ja nicht. Ich werde noch genug von Paris zu sehen bekommen. Uebrigens habe ich Altenbühl schon instruiert. Wir fahren um ein Uhr nach Compiègne zurück. Dann kann ich mich morgen früh ausschlafen und in würdiger Verfassung beim Könige melden."

„Wie Du willst," entgegnete Paul kurz und ging. Friedrich rückte an einem Sessel. „So, liebe Gnädige," sagte er, „nun setzen Sie sich und nennen Sie mir Ihre Namen. Ich laufe hin, wohin Sie befehlen. Freuen Sie sich wahrhaftig, daß ich noch ein bißchen bleibe?"

„Aber selbstverständlich. Warum nicht?"

„Warum nicht? Natürlich . . . Immerhin — es hätte Ihnen ja auch gleichgültig sein können. Ich bin

drollig, nicht wahr? Zu grade heraus für die französische Redekunst. Ich habe daheim eine Freundin, die behauptet immer, meine unverantwortliche Wahrheitsliebe würde noch einmal das Unglück meines Lebens werden."

„Daß man die Wahrheit zuweilen auch an den unrechten Platz stellen kann, mag schon richtig sein. Aber sie ist mir immer lieber als die Falschheit. Und die herrscht bei uns. Nur nennt man sie etwas höflicher Médisance."

„Wir sagen Klatsch in Deutschland."

„Es mag dasselbe sein, wenigstens annähernd. Aber ich glaube nicht, daß die Neigung zur Médisance bei Ihnen bis zu dem Grade gestiegen ist wie bei uns. Das Persönliche steht immer im Vordergrund des Interesses. Selbst Kaiser und Kaiserin verschont man nicht. Jeder bei Hofe hat seine besondere Führungsliste in der Gesellschaft. Hermance Coëtlogon könnte Ihnen hierüber Aufklärung geben."

„Ich weiß, auch über sie spricht man allerlei —"

„Ach ja! Freilich ist sie selbst schuld daran. Die Naivetät ihrer Moral ist unbeschreiblich. Und dabei ist sie von rührender Herzensgüte . . . Lieber Fürst, Sie wollten notieren, wo ich in nächster Zeit bestimmt zu finden bin. Zur d'Agoult geht mein Vater am liebsten, aber sozusagen inkognito. Er kennt sie noch aus der Zeit her, wo sie mit Liszt — Sie wissen ja ihre Geschichte. Ihre Veröffentlichungen gegen den Kaiser haben sie in den Tuilerien unmöglich gemacht; nichtsdestoweniger verkehrt alle Welt bei ihr — selbst Morny, der Halbbruder des Kaisers."

„Beweis dafür, daß Ihr Imperator klug genug ist, sich von kleinlicher Verfolgungssucht fern zu halten."

„Ich glaube wohl. Wollen Sie Ihre Karten auch in den Tuilerien abgeben?"

„Nein. Ich möchte mich fern von allem Höfischen halten."

„Es ist auch nichts los. Die Majestäten wollen noch für einige Wochen nach Schloß Ruel. Nur zu den großen Rennen — aber das alles haben Sie ja auch in Berlin. Das einzige, was Sie interessieren dürfte, ist das gesellige Leben. Und das hat wenigstens seine Eigenart. Ich habe bei Ihrem Bruder Leute der verschiedensten politischen, religiösen und ästhetischen Richtungen gesehen, Vertraute des Kaisers und seine entschiedensten Gegner, die hohe Klerisei und bekannte Freidenker, und alles vertrug sich ausgezeichnet miteinander."

„Sie sind eine gute Beobachterin."

„Ach nein — ich bin nur nicht blind. Ist das Verkehrsleben bei Ihnen in Deutschland ähnlich?"

„Ganz anders. Abgestufter und darum langweiliger. Aber es gibt auch Ausnahmen. Und dann herrscht auf dem Lande ein ungleich frischerer Ton als in Berlin. Sie sagten mir gestern, daß auch Sie das Landleben lieben."

„Ja, sehr. In Kolmar waren wir halb auf dem Lande. Erzählen Sie: was machen Sie den ganzen Tag in Estedt?"

Friedrich setzte sich erst jetzt der Komteß gegenüber. Während er sprach, versuchte er das Bild ihrer Persönlichkeit in sich aufzunehmen. Die Züge ihres Gesichts

hatten den Reiz der Unregelmäßigkeit. Es war derselbe Reiz, der in der Verschiedenheit der Farbe ihres Haares und ihrer Brauen zum Ausdruck kam: der des Ungewöhnlichen. Er hatte sie gestern abend anders gesehen; sie haftete lustiger und soubrettenhafter in seiner Erinnerung. Aber ihr Auge konnte doch auch sehr ernsthaft blicken. Zuweilen schien es, als tauche das tiefe Schwarz der langen Wimpern die Iris in ein unbestimmtes Dunkel. Dann lag ein ausgesprochen träumerischer Ausdruck in ihrem Auge, der vielleicht nur Täuschung war. Nein, es war wahrhaftig kein Soubrettengesicht; es hatte auch nichts Pariserisches, wie das hübsche Lärvchen Honorines, das in allen Debardeurbildern Grévins wiederkehrte. Es paßte eigentlich kein Zug so recht zum andern, keine Linie zu der benachbarten: der weiche Zauber der etwas zu vollen Lippen nicht zu der Energie des Kinns, das kecke Näschen wieder nicht zu dem Sinn der Augen; es fehlte der physiognomische Ausgleich. Aber es war dennoch ein ungemein anziehendes Gesicht: voll feiner Stimmung im Gedanklichen und kluger Lebenslust.

Friedrich erzählte:

„Also, wie ich daheim lebe. Ganz wie ein Landedelmann. Ich glaube nicht, daß es auf französischen Schlössern wesentlich anders zugeht. Höchstens im äußern Zuschnitt. Das Laster des Müßiggangs kennen wir bei uns ebensowenig als hier. Ich habe ja allerdings meine Administratoren und ein ganzes Heer von Beamten. Aber wenn ich nicht selber hinterher bin, kann die Maschine doch gelegentlich stoppen."

„Außerdem," sagte Victoire, „sind Sie viel zu gewissenhaft, um sich nicht mit eigenen Augen um Ihre Betriebe zu bekümmern."

Er nickte. „Ich freue mich, daß Sie mich so günstig beurteilen. Aber vielleicht ist meine Gewissenhaftigkeit nur Pedanterie. Ich fühle mich unbehaglich, wenn ich nicht um mich alles in Ordnung weiß. Jedenfalls bin ich Frühaufsteher. Im Sommer trabe ich zuweilen schon um fünf Uhr über die Felder."

„Um fünf Uhr," wiederholte Victoire und faltete die Hände. „Also mitten in der Nacht!"

„Die Sonne scheint immerhin schon ein bißchen," erwiderte er lachend, „aber allerdings, man hat nur Freude an ihr, wenn man gehörig ausgeschlafen hat. Deshalb gehe ich gewöhnlich zwischen zehn und elf zu Bett."

Victoire machte große Augen. „Das ist doch anders als auf unsern Herrensitzen," sagte sie. „Bei Ihrem Bruder in Vezin und Bouche-du-Lot wird selten vor elf soupiert, und dann setzt man sich an den Kartentisch oder in den Salon, und, falls die Gesellschaft zahlreicher ist, geht man häufig erst schlafen, wenn man von den Gehöften herüber schon die Hähne krähen hört. Oft sind wir auch noch allesamt in die Kuhställe gegangen und haben warme Milch getrunken oder haben selber die Ziegen gemelkt."

Das amüsierte ihn. Er kannte die Vorliebe der eleganten Pariser Welt für Kontrastwirkungen. Man pfropfte auf eine rauschende Orgie eine harmlose Idylle und fühlte sich glücklich dabei.

„Das könnte man bei mir auch," entgegnete er heiter, „aber es würde doch ein gewisses Aufsehen erregen. Unsre schlesischen Arbeiter sind an Watteausche Bilder nicht recht gewöhnt."

„Haben Sie viel Verkehr mit der Nachbarschaft?"

„O ja — und sehr angenehmen. In der Jagdzeit klappen die Türen von früh bis spät. Na, und dann kommt der Winter."

„Da liegt der Schnee oft fußhoch, nicht wahr? Und glitzernde Eisbahnen, so wie auf den holländischen Bildern. Eine lebendige Schneelandschaft habe ich überhaupt noch nicht gesehen. Es ist wohl schon sehr kalt bei Ihnen in Schlesien?"

„Nicht grade sibirisch, aber angenehm frisch. Das ist die Zeit unsers Müßiggangs. Da trennen wir uns gern von Haus und Hof und verleben ein paar Wochen in Berlin."

Nun wurde Victoire neugierig. „In Berlin," wiederholte sie. „Aber das hält den Vergleich mit Paris nicht aus?"

„Nein. Ganz ehrlich: es ist eine Kleinstadt gegen Paris. Eine dicke Mauer schneidet sie in zwei Hälften, und die Eisenbahn geht noch mitten durch die Straßen. Der Kehrbesen, mit dem Ihr Kaiser die Winkel von Paris reingefegt hat, täte uns ebenso not. Aber Berlin hat auch seine Vorzüge."

„Und wie ist's bei Hofe?"

„Ja nun" — Friedrich zog die Schultern ein wenig hoch — „das ist schwerer zu sagen. Ich langweile mich da gewöhnlich. Andre wieder finden es höchst inter=

essant. Einem Neuling mögen die glänzenden Bilder sicher imponieren."

„Wie bei uns."

„Ja, aber — verzeihen Sie die Bemerkung — es ist doch noch anders. Ihr Kaiser hat es selbst ausgesprochen, daß er es sich zur Ehre schätze, ein Parvenu zu sein — und ich halte das noch nicht für eins seiner schlechtesten Worte, die er dem staunenden Europa hingeworfen hat. So ist auch sein Hoflager das eines Emporkömmlings —"

„Ganz und gar," fiel Victoire lebhaft ein, „das sagt auch Papa!"

„Nun ja — und im Gegensatz dazu hält der Hof von Berlin noch an den alten monarchischen Traditionen fest. Und so ist auch die Gesellschaft: sehr konservativ —"

„Und wenig amüsant."

„Sie könnte immerhin ein wenig Auffrischung vertragen. Uebrigens liegt ihre Schwerblütigkeit nicht allein in dem Mangel an Mischung von kontrastierenden Elementen, sondern auch im deutschen Charakter. Die französische Leichtigkeit geht uns nun einmal ab: vor allem im Zusammenhang des Lebens und in der allgemeinen Anteilnahme."

„Dafür sind Sie gründlicher als wir."

„Merci. Das ist eine ganz gute Eigenschaft, aber im Gesellschaftlichen nützt sie nicht viel."

„Haben Sie ein Haus in Berlin?"

„Ja — ein kleines Palais Unter den Linden."

„Hübsch?"

„Recht hübsch, wenn auch einfach — mit mancherlei künstlerischen Erinnerungen, die mein Großvater mütterlicherseits auf seinen Reisen gesammelt hat. Aber ich habe es noch nie bewohnt. Das Hotel war mir immer bequemer.“

„Verheiraten Sie sich nur erst — da wird auch Leben in Ihr Berliner Palais kommen!“

Er lachte, und während sein Blick gleichsam zögernd mit dem ihren zusammentraf, sagte er:

„Wissen Sie nicht eine passende Frau für mich?“

Sie erhob sich und neigte ein wenig den Oberkörper, um mit der flachen Hand über ihr Kleid zu streichen, in Wahrheit aber, um das flaumige Rot ihrer Wangen zu bergen. Sie war auch wohl etwas über sich selbst erschrocken, daß sie nun nahe daran war, das Fangseil auszuwerfen, das sie schon bereit hielt. Aber sie machte lustige Augen, und ihr rechter Mundwinkel wölbte sich aufwärts; sie kicherte leicht und hob die Hände.

„Eine Frau, warum nicht? Nur das Passende würde mir Sorge machen. Müßte sie genau so ernsthaft und pflichttreu und fleißig sein wie Sie und ebenso früh aufstehen?“

„Im Gegenteil,“ sagte er. „Wäre sie genau so wie ich — die eheliche Langeweile wäre nicht auszudenken. Aber lieb soll sie mich haben.“

„Das versteht sich. Und schick muß sie sein und aus gutem Hause und zu repräsentieren wissen. Und muß natürlich auch Herz haben und Anständigkeit der Gesinnung und das Nötige an Charakter. Und muß wunderschön sein, nicht wahr?“

„Es genügt, wenn sie mir gefällt."

„Da müßte ich erst Ihren persönlichen Geschmack kennen lernen."

Er faßte sie leicht am Arm und führte sie vor einen runden Rokokospiegel.

„Ich will Ihnen ein Porträt zeigen," sagte er, „das ganz und gar meinem Geschmacke entspricht."

Und er wies auf ihr Bild in der Spiegelscheibe.

Sie wußte noch nicht, daß sie gewonnen hatte. Es schien ihr ein zu leichtes Spiel, und nun sie merkte, daß von Augenblick zu Augenblick unter der Form fröhlichen Tändelns der Ernst der Absichten sich verstärkte, empfand sie eine plötzliche Angst vor dem Ende.

Wieder war ihr das Blut in die Wangen geschossen. Und diesmal konnte sie die Röte nicht so geschickt verbergen als vorhin. Da spielte sie einen kecken Trumpf aus, tippte mit dem Zeigefinger auf das Glas und rief:

„Dies da — dies rote Gesicht!? Prinz, das ist nicht hübsch von Ihnen, daß Sie sich über mich lustig machen! Ich habe Ihnen gestern abend gesagt, daß ich nur für die Blonden schwärme — nun müssen auch Sie ehrlich sein!"

Jetzt hätte er sprechen können — und er war nahe daran. Männer von seelischer Einfachheit werden von einer Leidenschaft leicht überrumpelt. Dies kleine Mädchen hatte er schon gestern abend reizend gefunden; aber den Gedanken der Verliebtheit hätte er noch vor zwei Stunden lachend abgewehrt. Jetzt fühlte er den Aufruhr in seinem Herzen: das Wogen des Elementaren, das ungestüme Verlangen, seine Arme

um ihren weißen Hals zu legen und ihre Lippen zu küssen.

Er stand noch hinter ihr und sah ihr Bild im Spiegel, sah, wie die dunkle Röte ihrer Wangen allmählich verblich — und sprach kein Wort. Durch den heißen Quell seines Herzens schoß ein eisiger Unterstrom: das war die Ueberlegung. Er wollte nur eine Deutsche heiraten. So war der Wunsch seines Königs, war bisher auch sein eigener gewesen. Gerade, weil er als geborener Franzose deutscher Untertan war — gerade deshalb . . .

Nun wandte sie sich um und schaute ihm in das Gesicht. Es erschien ihr so ernst, daß sie unwillkürlich stutzte, und dieser leise Schreck stand auch im Ausdruck ihrer Augen. Da hatte er das ungewisse Gefühl, daß er nun etwas sagen m ü ß t e. Er fühlte den Zwang des Sprechens und zugleich eine schreckliche Hilflosigkeit — und schließlich begann er, achselzuckend und stotternd und in dem klaren Empfinden, unsäglich albern zu sein:

„Ja — ja, gnädigste Gräfin . . . wenn Sie absolut nur für Blonde schwärmen . . .“

Von der Tür her antwortete das helle Lachen Honorines. „Das ist allerliebst!“ rief sie. „Entschuldigen Sie, Friedrick, daß ich Ihre letzten Worte erlauscht habe. Es geschah absichtslos. Also Victoire schwärmt nur für Blondins. Höre, Paul, nur für Blondins. Hättest Du das für möglich gehalten?“

Der Herzog trat in das Zimmer. Er nickte und stimmte in das fröhliche Lachen seiner Frau ein, während sein ernst bleibender Blick in nervösem Blinzeln

eilig über die Züge Victoires glitt, als wolle er da auf stumme Fragen Antwort suchen.

„Natürlich," sagte er, „ich weiß es ja. Daher ihr Abscheu gegen mich. Und auch gegen Dich, Friedrich, nicht wahr? Hast Du es nicht gemerkt?"

„Ich habe mich schon dem Unvermeidlichen gefügt." Er ging auf die Neckerei ein. Aber es war kein Frohsinn dabei, nur ein banales Empfinden. Der leidenschaftliche Streit in seinem Herzen kam zu einer schalen Abflauung. Das alberne Hin und Her der Scherzworte schien ihm wie eine Herabsetzung der Hochstimmung, die ihn eben noch beseelt hatte.

Dabei fühlte er auch, daß es Victoire ähnlich erging. Sie antwortete unbefangen und scherzte mit. Aber sie war blaß und um ihren Mund lag ein Zug des Sinnens, als sei alle Heiterkeit nur Frucht kluger Reflexion.

Die ganze Unterhaltung hatte etwas Erzwungenes. Friedrich atmete auf, als er im Nebenzimmer die laute Stimme des alten Lelaity hörte, der in dozierendem Tone der Fürstin Ruffano erklärte, daß die italienische Politik von der Februarrevolution ab immer zum Unheil Frankreichs gearbeitet habe. Nun traten auch Honorines Mutter, die Herzogin von Villars, und ihr Bruder, Graf Dalmas, in das rote Kabinett; sie hatten gehört, daß Friedrich noch in Paris bleiben wollte, und die Herzogin forderte ihn auf, sie übermorgen abend zu einer musikalischen Soirée zu besuchen: Meyerbeer sei da und wolle Partien aus seiner neuen Oper „Die Afrikanerin" zum besten geben. Das sei so eine Art Sensation, denn der Komponist scheue sich noch immer

vor einer öffentlichen Aufführung seines längst fertigen Werkes. Friedrich dankte etwas verlegen und mit leichter Abwehr, nahm aber doch schließlich an. Jetzt wurde nebenan das Schelten der Herzogin Marie-Anna vernehmbar. Ihre Gestalt erschien im Türrahmen des Kabinetts. „Victoire,“ rief sie, „Ihr Diener ist da und will Sie abholen. Kindchen, es ist ja kaum elf durch — warum denn so eilig?!“

Nun fragten alle nach ihren Wagen. Auch Friedrich wollte rüsten.

„Warte noch ein Viertelstündchen,“ bat Paul. „Ich habe meinen Kutscher zu halb zwölf bestellt; da können wir Dich abfahren.“

Aber Friedrich wollte zu Fuß gehen; er habe Lufthunger, erklärte er. Seine Mutter war böse über den raschen Aufbruch. Er umarmte sie und versprach, morgen bei ihr zu frühstücken. Victoire empfahl sich bereits. Als sie Paul die Hand gab, spürte sie den Druck seiner Fingernägel in ihrem Fleisch. Es war ein wütender Druck. Sie hatte die Augen niedergeschlagen; doch ein überlegener Zwang hieß sie aufblicken. Nun las sie in seinem Auge einen Befehl, dessen rohe Willkür sie empörte. Aber das Gefühl der Sicherheit war so stark in ihr geworden, daß sie seine dünkelhafte Erhebung mit einem Gegenblick niederzwang. Er mußte sie verstehen: ihr Auge sprach nicht, es schrie ihm aus überwältigendem Antrieb triumphierenden Widerstand entgegen.

„Auf Wiedersehn, liebe Gräfin,“ sagte er mit leichter Verneigung; „ja — und — hören Sie, die Broschüre gegen den Kaiser —“

„Kommt doch in die Flammen. Meine Loyalität soll keinen Schiffbruch erleiden . . .“

Friedrich beeilte sich, ihr zu folgen. Er wollte sie wenigstens bis an den Wagen bringen. Altenbühl sollte ihn im Hotel erwarten.

Im Vorzimmer wollte ihn Graf Lelaity noch in ein Gespräch über den amerikanischen Bürgerkrieg verwickeln. „Sehen Sie, lieber Neffe,“ sagte er, „dieses Mexiko . . .“

„Ja ja,“ fiel Friedrich ein und half dem alten Herrn in den Paletot, „es ist schon so 'ne Sache. Kann sein, kann auch nicht sein . . .“ Und dann drückte er dem Grafen herzlich die Hand und ging eiligst.

Im Vestibül erreichte er Victoire. Ihr Diener stand schon an der geöffneten Haustür.

Als Victoire die raschen Schritte hinter sich hörte, wandte sie sich um. Sie wußte ganz genau, wer ihr folgte. Trotzdem tat sie ein wenig erstaunt.

„Wirklich schon heimwärts?“ fragte sie. „Lockt Sie das nächtliche Paris denn gar nicht?“

„Jedenfalls nicht im Augenblick. Mich eine Minute länger mit Ihnen unterhalten zu können, ist mir mehr wert.“

„O Gott!“ rief sie und blieb am Portal stehen, „es regnet!“

In der Tat strömte ein linder Herbstschauer zur Erde. Ein Streifen Trottoir führte vom Portal bis zu den Barrieren, an denen der Wagen hielt. Im Lichte der beiden Gaslaternen vor der Haustür sah man, wie das Wasser auf die Steine spritzte und an den Seiten ablief. Der Raum zwischen den Häusern und

den Holzbarrieren war noch nicht gepflastert; im dunklen Erdreich hatten sich blanke kleine Pfützen gebildet

„Meine blauen Atlasschuhe," sagte Victoire klagend.

„Ich würde Sie gern tragen, Komteß. Aber —"

„Es könnte doch Aufsehen erregen. Baptiste, den Schirm!"

Der Diener trat vor die Tür und spannte den Schirm auf.

Victoire zögerte noch. Sie sah Friedrich fragend an. „Was wird mit Ihnen, mein Sieur? Wo wollen Sie hin?"

„Nach dem Hotel du Louvre."

„Soll ich Sie mitnehmen? Ich fahre vorüber."

In diesem Moment war es Friedrich, als ob sich in ihm eine Erhöhung vollzöge. Die Frage Victoires war gleichgültig hingeworfen; aber der Blick, der dabei sein Auge traf, gab ihr Bedeutung. Es lag schämige Furcht in dem Blick und auch eine schämige Aufforderung. Er hatte seelische Wirkung, er suchte nach einem Kontakt. Und den spürte Friedrich im tiefsten Innern, spürte ihn sofort: wie eine große Erweiterung seines Wesens unter dem stürmischen Andrang eines unermeßlichen Glücksgefühls.

„Sehr liebenswürdig, Gräfin," antwortete er gewohnheitsmäßig. „Wenn ich nicht fürchten müßte, Ihnen lästig zu fallen —"

„I bewahre. Außerdem: Samariterdienst. Oder Gefühl der Solidarität in der Not. Oder wie Sie sonst wollen. Baptiste, treten Sie zwischen uns und halten Sie den Schirm hoch. Und sagen Sie Charles, er solle am Louvre-Hotel halten."

Baptiste hatte gute Schulung. Er ging als Weltkind in der Mitte, einen viertel Schritt vorweg, und balancierte den Schirm geschickt über den Häuptern; riß dann im Nu den Wagenschlag auf und schob seine junge Herrin mit rascher Vorsicht in die Chaise.

Unter der blauseidenen, mit Schwan besetzten Kapuze nickte Friedrich das freundliche Gesicht Victoires zu.

„Aber so kommen Sie doch!" rief sie. „Platz genug ist, wie Sie sehen."

Da stieg er ein und setzte sich ihr gegenüber

Während die Pferde anzogen, schlang Victoire ihr Surtout enger um sich und kuschelte sich ganz dicht in die Wagenecke, als wolle sie auch die leiseste körperliche Berührung mit ihm vermeiden. Und dann sagte sie mit sanfter und zärtlicher Stimme:

„So, Prinz — und nun erzählen Sie mir in aller Schnelligkeit, wie lieb Sie mich haben . . ."

VI.

Am folgenden Vormittag ließ Friedrich sich durch den Kabinettsrat Illaire eine kurze Audienz beim König erbitten, die ihm auch erteilt wurde. Der Monarch bewilligte ohne weiteres den Wunsch des Fürsten, noch einige Zeit in Paris bleiben und sich seiner Mutter widmen zu dürfen, entband ihn sogar von dem Dienst des Tages und entließ ihn mit freundlichem Händedruck.

Am Abend sollte in Compiègne ein großes Galadiner und hierauf im Schloßtheater eine Aufführung

durch die Schauspieler des Théâtre Français stattfinden. Aber Friedrich hatte Besseres zu tun, als sich beim Diner und bei der Komödie zu langweilen, und ließ sich daher beim Grafen Baciochi krank melden. Er faßte das „Dienstfrei“ auf seine Art auf, verabschiedete sich von dem preußischen Gefolge und befahl Altenbühl, in Eile die Koffer zu packen. Es drängte ihn mit allen Fibern nach Paris.

Nach der regnerischen Nacht war der Oktobertag warm und sonnig geworden. Friedrich hatte die Absicht, sich „heimlich zu drücken“. Altenbühl mit den Koffern war schon voran. Er selbst wollte zu Fuß nach dem Bahnhof, um sich nicht erst nach einer kaiserlichen Equipage umtun zu brauchen, und brach daher ziemlich zeitig auf: ohne jedes Gepäckstück, in Paletot und Zylinderhut, den Stock in der Hand.

Vor den Kolonnaden auf der Stadtseite hatten die Garde-Zuaven und die Guiden Aufstellung genommen. Rechts davon hielt die Ehreneskadron der Garden zu Pferde. Vor der Front sah Friedrich die Generäle Fleury, Mac Mahon, Montebello und noch einige mehr. Er selbst aber wollte nicht gesehen werden. Er eilte das Trottoir hinab und hörte sich plötzlich beim Vornamen rufen.

Sein Bruder Paul zügelte unter halblautem Schimpfen den hübschen Rappen, auf dem er saß, aus der Front zurück bis zum Bürgersteig.

Glückspilz,“ sagte er deutsch, „Du kneifst aus.“

„Ich habe meine Pflicht getan. Jetzt bin ich beurlaubt. Was soll Euer feierlicher Aufmarsch?

„Parade vor den Majestäten. Um sieben Uhr war ich schon wieder in Compiègne. Ich bin zum Umfallen müde. Na, und Du?“

„Ich will nach Paris.“ Plötzlich war sein ganzes Gesicht wie in Sonne getaucht. Er empfand den heißen Drang, sich Paul anzuvertrauen. „Ich möchte Honorine gefällig sein,“ fuhr er mit glücklichem Lächeln fort.

„Honorine gefällig sein?“ wiederholte Paul erstaunt. Sein Gaul bäumte. Vom Schlosse herüber scholl ein kurzes Trompetensignal.

„Jawohl. Du weißt ja: wir sprachen gestern davon — sie fand, daß Victoire Saint Marsault und ich ein prächtiges Paar abgeben würden . . . und siehst Du: ich habe es mir überlegt — ich finde es auch.“

Ein schrilles Kommando ertönte; noch eins folgte, dann rasselten die Trommeln los. Der Rappe Pauls ließ sich kaum mehr halten.

„Und nun?“ schrie Paul. Er bohrte dem bäumenden Gaul die Sporen in die Weichen.

„Nun will ich mir mein Glück h o l e n,“ antwortete Friedrich.

Paul warf den Rappen auf der Hinterhand herum. Es war hohe Zeit, daß er in die Frontreihe kam. Wieder erschollen Kommandos; die Musik begann zu spielen, die Truppen formierten sich in Marschstellung und rückten in den Schloßhof, um an den Majestäten vorüber zu defilieren.

Inzwischen hatte das Gedränge in den Straßen sich so verstärkt, daß Friedrich fürchten mußte, seinen Zug nicht mehr erreichen zu können. Da kam ihm

Altenbühl zu Hilfe. Er hatte sich am Bahnhof eine Droschke genommen und suchte seinen Herrn. Altenbühl saß auf dem Bock, nahm, als Friedrich in den Wagen gestiegen war, dem Kutscher Zügel und Peitsche aus der Hand und hieb auf die Pferde ein, daß sie wie rasend davonjagten. Auf dem Bahnhof fand Friedrich gerade noch Zeit, ohne Billett in das Coupé zu springen; dann pfiff schon die Lokomotive.

Er war allein im Coupé. Er streckte sich auf den Polstern aus, zündete sich eine Zigarre an und ließ die Gedanken passieren. Er hatte in der Nacht nur wenig geschlafen: trotzdem war ihm unbeschreiblich wohlig zumute.

Wenn er an die kurze Fahrt mit Victoire von der Avenue de l'Imperatrice bis zum Louvre-Hotel zurückdachte, fühlte er mit wonniger Klarheit, daß es gar nicht anders hätte kommen können: daß alles reflektierende Empfinden verblaßte vor dem vollen Bewußtsein der lebendigen Wirklichkeit. In der Erinnerung schien ihm das Geschehene wie eine logisch gegliederte Kette. Für ihn war das Gefühl die Quelle der Erkenntnis; da gab es keine irrigen Vorstellungen. Er hatte Victoire lieben gelernt. Auf dieser Grundüberzeugung bauten die Folgerungen sich auf. Er sah auch ein, daß seine Absicht, nur eine Deutsche heiraten zu wollen, kein Hemmnis gegenüber dem Zauber einer Persönlichkeit sein konnte. Denn in dieser Absicht mußte sofort der Stachel des Widerspruchs fühlbar werden, sobald sich seine Herzensneigung einer Ausländerin zuwandte.

Uebrigens galt ihm Victoire auch nicht als Französin im Sinne des nationalen Gegensatzes. Sie war in Kolmar aufgewachsen und erzogen worden, sprach gefällig Deutsch, kannte die deutsche Literatur und sympathisierte mit deutschem Wesen. Und schließlich war er ja selber Franzose dem Blute nach; das half überbrücken.

Freilich: die Mutter hatte es anders gewünscht, auch der König. Aber ihr Wunsch konnte kein Befehl für ihn sein. Weder sie noch er konnten eine so leidenschaftliche Verfechtung der Nationalität von ihm verlangen, daß die Entfaltung seines Daseins darunter litt. Sie konnten keine Entsagung fordern, wo sie töricht gewesen wäre.

Ja natürlich: töricht. Verlangen nach Glück ist Naturgewalt; man kann sie nicht binden

Friedrich lächelte. Er war sehr glücklich. Und war verdoppelt glücklich in dem sichern Bewußtsein, daß Victoire dies Glück teilte. Sie war es ja auch gewesen, die das erlösende Wort gesprochen hatte. Das durfte freilich niemand wissen: im sonst so skrupellosen Frankreich dachte man sehr streng in derlei Dingen. Aber daß sie wie eine kecke, ihrer Mädchenfreiheit frohe kleine Amerikanerin mit einer einzigen Wendung voll Süßigkeit die Entwicklung des Werbeprozesses zum Abschluß gebracht hatte, war für ihn helles Entzücken gewesen. Gab es einen unangreifbareren Beweis für ihre Liebe?

Wieder ging ein frohes Lächeln um seine Lippen. Sie war gescheit; hinter ihrer hübschen Stirn mit dem weizenblonden Gelock darüber kreisten verständige Ge-

danken. Sie war auch eine kleine Realistin und räumte von vornherein Schranken und Hindernisse aus dem Wege, die unangenehm werden konnten. Sie hatte ihn gut instruiert. Herrgott, wenn man wüßte, daß sie sich schon geküßt hatten! Schweigen, Schweigen, Schweigen — und alles der Ordnung nach. Sie mußte noch im Hintergrunde bleiben, ganz versteckt mit ihrem verliebten Herzen, ohne Geltendmachen ihrer selbst, nichts als ein Bestandteil ihrer Familie, die der Sitte nach zuerst eingeweiht werden mußte. Aber sie hatte ihn auch getröstet: das stand wohl fest, daß die Eltern nichts gegen die Heirat einzuwenden haben würden. Im Gegenteil — die würden sich nur freuen. Fürstenkronen liegen nicht auf der Straße . . .

Einen Augenblick überlegte Friedrich, ob er zunächst zu seiner Mutter gehen sollte. Aber das verwarf er schnell. Besser, er kam schon als Verlobter zu ihr zum Frühstück. Da brauchte er keine Einwendungen mehr zu hören und keine guten Lehren. Sie kamen doch zu spät.

Im Gefühl seiner liebenden Kraft erschien ihm jedwedes Bedenken unsäglich klein. Gewiß, er selbst hatte noch gestern im Strome der Leidenschaft das Wehr verspürt, das ein Augenblick ruhiger Ueberlegung schuf. Es war ein Moment der Stimmungsauslösung, den er heute nicht mehr begriff; ein Sträuben gegen das Wesensbedürfnis seines Herzens, das unnatürlich war. Es gibt keine Vorschriften in der Liebe; sie spottet jedes Formalismus; sie spannt über schreiende Gegensätze ihren leuchtenden Siegesbogen. Und hier kamen

nicht einmal Gegensätze zur Geltung: diese Ehe konnte nie zum Problem werden . . .

Plötzlich fiel ihm Aline Seehausen ein. Neben seiner Mutter war sie der einzige Mensch, an dem sein Herz mit inniger Freundschaft hing. Was würde sie zu seiner Verlobung sagen? Ihr Urteil war von Wert für ihn; es hatte in dem kleinen Kreise seiner Alltagsverhältnisse immer zu seinen geistigen Lebensfragen gehört. Sie war von wundervoller Klarheit, von kräftiger Intuition und ausgeprägtem Wesen. Aermliche Ausflüchte kannte sie nicht; wenn Victoire ihr nicht gefiel — sicher, sie würde es, beschönigend vielleicht, doch ohne Vorbehalt sagen. Und da spürte Friedrich so etwas wie einen leichten Stich im Herzen. Er fand es widervernünftig, daran zu denken, daß die beiden sich abstoßen könnten; aber ein Dunkel blieb übrig, eine leise Ahnung, die quälerisch war. Er verglich die beiden und fragte sich: paßte sein lebhaftes Mädchen zu der vertrauenden Ruhe im Charakter Alines? . . .

Indessen hielt der Zug; Altenbühl erschien am Coupé, Gepäckträger wurden gerufen, der übliche Ankunftstrubel hub an. Im Hotel fand der Fürst drei Zimmer, die ihm behagten, machte sorgfältig Toilette und ließ sich dann das Adreßbuch kommen, um nach der Wohnung des Vicomte Saint Marsault zu suchen.

Er hatte ein Dienstquartier im Finanzministerium, das damals an der Ecke der Rue de Rivoli und der Rue Castiglione an der Stelle des heutigen Hotels Continental lag: in jenem riesigen langweiligen Gebäude, das später von den Kommunarden nieder-

gebrannt wurde. Der Huissier wies Friedrich den Weg, nicht durch das große Portal, das zu den Amtszimmern führte, sondern durch einen Seiteneingang, und hier sah sich der Fürst zu seinem Erstaunen der kleinen Zofe Victoires gegenüber, die sie neulich nach Compiègne begleitet hatte und die er sofort an ihrem niedlichen Soubrettengesicht und den Schelmenaugen wiedererkannte. Sie schien auf ihn gewartet zu haben, denn sie trat mit kurzem Gruß und freundlichem Lächeln an ihn heran und gab ihm ein Briefchen, das sie mit geschicktem Griffe in der hohlen Hand verborgen hatte.

„Vicomtesse lassen bitten, Durchlaucht möchten das Zettelchen lesen, eh' Sie sich anmelden lassen," sagte die Kleine und huschte rasch in das Haus voran.

Friedrich wurde unruhig. Er fürchtete irgendeinen Widerstand seitens der Eltern Victoires. Auf der Treppe erbrach er den Brief und durchflog ihn.

„Alles ist in Ordnung und gut vorbereitet, Geliebter," schrieb sie. „Man erwartet Dich, auch Onkel Gauthier. Er ist der Chef des Hauses und spricht immer mit. Sei besonders gefällig zu ihm. Der Mama gegenüber entwickle viel Zärtlichkeit. Papa wird das Geschäftliche betonen; laß Dich nicht bange machen. Schließlich noch eins: küsse mich nicht vor den andern. Unsre Zeit kommt schon. Ich lege vorläufig einen warmen Kuß für Dich ein. V."

So las Friedrich. Es war nicht nach seinem Geschmack, daß Victoire die Zofe zur Mitwisserin machte. Aber es störte ihn auch nicht: Victoire hatte es mit ihrer vorbereitenden Mahnung gut gemeint.

Ein Diener empfing ihn. Er wurde in einen steifleinenen Empiresalon geführt, in dem Stühle und Sofas kerzengerade an den Wänden standen. Der Tisch in der Mitte trug eine große schöne Henkelvase mit mythologischen Bildern.

Friedrich war kaum eingetreten, als sich eine Tapetentür öffnete. Victoire lugte in das Zimmer, warf ihm eine Kußhand zu und verschwand wieder. Es war ein Bild des Augenblicks, aber es gab seinem Herzen neue Wärme. Nun verrannen einige Minuten, dann tat sich abermals die Tür auf und drei Personen traten ein. Voran ein sehr langer Herr mit etwas galligem Gesicht und der Nase eines Raubvogels, dann eine freundliche kleine Dame, die wie in ewiger Rührung beständig mit den Augen blinkte, und endlich ein wohlgenährter Fünfziger: glatt rasiert, mit goldumränderter Brille und eigentümlich raschen Bewegungen. Seine Aehnlichkeit mit dem Deputierten der Opposition Emil Ollivier, dessen Bild in allen Schaufenstern hing, fiel Friedrich auf.

Dieser Herr war der erste, der Friedrich begrüßte.

„Ich freue mich, Euer Durchlaucht kennen zu lernen," sagte er etwas verlegen, rieb sich die Hände und streckte ihm dann rasch die Rechte entgegen. „Ich bin sehr beglückt, Durchlaucht — meine Frau auch — gestatten Sie . . .," er machte eine vorstellende Bewegung zu seiner Gattin und wies dann auf den langen Herrn mit der Hakennase . . . „Mein Bruder, der Marquis," schloß er.

Der Chef des Hauses, der den Marquistitel führte. nahm nun auch das Wort.

„Wollen Durchlaucht nicht Platz nehmen,“ sagte er. Er bildete eine Gruppe aus vier Stühlen, und man setzte sich feierlich. Die Gräfin blinkte stark mit den Augen und kämpfte wohl auch mit Tränen. Der Generaldirektor der Finanzen rückte unruhig hin und her. Das Preziöse im Gehaben des Chefs des Hauses genierte ihn sichtlich. Indessen fuhr der Marquis fort:

„Sie haben meine Nichte gestern abend bei der Herzogin von Castaing kennen gelernt?

Friedrich neigte den Kopf. „Es war nur ein Wiedersehen, Herr Marquis,“ entgegnete er, „ich hatte schon in Compiègne die Ehre . . . Und dieser Bekanntschaft —“

„Verdanken wir Ihren heutigen Besuch. Nicht wahr, so ist es?“

„Durchaus so.“

Der Marquis erhob die rechte Hand, an der stark polierte, sehr lange und chinesisch zugespitzte Fingernägel glänzten, als wolle er durch diese Bewegung eine weitere Erklärung Friedrichs abschneiden, und begann dann rasch von neuem: „Wir ahnten das, Durchlaucht. Victoire hat in der natürlichen Erregung ihres Mädchenherzens ihren Eltern Anspielungen gemacht, die nicht mißzuverstehen waren. Dies tat sie, und es ist wohl entschuldbar. Sie hat sich ihren Eltern anvertraut — und daß sie Ihren Werbebesuch, mein Prinz, heute erwartete, mag Ihnen als Beweis für das sichere Fühlen ihres Herzens dienen. Das liebende Subjekt ist immer ein unbewußt denkendes; die Stärke seiner Ueberzeugung läßt selten eine Täuschung zu. Durch das Gewebe seiner Phantasien, möchte ich sagen, spinnt

sich der Faden der Wirklichkeit; das ideale Bewußtsein glücklichen Träumens wandelt sich zu voller Realität. So kann man sagen. Aber dies Aufsteigen aus Traum zur Wirklichkeit verlangt auch ein Walten des Gleichzeitigen. Victoire wußte, daß sie geliebt wurde. Das hätte nicht genügt, möchte ich behaupten, ihrem Empfinden Klarheit zu geben. Doch auch *sie* liebt, und diese gegenseitige Ergänzung brachte die letzte Entscheidung. Also mein Prinz: ich habe das Glück und die Ehre, Ihnen mitteilen zu können, daß meine Nichte Victoire Ihre Neigung von Herzen erwidert."

Nach dieser merkwürdigen Rede erhob sich der Marquis in seiner ganzen Länge und reichte Friedrich die Hand. Nun aber schien das Eis gebrochen zu sein. Der Vicomte, der es vor innerer Unruhe kaum noch auf seinem Platze auszuhalten schien, sprang auf und fiel dem Fürsten ohne weiteres um den Hals, während seine Gattin leise zu schluchzen begann und nach ihrem Taschentuch suchte.

Friedrich war froh, daß man zu Temperament und Natur zurückkehrte. Diese gemachte Feierlichkeit entbehrte des großen Zuges: sie mutete ihn kleinbürgerlich an. Die konfuse Rede des Marquis hatte ihn völlig verwirrt. Jetzt aber entwickelte sich das weitere so, wie er es erhofft hatte. Der kleine bewegliche Finanzdirektor überschüttete ihn mit einem Schwall von Worten, und dazwischen sprach die zarte, schluchzende Stimme seiner Frau. Beide waren glücklich über die Entscheidung ihrer Tochter, aber als die Gräfin Victoire rufen wollte, warf der Marquis ein lebhaftes: „Bitte, noch einen Augenblick!" dazwischen, deutete auf

die noch immer hübsch gruppierten Stühle, nahm selbst wieder Platz und fuhr fort:

„Auch das Glück verlangt seinen realen Fundus, möchte ich sagen: die Illusionen währen am längsten, die durch Tatsächlichkeiten gebunden werden. Wir wissen, mein lieber Prinz, daß Ihre Verhältnisse nichts zu wünschen übrig lassen. Als Chef des Hauses Saint Marsault bin ich aber verpflichtet, möchte ich sagen, Ihnen auch einige Aufklärungen über die Vermögenslage Ihrer Braut zu geben . . .“

Nun sprach er in Zahlen weiter. Friedrich konnte mit der materiellen Seite seines Glücks zufrieden sein. Victoire erhielt eine stattliche Mitgift. Sie kam in der Hauptsache wohl von der Gräfin, die dem Industrieadel des Kaiserreichs entstammte und deren Vermögen sich bei der bescheidenen Hausführung der Saint Marsaults erheblich vermehrt hatte. Der Marquis sprach jetzt wie ein Bankbeamter, trocken und nüchtern; er hatte ein kleines Notizbuch aus der Tasche gezogen, in das er zuweilen unter seinen schweren, wie Deckel auf- und niederklappenden Augenlidern einen raschen Blick warf. Als Chef des Hauses wollte er sichtlich die Situation beherrschen. Aber dies Befehlshaberische schien den Vicomte schließlich zu ärgern. Man sah, wie in seinem bartlosen Diplomatengesicht die Muskeln spielten; die Schultern ruckten, es zuckte in seinen Fingerspitzen. Zuweilen warf er ein erklärendes Wort zwischen die Zahlen seines Bruders; er erläuterte, und dann blitzten hinter den Brillengläsern die klugen Luchsaugen. Ganz still verhielt sich die Gräfin. Sie saß zusammengesunken auf ihrem Stuhle und betrach-

tete unausgesetzt mit glücklichem Blick ihren künftigen Schwiegersohn. Sie umschwärmte ihn heimlich; sie sah ihn zum erstenmal und vergötterte ihn schon. Ihr Großvater war ein kleiner Eisenhändler gewesen und hatte durch die Erfindung eines neuen Puddelofens mit beweglichen Herden sich die Basis eines kleinen Vermögens erworben, das riesig anwachsen sollte. Ihr Vater war baronisiert worden; seine Eisenschneidwerke waren die bedeutendsten Frankreichs. Und nun war sie selbst die Gattin eines Vicomte, und ihre Tochter sollte Fürstin werden. Das machte sie sehr glücklich. Aber sie blieb bescheiden und still und von fast ängstlicher Bürgerlichkeit.

Endlich war der Marquis mit seiner Rechnungslegung zu Ende, und nun wollte man Victoire rufen. „Na, Gott sei Dank," sagte der Finanzdirektor, „das arme Mädel . . ." Aber der Marquis unterbrach ihn abermals. „Wir müssen noch das Verlobungsdiner besprechen," warf er dazwischen; „wer ladet ein?"

„Aber, Gauthier, das hat doch Zeit!" rief der Vicomte ungeduldig. „Die Victoire stirbt mir ja nebenan vor Ungeduld."

Die Gräfin trippelte schon nach der Tür, mit erhobenen Händen, wie eine ängstliche Henne, die flügelschlagend zu ihren Küken eilt.

„Ich meine auch, Herr Marquis," sagte Friedrich, „daß wir mit Ihrer Erlaubnis alle diese Nebendinge nachher besprechen können. Victoire wird sehnlichst auf die Entscheidung warten."

Der Marquis verbeugte sich. „Aber natürlich . ." Dann faßte er seinen Bruder an einen Rockknopf und

zog ihn beiseite. „Hör' mal, Prosper — noch etwas von Wichtigkeit," flüsterte er. „Dem Kaiser muß die Verlobung angezeigt werden."

„Werd' ich schon machen," antwortete der Generaldirektor und wandte den Kopf nach der Tür.

„Nein, das geht nicht," sagte der Marquis. „Schließlich bin i ch doch der Chef des Hauses."

„Aber i ch bin der Vater."

„Ich bin Kammerherr und stehe dem Kaiser näher. Ausschlag gibt jedenfalls immer meine Stellung als Haupt der Familie. Sie ist der organisierende Faktor, möchte ich sagen."

„Zeige an, zeige an!" rief der Vicomte. „Gott bewahre, was hast Du Dich um Dein Linsengericht! Da werde i ch also gehorsamste Meldung nach Frohsdorf erstatten."

Der Marquis zuckte zusammen. Es war ihm als getreuen Bonapartisten immer peinlich, wenn der Generaldirektor in seiner hohen Beamtenstellung kein Hehl aus seiner Neigung für die Bourbons machte. Er spitzte schon die scharfen Lippen zu einer zischenden Antwort, aber da trat Victoire in den Salon und blieb blutübergossen unweit der Tür stehen, und nun erwachte wieder in ihm die Notwendigkeit, als Haupt der Familie die Würde zu wahren.

Er winkte mit seinem langen Arm. „Liebe Victoire, tritt näher," sagte er. „Immer tritt näher: es ist eine erfreuliche Post, die wir Dir mitzuteilen haben. Seine Durchlaucht der Fürst von Estedt" — er sprach es Esteede aus — „gibt uns die Ehre, um Deine Hand

anzuhalten, und wir haben mit Freude unsre Zustimmung erteilt . . ."

Es sollte sicher noch mehr erfolgen: eine längere Rede voll philosophischer Schönheit. Aber Friedrich machte kurzen Prozeß. Er hatte auch die Warnung Victoires vergessen, sie nicht vor den andern zu küssen. Er eilte ihr entgegen und zog sie an seine Brust — und sie ließ sich ruhig küssen; ja, wahrhaftig, sie küßte ihn wieder.

Der Marquis hatte sich abgewandt. „Er ist ein halber Deutscher," sagte er flüsternd zu seinem Bruder; „man muß darauf Rücksichten nehmen. Aber die Victoire — der Tausend, das Mädel ist ordentlich leidenschaftlich . . ."

„Ein Stockfisch war sie nie," gab der Vicomte zurück. „So ist sie mir lieber. Was schadet's!" . . .

Schließlich fand man sich rasch wieder in die Ordnung der Dinge. Man zog aus dem Empiresaal in ein gemütliches Wohngemach, durch das Familienluft wehte, und beratschlagte in Kürze das Nächstliegende. Friedrich wollte noch im Verlauf der Woche die Verlobungsanzeigen verschicken; in Frankreich war das nicht Gebrauch. Er hatte im übrigen vor, bis in den November hinein in Paris zu verbleiben. Dann wollte er zurück auf seine schlesischen Güter und schlug vor, die Hochzeit für den Januar anzusetzen.

Aber dem widersprach die Gräfin. Die Ausstattungsfragen verlangten bedachtsame Lösung. Victoire selbst war für das erste Frühjahr. Friedrich fügte sich schnell. Also gut, Anfang März. Das war die rich-

tige Zeit für die Riviera, und dann kam man gerade zur Baumblüte nach Deutschland.

Nun wäre er gern noch ein Viertelstündchen mit Victoire allein geblieben. Doch das war unmöglich. Die Familie blieb sässig. Der Marquis erhob wieder seine Stimme: er wünschte das Verlobungsdiner in seinem Palais zu geben und betonte von neuem seine Stellung als Chef des Hauses. Währenddem flüsterte die Gräfin mit Victoire: sie hatte schon die Ausstattung im Kopfe. Die Kostüme sollte Worth liefern und die Wäsche Doucet . . .

Für den Abend wurde Friedrich in die Familie gebeten. Man begriff, daß es ihn drängte, seiner Mutter Mitteilung von der Verlobung zu machen, und hielt ihn nicht mehr allzu lange zurück. Beim Abschiede war er Victoire gegenüber formeller und begnügte sich mit einem Handkuß; aber er sah: ihr Auge küßte ihn auf den Mund.

Herzogin Marie-Anna hatte mit dem Frühstück schon auf ihn gewartet. Er entschuldigte seine Verspätung, schlug dann die Absätze aneinander, nahm militärische Stellung ein und fuhr fort: „Grund der Verspätung: habe gehorsamst zu melden, daß Dein Sohn Friedrich sich soeben verlobt hat."

Die Herzogin schrie leise auf. „Allmächtiger Gott! Friedrich!" . . . Auf ihrem behäbigen Gesicht malte sich Unruhe und ein grübelnder Zweifel . . . „Sag' nicht, mit wem. Ich muß es erraten . . . Wer kann es sein?"

„Du errätst es nie, Mutterchen."

„Doch. Eine alte Bekanntschaft?"

„Eine ganz junge."

„Von wann?"

„Von vorgestern."

Da setzte sich Marie-Anna. „Nun weiß ich es," sagte sie. „Es ist Victoire Saint Marsault. Vor einer Stunde war die Baronin Thouars bei mir. Sie wollte Dich einfangen. Ich habe sie ausgelacht. Ich war meiner Sache so sicher . . . Aber siehst Du, in dem Augenblick, da Du von einer ganz jungen Bekanntschaft sprachst, wußte ich auch Bescheid. Da fiel mir ein, daß Du gestern abend der Victoire kaum von der Seite gewichen bist . . . Also eine Liebe auf den Anhieb, wie wir bei uns sagen. Nur nicht das, was mein Herz sich wünschte . . ."

Doch in dem gleichen Augenblick, da sie dies sagte, regte sich auch ihr Mutterherz. Sie öffnete die Arme. „Komm her zu mir, mein Junge," rief sie, „und verzeih, daß ich von meinen Wünschen sprach! Du kennst sie, Du hattest sie selbst. Lieber Gott, was ist alles Wünschen, wenn stärkere Kräfte ihr Machtwort geben! Wenn die Liebe kommt, verpufft jede Ueberzeugung. Und schließlich: Ist es nicht gut so? Ist es nicht gut, daß die Liebe immer ihr Recht behält?" . . . Sie hielt ihn zärtlich in ihren Armen; ihre Augen waren feucht geworden . . . „Friedrich, ich gratuliere Dir. Du warst glücklich beraten, als Du Deinen Impulsen folgtest. Ich will Gott danken und fröhlich sein. Victoire ist ein liebes Mädchen, kein Flattertäubchen wie — nun, wie hundert andre ringsum. Es steckt Tieferes in ihr. Vielleicht sogar etwas Kompliziertes, aber das ist besser als die Oberfläche. Sie hat Augen, die nachdenklich machen können. Und sie liebt Dich auch?"

„Frage nur ihre Augen," antwortete er lächelnd und rascher fuhr er fort: „Ja, Mutter, wir lieben uns sehr. Wir wußten es sofort; wirklich ‚auf den ersten Anhieb'. Und da mir das klar war, zerfielen auch alle meine Bedenken. Ich hätte ohne Aussprache und Jawort abreisen können, um mich erst noch einmal in der Stille zu prüfen. Aber das wäre nur ein Aufhalten gewesen; auch eine Zerstörung meiner Lebensmöglichkeit. Ich habe schwereres Blut als Paul. So ein innerer Zwist reibt mich auf; ich brauche Ausgleichung, wenn mir das Dasein nicht überdrüssig werden soll. Und ich fragte mich: wozu noch grübelnde Zweifel? Ueber allen Gegensätzen, ob sie scheinbar sind oder wirklich vorhanden, steht ja doch unsre Liebe."

Die Herzogin nickte. „Sind Gegensätze da," sagte sie, „und ganz gewiß, daß sie kommen: Eure Liebe wird sie schon glätten. Wir wollen uns nicht in unfruchtbare Erörterungen verlieren. Ihr habt den Aufbau Eures Lebens in der eigenen Hand. Sorgt selber für die Gliederung. Nun noch einen Kuß — dann wollen wir frühstücken. Sonst schimpft mein Koch. Es gibt Austern, Seezunge und junge Gans."

Aber auch eine Flasche Cliquot ließ die Verschwenderin kommen. Man saß vergnügt und behaglich zu zweien am Tisch, und Friedrich erzählte von der Werbungsszene und von den Sonderbarkeiten des Herrn Marquis und die Herzogin amüsierte sich köstlich.

„Der Herr Marquis!" rief sie. „Weißt Du, wie man ihn bei Hofe nennt? Die Giraffe, weil er so lang ist und einen so riesigen Hals hat. Ich kann ihn nicht leiden, aber er soll ja seine Meriten haben. Er hatte

die Domänenverwaltung im Hausministerium, lebt jetzt aber nur noch als Privatgelehrter. Ich gebe Dir mein Wort, der Mann nennt sich selber Privatgelehrter — die Fliege an der Wand könnte darüber lachen. Er hält sich für einen großen Philosophen und schwatzt viel blühenden Unsinn zusammen. Der Kaiser soll einmal gesagt haben, wenn er sehr melancholisch wäre, befähle er den Marquis zur Audienz: das heitre ihn jedesmal auf. Indessen, wie gesagt, er hat auch sein Gutes: ist in allen Wohltätigkeitskomitees und hat einen Verein zur Hebung gefallener Mädchen aus besseren Ständen begründet."

„Vor allem ist er der ‚Chef des Hauses'."

„Ja natürlich. Das ist der stete Aerger des Vicomte. Unterschätze übrigens den Vicomte nicht. Der ist hundertmal gescheiter als sein großer Bruder. Und das Gescheiteste war, daß er seine reiche Frau geheiratet hat. Das kommt auch Dir zugute."

Friedrich zuckte mit den Achseln. „Ich habe es nicht nötig. Aber selbstverständlich: Besitz macht Freude. Man muß an die Zukunft denken. Ich wünsche mir ein Dutzend Jungen."

„Hoihoi!" machte die Herzogin lachend. Doch Friedrich blieb ernsthaft.

„Scherz beiseite," sagte er, „ich würde glücklich sein, wenn uns das Schicksal zahlreiche Gören schenken wollte. Ich bin ein närrischer Kinderfreund. In Estedt grinsen die Rangen, wenn sie mich von weitem kommen sehen. Aber Du sagtest hoihoi. Schön: ich bin schließlich auch mit einem halben Dutzend Jungen zufrieden."

„Müssen es lauter Jungen sein? Vielleicht möchte Victoire grade ein Mädelchen haben.“

„Ich hätte nichts dagegen — schon um ihr gefällig zu sein. Aber ich habe so das Gefühl: sie ist prädestiniert zur Bubenmutter . . . Als ich hierher fuhr, überkam mich so etwas wie eine Zukunftsvision. Ich dachte ein Jahrzehnt weiter und sah mich daheim im Glück meiner Wirksamkeit und Victoire als stattliche Frau mit strahlenden Augen mitten unter dem Schwarm ihrer Kinder. Sie sagte mir, sie liebe das Landleben; sie ist nicht wie Honorine.“

„Gewiß nicht, aber . . . Ich kenne sie noch so wenig, sie ist auch nicht leicht zu beurteilen. Immerhin vergiß nicht, daß sie Französin ist. Hier liegt nun einmal die Wendung zum Gesellschaftlichen in der Tradition.“

„Wir werden nicht einsam bleiben, Mama. In Estedt herrscht fröhlicher Verkehr, und es hält nicht schwer, ihn noch etwas auszudehnen. Dann kommt der Winter mit den Herrenhaussitzungen und den Hoffesten. Ich werde unser Haus Unter den Linden wieder instand setzen lassen: es sind behagliche Räume, nur die Einrichtung ist etwas veraltet. Also ich meine: über Mangel an Abwechselung wird Victoire nicht zu klagen haben . . .“

Marie-Anna hatte den Kopf in die Hand gestützt. Sie war sinnend geworden. Sie versuchte, sich Victoire als Gattin ihres Sohnes zu denken. In der Tat: sie kannte sie innerlich wenig, doch soweit sie das Mädchen zu kennen glaubte, gefiel sie ihr. Daß ihre Mutter aus kleiner Familie stammte, störte sie nicht. Für un-

sichtbare Güter hatte sie nichts übrig; um so mehr erfreute sie die stattliche Mitgift. Nur über die Tatsache, daß Friedrich gegen die eigene Absicht nicht eine Deutsche gewählt hatte, kam sie immer noch nicht hinaus. Aber das behielt sie für sich. An dem Geschehenen ließ sich nichts ändern — und sollte es schon eine Französin sein, so war ihr Victoire hundertmal lieber als das Genre Honorines.

Und als sie an Honorine dachte, meldete der Diener auch schon die Frau Herzogin an. Sie wartete nicht auf feierlichen Empfang, sondern stürmte jubelnd in das Speisezimmer: in einem neuen Kostüm über verengerter Krinoline, auf dem Lockenkopf einen winzigen Toque mit breitbuschiger Stutzfeder.

„Gratuliere, gratuliere!" rief sie erregt. „Ich weiß schon alles — Paul ist soeben nach Hause gekommen und hat mir die große Neuigkeit siedendheiß berichtet. Mama, nehmen Sie meine gehorsamsten Glückwünsche entgegen — mein lieber Friedrick, Ihnen muß ich einen herzhaften Kuß geben, weil Sie so vernünftig gewesen sind . . ."

Sie schlang ihre Arme von rückwärts um seinen Hals und küßte ihn ohne weiteres. Sie war von stürmischer Ausgelassenheit, ließ sich ein Glas Champagner geben und setzte sich mit an den Tisch.

„Paul ist auf einer Rangiermaschine von Compiègne nach Paris gefahren," erzählte sie. „Ein regulärer Zug währte ihm zu lange — er brannte darauf, mir das Geheimnis mitzuteilen. Ist es denn immer noch ein Geheimnis, Friedrick?"

„Nicht mehr. Sie können es aller Welt erzählen."

„Also schon angehalten? Und natürlich einstimmig angenommen. Kann ich mir denken. Victoire macht eine gute Partie. Sie aber auch, Friedrick. Sagte ich Ihnen nicht, daß Victoire glänzend zu Ihnen paßt. Kinder, Ihr werdet unmenschlich glücklich werden! Meint Paul übrigens dito. Er war anfänglich gegen die Partie — er hatte selbst so 'ne kleine Schwärmerei für Victoire. Aber jetzt gibt er zu, daß Ihr gar keine bessere Wahl hättet treffen können. Nur meint er — also ja, das läßt er Ihnen besonders sagen, lieber Friedrick: Sie möchten in der Mitgiftfrage nicht schüchtern sein. Ihre Schwiegermutter hätte Geld wie Heu—"

„Schon alles erledigt," fiel Friedrich ein. „Ich bin zufrieden."

„Na, Gott sei Dank! Wann soll die Hochzeit sein?"

„Wahrscheinlich im März."

„Der beste Monat. Da habe ich gleich noch einen Wunsch von Paul zu überbringen. Er bittet, die Hochzeit ausrichten zu dürfen — und zwar in Bezin. Das beansprucht er als Aeltester des Hauses."

Nun lachte Marie-Anna. „Bei den Saint Marsaults gibt es auch einen Chef des Hauses," sagte sie, „der sich sein Recht nicht nehmen lassen wird."

„Weiß schon — der lange Marquis. Auf den pfeifen wir. Hochzeiten finden immer im Vaterhause des Bräutigams statt. In Bezin bin ich auch getraut worden."

„Auch ich," sagte Marie-Anna. „Kinder, es wär mir gewiß das liebste. In Bezin wurde mein Mann geboren. Es liegt mir mehr am Herzen als Bouche-du-Lot. Und wie schön habt Ihr's ausgebaut! Aber

keine große Hochzeit, Honorine — der Marquis wird sowieso den halben Hof heranschleppen wollen."

„Kann er haben. Ich muß widersprechen, Mama. Paul liegt an einem Glanz- und Paradestück. Sie wissen, er will für die Kammer kandidieren. Da soll diese Hochzeit Stimmung machen. Man soll davon sprechen, verstehen Sie? Unser Name soll wieder einmal genannt werden. Friedrick, stellen Sie sich auf unsre Seite!"

„Ich tu' es ja schon. Ich hasse zwar die Ueberfülle und den allzu grellen Glanz, aber ich will gern einmal Opferlamm sein. Mutterchen, sage Ja!"

Die alte Herzogin schlürfte ihren Sektkelch leer. „Meinetwegen. Paul ist ja verrückt mit seiner Kandidatur — aber wer redet's ihm aus! Auf mich hört er nicht."

„Er ist ein bedeutenderer Politiker, als Sie glauben, Mama," meinte Honorine.

„Lieber Schatz, ich taxiere, er hat keine Ahnung."

„Dann wird er gewiß eine ausgezeichnete Politik entwickeln," sagte Friedrich heiter. „Laienansicht ist zuweilen verständiger als diplomatischer Tiefsinn."

„Papperlappapp — ich weiß ganz gut, wer ihm die Schnurre von der Politik eingeredet hat! Graf Dalmas — Dein Bruder, Honorine. Der steckt jetzt immer mit ihm zusammen, und dann spekulieren sie in Grundstücken. Aber meinethalben ladet zur Hochzeit ein, wen Ihr wollt. Ein neues Kleid muß ich mir ja doch machen lassen. Bloß nicht bei Worth, Honorine, das kann ich Dir sagen. Der ist mir zu teuer."

„Bleibt aber immer der schickste. Friedrick, an der Ausstattung Ihrer Victoire beteilige ich mich. Darauf

freu' ich mich schon. Ich rase mit ihr durch alle Läden. Im ersten Berliner Winter soll sie Furore machen. Ihre ganze goldene Jugend soll ihr zu Füßen liegen." Plötzlich sprang sie empor. „Ich plaudere mich fest und will noch überall hin. Zuerst zur Thouars. Die explodiert vor Ingrimm, wenn sie erfährt, daß die Verlobung ohne ihre Beihilfe zustande gekommen ist. Addio, Mamachen — addio, glücklicher Bräutigam!"

Sie war schon an der Tür, als sie sich nochmals zurückwandte. „Friedrick," rief sie, „ein Verlobungsfest geben wir aber auch — das lassen wir uns nicht nehmen!" Dann warf sie den beiden am Tische noch eine Kußhand zu und quirlte hinaus, ehe Friedrich Zeit fand, sie zu geleiten.

„Immer wie ein Wirbelwind — nicht wahr, Mama?"

„Ja," sagte Marie-Anna, „so ist sie. Und auch durch ihr Haus fährt der Wirbelwind von früh bis spät und jagt alle Behaglichkeit von dannen. Das steckt den beiden im Blute. Dir nicht, mein Junge — Du hast mehr m e i n e n Einschlag. Du bist auch von der Art aus deutscher. Und nun hör' einmal zu. Du wirst an der Victoire noch erziehen müssen. Da wird Deine Liebe Dir helfen. Keine unnötige Herbigkeit, aber ein festes Wollen. Allen diesen hübschen kleinen Französinnen unsres Standes fehlt eins: die Triebkraft zur Arbeit. Der Schwerpunkt ihrer Existenz verschiebt sich unbewußt nach der Seite der Vergnügungslust. Das liegt nun einmal in ihnen — weniger vielleicht noch in Victoire als in andern, aber sicher: auch ihr werden die Schmetterlingsflügel wachsen, wenn sie erst

in das große Leben tritt. Versuche dem vorzubeugen. Du sprachst vorhin von einer Erweiterung Deines Verkehrs auf dem Lande. Ich warne vor übertriebener Großzügigkeit, wie sie in Bezin herrscht. Zieh' lieber Dein Frauchen in Deine Interessen hinein; schafft Euch eine gemeinsame Atmosphäre. Sorge dafür, daß sie nicht grande dame an Deiner Seite wird, sondern eine Landedelfrau. Du bist ja selbst der erste Verwalter Deiner Güter. Besprich mit ihr, was Dir nahe geht, suche nach Gesamtbestrebungen. Ich will kurz sein: beteilige sie an Deiner Arbeit. Verstehst Du mich, Friedrich? Sie ist intelligent, sie liebt Dich, sie wird sich leiten lassen. Und damit wird auch ihr Leben Kräftigung erhalten und ihr Charakter festere Bildung. Sie wird von selber d e u t s c h e r werden. Das ist's, was ich wünsche. Und nun wollen wir aufstehen."

Friedrich erhob sich. Er entgegnete nichts, sondern küßte nur ehrfurchtsvoll seiner prächtigen Mutter die Hand.

VII.

Die nächsten Wochen verflossen für Friedrich wie ein großer und freudiger Rausch. Nur zuweilen ergriff ihn die Müdigkeit und mitten in dem Glanz des Lebens ein Sehnen nach Ruhe und damit auch ein leises Gefühl von Heimweh. Die Berühmtheit seines Namens schritt wie mit flatternden Fahnen und klingendem Spiel vor ihm her und sammelte die Neugier. Die Zeitungen hatten die interessante Verlobung aller

Welt erzählt, sich aber nicht mit der kurzen Notiz begnügt. Der „Figaro“ begann die große Sinfonie des Klatsches mit einem Aufsatz Villemessants über die Familie Castaing, der von genealogischen Schnitzern strotzte, aber pikant gefaßt war. Dann kam Cassagnac, dem die Verlobung im „Constitutionnel“ Anlaß zu einem Rückblick auf das Leben des Herzogs Alexandre Bonifaz, des berühmten Diplomaten, gab. Der „Univers“ verfocht mit frommem Augenaufschlag die Ansicht, daß die Menschlichkeit verlange, das seltene Brüderpaar von jeder militärischen Dienstpflicht zu befreien, um der Möglichkeit vorzubeugen, daß sich die beiden einmal auf dem Schlachtfelde mit bewaffneter Hand gegenübertreten könnten. Und so ging es weiter; auch die kleine Boulevardpresse ackerte die Geheimnisse der Familie Castaing durch, die illustrierten Journale brachten Abbildungen des Brautpaares, die Witzblätter Karikaturen von Friedrich und Paul, unter anderem als zusammengewachsene siamesische Zwillinge Chang und Eng, die sich derzeit gerade wieder einmal in Paris zur Schau stellen ließen.

Friedrich war dieses Hineinzerren seiner Persönlichkeit in die Oeffentlichkeit unangenehm. Paul lachte über die Scheu seines Bruders. Ihm paßte es durchaus in seine Zukunftspläne, daß sich die Blätter mit ihm beschäftigten. Er liebte die großen Spannungen, die pikanten Verschärfungen des Daseins, den Lärm und die Sensation. Die Reporter, die Friedrich abweisen ließ, fanden bei ihm gefällige Aufnahme; er lieferte den Zeitungen die erbetenen Photographien und versorgte sie mit Anekdotischem aus seinem eigenen

Leben. Er war für alles zu haben. Er kannte der Oeffentlichkeit gegenüber keine Gebundenheit und kein vornehmes Zurückhalten; er hätte sich am liebsten wie ein Jahrmarktsprophet mitten auf den Vendômeplatz gestellt und die Trommel der Reklame geschlagen.

Auch Friedrich mußte sich fügen und tat es mit gutem Humor. Gewiß: seine Stellung als Held des Tages belästigte ihn ein wenig. Aber er war in Paris, wo man aus jeder Neuigkeit Kapital schlug und das rasende Tamtam des Gehörtwerdenwollens das Empfinden persönlicher Würde übertönte. Und er war so glücklich. Bei jedem Zusammensein mit Victoire fühlte er, wie seine Liebe geklärter und gleichsam zu einer geistigen Ordnung wurde

Leider waren die Stunden, da er einmal allein mit ihr sein konnte, selten. Der Gesellschaftstrubel mit seiner hastenden Unruhe erlaubte keine freudige Isolierung. Das Verlobungsfest bei dem philosophischen Marquis hatte den Anfang gemacht. Sein hübsches kleines Palais hinter der Madeleine war bei diesem Anlaß bis in alle Winkel hinein gefüllt gewesen. Wen hatte „die Giraffe“ nicht alles geladen! Minister und Senatoren und Generale, Staatsräte und Bischöfe und einen Flor von Damen, und hatte sogar das Kunststück fertig gebracht, die frischgebackene Aristokratie des Hofes mit dem grollenden alten Adel des Fauborg Saint Germain auf einige Stunden zu vereinigen. Er hätte auch gewagt, die kaiserlichen Herrschaften zu sich zu bitten; aber die weilten auf Schloß Ruel, und so mußte er sich denn damit begnügen, den Prinzen Napoleon bei sich zu haben, der aber bald wieder ging,

weil die Stiefel ihn drückten. Und nun jagten sich die Festlichkeiten zu Ehren des verlobten Paares. In der Avenue der Kaiserin ging es wenigstens noch leidlich behaglich zu. Herzogin Marie-Anna tat sich etwas zugut darauf, die Spitzen der deutschen Kolonie um sich zu sehen, und schließlich gab es auch wieder bayerisches Bier, das für die Herzogin den Höhepunkt aller kulinarischen Genüsse bedeutete

Natürlich wollte auch die Baronin Thouars das interessante Pärchen einmal bei sich haben, und bei dieser Gelegenheit machte Friedrich abermals neue Bekanntschaften. Ein seltsam gemischtes Publikum fand er bei der großen Fête, die sein Bruder Paul im Hotel Castaing gab. Es war für den Fürsten unmöglich, sich auch nur annähernd aller derer zu entsinnen, die ihm im Fluge vorgestellt worden waren. Aber Namen wie Rothschild, Veith und Eskeles waren an sein Ohr geschlagen: es mußte also auch die hohe Finanz stark vertreten gewesen sein. Es war kein Familienfest: es war eine Parade von mehr oder minder berühmten Leuten. Das Souper war in drei Sälen an kleinen Tischen serviert worden, und dann wogten die bunten Massen durch alle Etagen auf und ab und überfluteten sogar das Treppenhaus; selbst in der Portalhalle hatte ein Schwarm junger Herren Posto gefaßt, weil es da am kühlsten war und man ungestört seine Zigarre rauchen konnte. Es war wie auf einem großen öffentlichen Ball, nur sah man hier auch priesterliche Soutanen, denn mit der Klerisei stand sich der junge Herzog trotz seines seelischen Heidentums auf gutem Fuße.

Friedrich war froh, daß die Majestäten nicht in Paris weilten und ihm dadurch der Besuch in den Tuilerien erspart wurde. In dieser unruhigen Flucht der Festivitäten merkte er so recht, wie wenig er zum Gesellschaftsmenschen geschaffen war. Und doch waren sie ihm nicht unlieb, weil er auf ihnen am ehesten Gelegenheit fand, sich mit Victoire einmal unter vier Augen auszuplaudern. Das war bei den Saint Marsaults nicht möglich; da kam man vom gemeinsamen Tische gar nicht los. Aber im Strudel der gefüllten Salons ließ sich ein rasches Entwischen leicht in Szene setzen, und Victoire entwickelte immer neue Listen, um ein kurzes Alleinsein ermöglichen zu können. Sie zog Friedrich hinter Paravents und Gardinen, wußte in irgendeiner Fensternische ein stilles Fleckchen und war sogar keck genug gewesen, bei dem Rout im Hotel Castaing ihn auf ein Viertelstündchen in das Schlafzimmer Honorines zu bringen. Und diese Minuten zu zweien waren immer köstliche Erinnerungen für Friedrich. Da vertauschte man das ungelenke „Sie" mit dem traulichen „Du" und konnte sich ungeniert küssen. Da sprachen die beiden auch meist deutsch miteinander, und in solchen Augenblicken schien Friedrich jeder Unterschied der Nationalität verwischt zu sein. Er entdeckte in seiner Braut immer neue Reize und Schönheiten, und in glücklicher Illusion dünkte sie ihn gerade dann, wenn sie sich des Deutschen bediente, voll schöner Kraft des Gemüts und Wärme des Herzens.

Sie hatte ihm gesagt, daß sie sich wie ein Kind auf das Landleben freue. Diese Pariserin wollte plötzlich nichts mehr von Paris wissen. Sie hatte es sehr ge-

liebt, das gestand sie zu. Aber nun war sie großstadtmüde geworden. War man denn hier noch Mensch, noch individuelles Wesen? Ach nein, man wurde zum bloßen Exemplar der Gattung, man gab sein Innerstes auf, man lief gedankenlos der großen Herde nach. Victoire konnte gelegentlich auch sentimental werden und wie Paul und Virginie für die Natur schwärmen. Das fand Friedrich entzückend; er sah dann goldige Töne im braunen Samt ihrer Augen und um ihre Lippen einen leisen Zug melancholischer Träumerei, den er fortküssen mußte.

Im übrigen gefiel ihm nicht, daß ihre Wangen schmaler geworden waren und um die untern Lider bläuliche Schatten nisteten. Sie fand das begreiflich. Herrgott, welche Hetzjagd! An den Vormittagen mußte sie mit der Mutter von Laden zu Laden fahren, und an den Nachmittagen holte Honorine sie ab, und dann ging es von neuem los. Die Mutter und die Freundin hatten sich eingeteilt: die eine war Stütze und Hilfe bei Besorgung der Wäsche, die andre wachte über die Toiletten. Friedrich belächelte den rastlosen Eifer. Wozu diese Abhetzerei! Daheim bei ihm war alles so wohl eingerichtet, daß die junge Frau ohne große Vorbereitungen einziehen konnte, und Kleider und Wäsche konnte man doch auch noch kaufen, wenn man in Ruhe saß.

Aber Victoire belehrte den Weltfremdling: ohne Trousseau läßt keine Mutter ihre Tochter aus dem Hause. Es half alles nichts: die wilde Jagd mußte weiter gehen, weiter die Steeplechase von einem Schneideratelier zum andern, von der Corsetiere zum

Wäschelieferanten, vom Juwelier zur Hutmacherin, vom Schuhmacher zum Handschuhfabrikanten, vom Fächerhändler zum Schirmgeschäft. Zuweilen war es ja auch ganz interessant; namentlich die Stunden in den Ateliers von Worth und Stengler brachten viel Unterhaltung. Da traf man mit aller Welt zusammen; die Freundinnen fanden sich ein und berieten mit, was zu wählen sei: ob Popeline oder Moiré antique, ob Falbalas oder einfache Volants, ob Zuavenjäckchen oder Basquine, ob offene Tunika oder Ueberwurf, und ergingen sich in langen Auseinandersetzungen über die Frage der Krinoline. Und gerade das war von höchster Wichtigkeit. Die Baronin Rothschild hatte neulich gewagt, ganz ohne Krinoline zu erscheinen, in einem engen Kostüm, das ihr aus London geliefert worden war. Es sei fast unanständig gewesen, behauptete Victoire. Man hatte es ihr auch nicht nachgemacht; aber immerhin: sie hatte die Anregung zu einer Verkleinerung der Krinoline gegeben. Blieb es nun dabei? Es war entsetzlich schwer, dies zu entscheiden. Victoire sagte, es hinge alles davon ab, wie sich die Kaiserin zu der Frage stellen würde; aber die Tuilerienfeste begannen ja erst im Januar.

Diese Sorgen eines reizenden Vernunftwesens um äußere Kleinigkeiten, die man in der Gesellschaft als formengebende Macht schätzte, belustigten Friedrich. Victoire besaß ein ausgesprochenes Plaudertalent; er hätte stundenlang neben ihr sitzen und sich erzählen lassen können. Aber auch seine Zeit war in Anspruch genommen. Die Verlobungsanzeigen nach Deutschland waren längst verschickt worden und hatten eine

Hochflut von Gratulationen im Gefolge. König Wilhelm, die Königin-Witwe Elisabeth und Prinz Karl hatten ihre Glückwünsche telegraphiert, die meisten andern Freunde des Berliner Hofes persönlich geschrieben. Die Korrespondenz Friedrichs schwoll gewaltig an, und da auch noch mancherlei Geschäftliches zu erledigen war, so hatte sich der Fürst kurzerhand Herrn Lotzki, seinen Privatsekretär, nach Paris kommen lassen. Jetzt führten Lotzki und Altenbühl gemeinsam den interimistischen Haushalt Friedrichs im Hotel du Louvre und taten es mit vielem Geschick. Sie hielten unberufene Gäste fern und walteten auch bei den Einladungen als gute Geister, die zwischen Konvention, Pflicht und Freundschaft feine Unterschiede zu machen verstanden. Denn Friedrich mußte die Gastlichkeit der andern erwidern. Er gab ein Familiendiner im Hotel, ein Herrenfrühstück, einen Damentee, eine große Soirée. Es ging jedesmal sehr vergnügt zu, aber wenn Friedrich die Rechnungen erhielt, runzelte er die Stirn. Er war eine sparsame Natur, und dies Pariser Leben verschlang unglaubliche Summen. Einmal hatte er mit Paul eine Nacht durchgebummelt, war in die Tiefen gestiegen, in zwanzig Lokalen gewesen und schließlich mit noch einem ganzen Schwarm randalierender junger Leute irgendwo an die Luft gesetzt worden. Ein andermal hatte der Herzog ihn in den Jockeiklub geschleppt, wo er ein paar hundert Franken an der Roulette verlor, und dann wieder in eine Schauspielergesellschaft, in der es ganz wahnsinnig zuging, endlich auch hinaus nach Chantilly zu den Herbstrennen und zu einem großen Meeting nach Auteuil, wo Paul mit

seinem langbeinigen Engländer „By Jove" einen glänzenden Sieg errang.

An den wenigen freien Tagen, die Friedrich für sich behielt, machte er sich die Freude, für eine neue Ausstattung der Zimmer zu sorgen, die Victoire in Estedt bewohnen sollte. Dabei half ihm seine Mutter, und es war rührend, wie die alte Herzogin auf alle Wünsche ihres Sohnes einging, wie sie mit ihm die Bezugsstoffe für das Boudoir aussuchte und die Möbelhändler zur Verzweiflung brachte, wie sie die Antiquitätenläden stürmte und unermüdlich umherfuhr und umherlief, um noch besondere Niedlichkeiten zu finden. Denn das war schon richtig: in Paris bekam man derlei geschmackvoller und in ungleich reicherer Auswahl als in Berlin. Dagegen war gar nichts zu sagen; man konnte auf Paris schimpfen, so viel man wollte: der Markt der Schönheit blieb es nun doch einmal . . .

So war die Mitte des Novembers herangekommen, und schon setzten die Regentage ein. Der Hof hatte sich bereits wieder in den Tuilerien zusammengefunden, und Fürst Friedrich dachte daran, langsam zur Abreise zu rüsten. Um diese Zeit erhielt er noch den letzten Gratulationsbrief: den, den er am sehnsüchtigsten erwartet hatte. Die Komteß Aline Seehausen schrieb ihm:

„Seehausen, an einem trüben Herbsttage 1861.

Mein lieber Freund! Sie werden sich gewundert haben, daß ich Ihnen auf die Nachricht von Ihrer Verlobung hin noch keine Antwort gegeben habe; aber es lag daran, daß ich sie heute erst vorgefunden habe. Nämlich: der Arzt hatte plötzlich darauf gedrungen,

daß Papa noch auf ein paar Wochen nach Nauheim sollte, und da mußte ich ihn begleiten. Alle Aufregung, auch die geringste, sollte ihm ferngehalten werden, und so war ich auf den dummen Gedanken verfallen, uns keine Korrespondenz nachschicken zu lassen. Dumm, nicht wahr? Aber ich wußte: alles Geschäftliche Papas hatte Zeit, und ich selber erwartete noch weniger Wichtiges. Ja, hätte ich ahnen können, daß Sie Ihren anfänglich nur auf drei Tage berechneten Besuch in Paris zu einer schleunigen Verlobung ausnützen würden, dann würde ich natürlich anders disponiert haben. Aber diese Idee kam mir nicht. Ich hatte vergessen, daß Paris eine ungewöhnliche männererziehende Kraft besitzt.

Nun aber, da ich die Tatsache schwarz auf weiß vor mir habe, sollen Sie auch sofort schwarz auf weiß meine Glückwünsche erhalten. Ich hätte sie Ihnen freilich lieber persönlich ausgesprochen, aber dazu habe ich ja immer noch Zeit, und das Posthume soll sie nicht abstehen lassen. Redensarten kann ich nicht machen. Mag es Ihnen genügen, mein lieber Friedrich, daß ich mich von ganzem Herzen Ihres Glückes freue und daß ich Ihnen für Ihre Ehe alle Seligkeiten unsres irdischen Wandels wünsche. Es versteht sich, daß Sie ein tadelsfreier Ehemann sein werden, und da ich Ihren Charakter kenne, so weiß ich auch, daß Ihre Wahl eine vortreffliche sein wird. Daß ich unendlich neugierig auf Ihre Victoire bin — können Sie es mir verdenken? Ich habe sie mir schon im Geiste ausgemalt, und ich möchte wetten, daß das Bild der Phantasie einigermaßen mit der Wirklichkeit zu-

sammenklappt. Denn eine unsichtbare Macht spinnt schon heute ihre Fäden zwischen ihr und mir, und die sichtbaren Zusammenhänge werden folgen. Sagen Sie ihr, daß hier im schlesischen Himmelreich eine Freundin ihrer wartet, die auch für ihr Teil dafür Sorge tragen wird, daß sie die neue Heimat rasch lieb gewinnen soll. Erzählen Sie ihr von mir und schildern Sie mich wahrheitsgemäß: weniger als deutsche Jungfrau vor dem Linnenspinde denn als Menschen, der immer Sehnsucht nach dem Ganzen der Menschheit hatte und kaum ein winziges Bruchstück davon erhaschen konnte. Schildern Sie mich so, wie ich bin: mit meinen Ecken und Kanten, damit sie mit dem parisischen Rhythmus ihres Wesens nicht erschrickt, wenn sie mich kennenlernt. Davor ängstige ich mich eigentlich ein wenig. Ich denke mir, sie ist ganz modern, im Geistigen und Sinnfälligen — und ich, ach du lieber Gott, was wird sie sagen, wenn sie erfährt, daß mir Weber lieber ist als Meyerbeer, daß ich mich für Victor Hugo partout nicht begeistern kann, und daß ich der Krinoline einen tödlichen Haß entgegentrage? Was wird sie sagen!?

Warten wir es ab. Auch wäre sie ein Widerspiel meiner ganzen Art: ich würde sie dennoch lieb haben — schon aus Freundschaft zu Ihnen.

Neues zu melden gibt es nicht viel. Nauheim scheint den Herzattacken Papas gut getan zu haben. Aber die armen Augen sind für ewig erloschen. Ich war bei der Durchfahrt durch Berlin noch einmal mit ihm bei Graefe. Er erklärte jede Operation für aussichtslos. Papa fügt sich mit rührender Resignation in sein Schicksal, lernt jetzt mit Eifer die Braillesche

Blindenschrift und ist glücklich, daß er schon ganze Kapitel der Bibel lesen kann. Er hat mir fünfhundert Taler für ein neues Reitpferd geschenkt — meine alte Rosinante läuft wirklich nur noch auf drei Beinen — ich will aber erst an den Ankauf denken, wenn Sie wieder zurück sind und mir beistehen können.

Nun addio, liebster Freund — tausend Grüße Ihnen und Ihrer Victoire von Ihrer getreuen

Aline Seehausen."

Diesen Brief nahm Friedrich mit zu dem kleinen Abschiedsessen im Hotel Castaing. Diesmal ging es ganz familiär zu. Paul und Honorine hatten nur die Nächststehenden geladen: die Herzogin-Mutter, das Saint Marsaultsche Ehepaar mit dem unvermeidlichen ‚Chef des Hauses' und Victoire, ferner den Grafen Lelaity und die Fürstin Ruffano, die dabei sein mußten, weil sie sonst wegen verwandtschaftlicher Vernachlässigung arg spektakelt hätten. Auch der Bruder Honorines, Graf Dalmas, der zur Eröffnung der Kammer nach Paris gekommen war, und ihre Mutter, die weißhaarige Herzogin von Villars, waren erschienen. Dazu als einziger nicht zur Familie gehöriger Gast der sogenannte Hauskaplan des Hotels Castaing, Abbé Gombert, ein feiner junger Herr, der sich guter Verbindungen erfreute und in dessen rosigem Kindergesicht ein paar dunkle Augen leuchteten, die alles zu sehen und alles zu kennen schienen.

Es ging sehr behaglich zu. Man dinierte im kleinen Speisesaal, der erst vor kurzem mit schönen Gobelins geschmückt worden war. Honorine hatte sich den Spaß

gemacht, zu Ehren ihres Schwagers ein ‚deutsches Menü' zusammenzustellen; es begann mit ‚Oseille liée', einer Sauerampfersuppe, und endete mit einem Schweinerücken, den kleine Pyramiden von Sauerkraut garnierten. Dazu erschien unerwartet die Baronin Thouars, die sehr erstaunt tat, Gesellschaft vorzufinden: sie hätte sich nur einmal nach ihrer lieben kleinen Honorine umtun wollen. Natürlich wurde sie zum Bleiben genötigt, und da sie merkwürdigerweise in großer Toilette war, so blieb sie auch und tat dem deutschen Hausgericht alle Ehre an. Zum Schweinebraten ließ Paul Bier reichen, und zwar zur Vervollständigung des Zuständlichen in schauderhaften dicken Seidelgläsern; dann aber wurde wieder Champagner serviert, und nun erhob sich der Marquis Saint Marsault, um eine seiner verrückten Reden zu halten und jeden dritten Satz mit „möchte ich sagen" zu schließen. Er fühlte sich heute besonders gewichtig, denn er hatte den Kaiser gesprochen, und Napoleon hatte ihn beauftragt, dem Brautpaar seine Glückwünsche zu übermitteln. Auf die meisten der Anwesenden machte diese kaiserliche Huld allerdings wenig Eindruck, aber man tat dem Marquis zuliebe immerhin so, als wisse man die Ehre zu schätzen.

Im Anschluß an die Erwähnung des Kaisers wußte Frau von Thouars eine Neuigkeit zu erzählen.

„Haben Sie schon gehört, liebe Honorine," sagte sie, „daß Hermance Coëtlogon nicht mehr Hofdame der Kaiserin ist?"

Man war erstaunt. „Ei nein," rief Honorine, „was ist denn passiert? Hat sie Streit gehabt?"

„Vielleicht ja. Ich weiß es nicht. Man sagt, sie hätte im Schloßgarten von Ruel dem Kaiser auf einem Morgenspaziergang aufgelauert und um ihre Entlassung gebeten. Den Kaiser gebeten, verstehen Sie, nicht die Kaiserin, was doch näher gelegen hätte. Und nun ist sie zur Ehrendame der Prinzessin Clotilde ernannt worden."

„Da ist ihre Karriere zu Ende," erklärte Honorine. „Sie ist nicht der Geschmack des Prinzen Napoleon."

Die Unterhaltung nahm einen freieren Ton, bis der Marquis mit einem raschen Seitenblick auf Victoire und etwas erhobener Stimme Gleichgültiges dazwischen warf. Nun sprach man auf der einen Seite des Tisches gedämpft weiter, während auf der andern die Unterhaltung lauter geführt wurde.

„Die arme Hermance," sagte Victoire leise zu ihrem Bräutigam, „ich fürchte, sie nimmt kein gutes Ende."

„Ich verstehe sie nicht," entgegnete Friedrich, „aber mir scheint, sie schwankt beständig: zwischen Gutem und Schlechtem, zwischen Problematischem und Notwendigem."

„Es kümmert sich keiner um sie. Sie hat nichts Böses getan und ist wie verfemt. Ihr größter Fehler ist die Naivetät, mit der sie ausspricht, was sie denkt. Früher hielt ihr Frau von Thouars noch die Stange. Aber . . ."

Sie brach ab, denn in diesem Augenblick begann die Thouars mit ihr zu plaudern. Sie neckte Victoire, daß sie es verstanden habe, den Fanatismus des nationalen Kults in Friedrich zu brechen. „Ich bin auch eine Deutsche," sagte sie, „bin aber Französin geworden,

weil ich einen Franzosen geheiratet habe. Wir Frauen sind die besten Vermittler zwischen den Gegensätzen der Völker. Ich bin für ein kontinentales Austauschsystem im großen. Die Nationen müßten nicht ewig nur unter sich heiraten, sie müßten sich mischen. Eine solche glückliche Mischung ist auch ein Sieg der Vernunft, denn er wäre die beste Bürgschaft für einen gesicherten Frieden."

Sie schwatzte noch weiter, immer ein wenig taktlos, aber immer lustig und anregend. Indessen stritten Graf Lelaity und der Marquis Saint Marsault über politische Dinge, während der Abbé Gombert sich ernst und in leise abgedämpftem Tone mit dem Herzog Paul unterhielt. Der Abbé erzählte, daß er kürzlich mit dem Kardinal-Erzbischof von Chambéry zusammengetroffen sei: der würde die Kandidatur des Herzogs im Bezirk Bouche-du-Lot lebhaft unterstützen. Die ganze konservative Partei stände hinter ihm, und die Klerikalen könnten dem Kaiser nicht vergessen, daß er im italienischen Kriege den Papst schmählich im Stiche gelassen hätte. Paul hörte aufmerksam zu. Den Abschied aus der kaiserlichen Garde hoffte er im Januar bewilligt zu erhalten. Dann sollte es mit der Politik losgehen. Das war ein neues Gefühl erregenden Reizes für ihn; es sollte ihm auch Folie für seine finanziellen Pläne geben, bei denen Graf Dalmas der kluge Berater war.

Nach dem Kaffee fand Friedrich endlich Gelegenheit, sich mit Victoire in den Wintergarten zurückziehen zu können. Heute gönnte man ihnen die kurze Rast zu zweien. Mit dem morgigen Frühzuge wollte der Fürst nach Deutschland zurück; da war es schon selbstverständ-

lich, daß er noch nach einem Viertelstündchen Aussprache mit seiner Braut suchte. Selbst der gestrenge Marquis hatte nichts dagegen. Er zwinkerte seinem Bruder zu, als dieser die Abwesenheit Victoires in den Salons bemerkte, und meinte: „Laß sie. Sie verabschiedet sich von ihrem Bräutigam. Es ist nur recht und billig, daß sie nicht gestört zu werden wünschen. Das liegt im Wesen und Wollen der Liebe, möchte ich sagen . . ."

Sie wurden wirklich nicht gestört, die beiden Glücklichen. Sie saßen bei lauem Halblicht unter einer Fächerpalme und versuchten sich über den Abschied hinwegzutäuschen.

„Ein kleines Vierteljahr, Victoire," sagte Friedrich, „dann bin ich wieder hier, und dann trennt hoffentlich nichts uns mehr."

„Ein Vierteljahr vergeht sonst rasch; aber dieses — es wird mir eine Ewigkeit sein. Was ruft Dich fort? Deine Administratoren sind brave Leute; die Räder arbeiten daheim auch ohne Dich."

„Nicht alle. Ich selbst muß den Anstoß geben. Und dann bedenke: Estedt könnte Dich schließlich ja auch so in Empfang nehmen. Es ist wohnlich eingerichtet und recht geräumig. Aber ein wenig bleibt mir noch immer zu tun übrig. Es kommt eine junge verwöhnte Pariserin dahin; die verlangt ihr eigenes Milieu: ein Rieseln gedämpfter Strahlen, Seide an Stelle der Tapeten, viel Nippes und viel Polster. Vicky, Du bekommst ein Boudoir, um das Dich alle Deine Freundinnen beneiden werden."

Nun wurde ihre Mädcheneitelkeit geweckt. Ihre Augen begannen zu glänzen, um ihren Mund trat ein Lächeln freudiger Stimmung.

„O wie hübsch!“ rief sie. „Erzähle, wie ist es im Grundton? Lichtblau oder rosa?“

„Keins von beiden. Die Seide für die Wände changiert ins Goldige. Das paßt zu Deinem Haar, ohne daß sie es verdunkeln kann. Ich habe den Stoff ausgesucht — und dachte dabei an Dein Haar. Bei den Möbeln hat mir die Mama geholfen. Möbel, auf die ich mich gar nicht zu setzen wagen werde, so niedlich sind sie. Ebenholz mit Perlmutteinlagen — notabene da, wo man das Holz sieht. Aber viel sieht man nicht; ich habe für weiche Polsterung gesorgt. Sie ist mit stahlblauer Seide überzogen, über die sich Bänder von dunklerem Blau ziehen. Und in diese Bänder sind phantastische Blumen gestickt — blühende Tulpen — es können aber auch Lilien oder Pechnelken sein, so genau weiß ich das nicht. Ich weiß nur das eine, daß die Mama behauptete, in unsern Hinterwäldern würde dies Boudoir sich wie ein Paradies ausnehmen. Wie ein Wunder der Semiramis, was mir aus der Schule her als das Höchste in der Erinnerung ist.“

„Nimm einen Dankkuß im voraus,“ sagte Victoire. Er nahm ihn auch, fügte aber hinzu: „Ich möchte mir noch einen zweiten Dankkuß erobern.“ . . . Nun zog er ein in Seidenpapier gehülltes Etui aus der Tasche . . . „Sieh dieses hier. Der Juwelier sagt, es sei das Neueste, obwohl es alt scheint. Aber das Alte sei zurzeit immer das Neueste. Es soll aus dem Nachlaß der Maintenon stammen, was mich nicht weiter

stört. Doch auch die Maintenon hat es nicht für sich arbeiten lassen, vielmehr fand man es in einem ägyptischen Königsgrabe, und sicher hat es einmal eine ägyptische Königstochter getragen, vielleicht sogar die Kleopatra selber. Letzteres will ich aber nicht verschwören."

Er öffnete das Etui. Auf weißem Samt ruhte ein reizvolles Schmuckstück: ein unendlich zart in Gold getriebener Schmetterling, dessen ganzer Wert in der köstlichen Arbeit lag. Das Filigran der ausgespannten Flügel war durch opalisierende durchsichtige Emaille verbunden, jenen altägyptischen Zellenschmelz, dessen Herstellungsgeheimnis man lange verloren geglaubt hatte. Es war in der Tat ein Meisterstück antiker Kunst.

Victoire war entzückt und gab in bewundernden Ausrufen ihrer naiven Freude Ausdruck. Natürlich hatte sie irgendein Geschenk erwartet, und sie fand es sehr vornehm, daß Friedrich gerade ein Schmuckstück ausgewählt hatte, dem nur Kenner seinen hohen Wert ansehen konnten. Sie sprach das auch unverhohlen aus. „Siehst Du, Friedrich," sagte sie, „das freut mich doppelt, daß Du mir nicht die obligate Perlen- oder Brillantenkette geschenkt hast. Das kann jeder, der das Geld dazu hat. Jeder reiche Weinhändler, jeder Protz. Aber in diesem Geschenk vereinigt sich Kultur und Liebe. Das Künstlerische und das Herzensfeine schmelzen zu untrennbarer Einheit zusammen, möchte ich sagen, um mich so gebildet wie der Onkel Marquis auszudrücken."

Friedrich lachte. „Deine Würdigung ehrt mich, auch wenn Du sie dem Onkel Marquis in den Mund legst. Diamanten und Perlen sind in unserm Gesellschaftsleben sozusagen Geschenke der Notwendigkeit. Die braucht man — und gewöhnlich legt man sie an, nicht um den eigenen Gatten zu erfreuen, sondern schmückt sich damit für Fremde. Den kleinen Schmetterling aber kannst Du tragen, wann Du willst; nur als Symbol fasse ihn nicht auf. Dabei fällt mir ein, daß ich Dir noch einen Brief zeigen möchte."

„Von wem?"

„Von Aline Seehausen."

„Deine Freundin Aline. Werde ich einmal Grund haben, eifersüchtig auf sie zu sein?"

„Das wird an Dir liegen. Da ich aber weiß, daß Du nicht kleinlich bist, glaube ich nicht daran."

„Erlaube: woher weißt Du das? Kann man einen Menschen in wenigen Wochen kennen lernen?"

„Nein, nicht durchaus. Auch nicht ein Mädchen, das man lieb hat. Aber es genügt für den Liebenden, wenn er sie durch das Medium seiner Neigung kennen lernt."

„Dann wird das Urteil immer zu optimistisch ausfallen."

„Was schadet es? Nimm an, ich überschätzte Dich. Auch in der Ueberschätzung liegt ehrliche Ueberzeugung. Aber ich werde sie korrigieren, wenn Du von dem Glorienschein ein paar Strahlenbündel verlieren solltest. Vorläufig laß mir den Glauben, bis das Wissen kommt."

„Und wenn es nun kommt? Wenn Du einsehen mußt, daß Du Dich in mir getäuscht hast? Dann kannst Du mich doch nicht mehr lieb haben."

„Gott, Vicky, was sind das für Fragen!" rief er. „Ich könnte sie Dir ja allesamt zurückgeben. Auch mich kennst Du noch nicht!"

„Doch," entgegnete sie eigensinnig. „Du bist eine viel klarere Natur als ich."

„Und Du bist ein Querkopf," sagte er und umschlang sie. „Aber grade das, was ich gern habe. In gewissem Sinne sicher ein Gegensatz zu mir. Jedenfalls mit Zutaten, wie ich sie nicht besitze. Also sind Ergänzungsmöglichkeiten gegeben, über die wir beide uns freuen können. Sela . . ." Er hatte den Brief Alines aus seinem Portefeuille gezogen und sah sich um . . . „Hier ist's zu dunkel. Komm an das Bassin."

Das Bassin, in dessen lauem Wasser Nymphäen ihre rosigen Sterne leuchten ließen, lag in der Mitte des Wintergartens. Darüber glänzte hinter milchigem Glase eine Gaskrone, deren Licht das Grün der Palmen und Euphorbien zart abschattierte, und dahinter ließ ein zwischen Gloxinien und Begonien hervorgrinsender Faunskopf aus weit geöffnetem Munde unaufhörlich einen Strahl Wasser in das Bassin fließen.

„Willst Du selber lesen?" fragte er.

Sie nahm den Brief und prüfte erst die Handschrift. „Männlich," sagte sie. „Weißt Du, daß es hier einen Menschen gibt, einen früheren Geistlichen, der aus den Handschriften wahrsagt? Er hat riesigen Zulauf . . ." Und nun begann sie mit Aufmerksamkeit den Brief zu lesen; langsam, denn die geschriebenen deutschen Buch-

staben machten ihr noch einiges Kopfzerbrechen; aber sie verstand jedes Wort.

„Es ist ein lieber Brief," sagte sie und gab ihn Friedrich zurück. „Er hat in der herzlichen Wärme seines Tons etwas Rührendes — und noch etwas Eigenes. Ich glaube, daß dieses Mädchen Dir wirklich eine gute Freundin ist. So etwas wäre hier gar nicht möglich. Man würde Häßliches dahinter wittern. Die moralische Gesinnung ist nicht groß bei uns . . ." Und dann setzte sie gedankenvoll hinzu, indes das Braun ihrer Augen sich verdunkelte und der Klang ihrer Stimme härter wurde: „Ich meine übrigens auch, daß ehrliche Freundschaft zwischen einem jungen Manne und einem jungen Mädchen zu den Ausnahmefällen gehört. Pardon, mißverstehe mich nicht. Ich denke nicht gleich an Schlimmes. Ich kenne nur mein Geschlecht. Unter dem Deckmantel der Freundschaft verbirgt sich meist eine heimliche Liebe. Und auch unbewußt kann die Freundschaft zur Liebe werden."

„Das gebe ich zu. Nur bei Aline trifft es nicht ein. Unsre Freundschaft reicht bis in unsre Kindertage zurück. Die Gewohnheit des Verkehrs ist das beste Medikament gegen Seitensprünge des Herzens."

„Lieber Freund, auch das ist fraglich. Aber ich will nicht streiten. Jedenfalls freue ich mich auf Deine Aline. Da das Phantasiebild, das sie sich von mir entwirft, falsch ist, so werden wir um so rascher zusammenkommen. Hat sie Ecken und Kanten: ich habe deren sicher noch mehr. Von ‚rhythmischer' Wesenheit ist an mir nicht viel zu spüren. Wenn Du mich Querkopf nennst, ist es richtiger . . . Aber wir müssen zur Gruppen-

bildung zurück. Liebster, nun sehen wir uns drei Monate nicht. Umarme mich noch einmal — und behalte mich lieb. Schreibe nicht alle Tage, ich tue es auch nicht. Bräutliches Pflichtbewußtsein ist greulich. Doch w e n n wir uns schreiben, wollen wir ausführlich sein — und unabhängig von den Finessen des Stils — da wollen wir uns bloß in die Herzen gucken lassen . . ."

Die Stimme Pauls wurde hörbar. „Friedrich, die Mama will nach Hause und möchte Dir noch ihren Segen auf den Weg geben. Friedrich, wo bist Du?"

„Hier!" — Er bog einen Palmenzweig zurück und trat vor. „Ist der Aufbruch allgemein?"

‚Nein. Aber Du kennst ja die Mutter. Sie hat Dir in aller Eile noch tausenderlei zu sagen. Hat auch noch Bestellungen für Prerow. Die letzte Poulardensendung hat ihr nicht gefallen. Sei vorsichtig: sie will Dir eine neue Brutmaschine mitgeben. Sie ist eine Fanatikerin des Handgepäcks . . ."

Friedrich war schon an der Tür des Wintergartens. Victoire hatte die blasse Blüte einer Caladie abgepflückt und wollte ihm folgen. Aber die Hand Pauls griff nach der ihren: eine trockene, fieberheiße Hand.

„Einen Augenblick," sagte er halblaut.

Sie war stehen geblieben. Sie brauchte ihm nicht in das Gesicht zu schauen, um zu wissen, daß sie alle ihre Tapferkeit sammeln mußte. Gewappnet gegen einen geistigen Ueberfall war sie längst. Sie fühlte die innere Notwendigkeit, ihre Widerstandskraft auf den Gipfel zu treiben, denn ihr Herz schlug krampfhaft, wenn sie ihn nur sah

„Also?" fragte sie.

„Nicht viel. Nur eine Frage. Nein, eine Bitte. Eine herzliche, herzliche Bitte. Eine letzte Aussprache — Victoire, wann und wo?"

Sie zerpustete die Blüte in ihrer Hand. Dadurch gewann sie Zeit zur Antwort. Und nun sprach sie ganz ruhig. Aber in der Uebertreibung ihrer Gelassenheit wählte sie brutale Worte

„Ich wäre verrückt, wenn ich darauf einginge," sagte sie. „Zwecklosigkeiten liegen meiner Natur nicht. Was soll eine Aussprache?! Und wie denken Sie sich die? . . . Ah ja, ich weiß. Sie haben eine Privatwohnung an der Alma-Brücke. Haben mir öfters davon erzählt — aber zum guten Glück bin ich nicht neugierig gewesen. Wollen Sie mir vielleicht den Vorschlag machen, mich dort zu einem letzten Stelldichein einzufinden?"

„Nein, daran dachte ich nicht. Ich bin kein Schuft. Ich respektiere die Braut meines Bruders. Honorine unternimmt an jedem Nachmittag ihre Ausfahrt: da kann ich Sie hier empfangen."

Sie machte eine ungeduldige Bewegung. „Aber, mein Gott, warum?!" rief sie. „Was haben wir uns noch zu sagen?"

„Sie mir sicher nichts, ich Ihnen viel. Begreifen Sie das nicht? Ich weiß, daß ich Sie restlos aufgeben muß. Nun gut, ich füge mich. Das ist selbstverständlich. Aber da ich Sie noch immer liebe —"

Er sprach nicht weiter, denn er sah ihre wütende Gebärde. Es war ein Aufzucken ihres Körpers wie in plötzlicher ungeheurer Erregung. Aber dabei rötete ihr Gesicht sich nicht, sondern wurde fahl; es wurde beingrau und durchschattete sich wie eine groteske Maske.

Es verzog sich zur Häßlichkeit. Vor dieser Leidenschaftlichkeit, die ein geheimnisvoller Quell der Stärke nach außen drängte, erschrak Paul. Er trat einen Schritt zurück und starrte Victoire fassungslos an.

Sie überwand den Impuls. Es kam ein schweres Atmen über sie, als bedrücke sie die schwüle Luft des Wintergartens oder als kämpfe sie gegen einen dunklen Zwang. Und dann ordneten sich wieder die Züge ihres Gesichts. Die Schatten schwanden, die Röte pulste in ihre Wangen zurück. Aber sie blieb sehr ernst.

„Herr Herzog," sagte sie, „Sie waren nahe daran, mein Leben zu vernichten. Wunden haben Sie mir genügend geschlagen. Nun will ich sie heilen lassen. Ich will! Ich will aus dem Chaos heraus und Frieden schließen mit mir. Ich will! Mein Wollen aber war immer stark — und stören Sie es: ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Sie nicht schone — auch nicht vor dem eigenen Bruder . . ."

Sie hörte die Stimmen des Grafen Dalmas und des Abbé Gombert vor der Tür des Wintergartens und dazwischen das schmalzige Organ ihres Onkels Gauthier. Und im Augenblick löste sich die letzte Spannung ihrer Züge und ihr Gesicht nahm wieder das Flüchtige gewohnheitsmäßiger Liebenswürdigkeit an.

„Nein," sagte sie, während sie ein dünnes, grünes Blatt durch ihre Finger gleiten ließ, „Sie irren, lieber Herzog, das ist Bambus und kein Papyrus. Wollen wir wetten?"

„Ich beuge mich Ihrer Wissenschaft," antwortete Paul, „also Bambus . . ."

VIII.

„Estedt, am ersten Weihnachtsfeiertag 61.

Meine geliebte Vicky!

Du siehst, ich halte mich an Deinen Befehl und schreibe nur, wenn ich Stoff habe. Ich meine tatsächlichen und aktuellen, denn mein Herz findet, das versteht sich von selbst, zu jeder Stunde und in jeder Minute Ueberfülle an Stoff und könnte Dir auf unendlichem Papier von meiner Liebe erzählen. Aber schließlich würde das langweilig werden. Höchste Intensität eignet sich nicht für die Tinte.

Also ich rapportiere pflichtgemäß. Die Politik hat mich in letzter Zeit mehr in Anspruch genommen, als sie mir wert ist. Unsre Gegner wachsen, seit sich die Demokraten des Landes zur sogenannten Deutschen Fortschrittspartei zusammengeschlossen haben, und da ihre Losungsworte populär sind und überall einschlagen, so war die Niederlage der Konservativen nach den Wahlen groß. Das alles sind Dinge, wie Ihr sie in ähnlicher Weise in Frankreich auch habt. Ich würde sie Dir auch nicht erzählen, wenn man mich im Herrenhause nicht auf die Sprecherseite gezogen hätte. Bisher habe ich da nämlich zur Fraktion der Stummen gehört, die immer nur zuhören durften und nichts zu sagen hatten. Jetzt aber beginnt den alten Philistern der Zopf zu wackeln, und nun sollen wir Jüngeren heran, um die bedrängte Position retten zu helfen. Das könnte mir Spaß machen; doch man traut mir nicht recht, weil ich mancherlei Maßnahmen der Herren von Auerswald, Schwerin und Patow (das sind nämlich unsre soge-

nannten liberalen Minister, liebe Vicky) ganz verständig finde. Die neue Session soll im Januar eröffnet werden, und da kann denn der Krakeel beginnen.

Sonst war in Berlin nicht viel los. Natürlich umrauschte mich eine Flut von mehr oder minder gut gemeinten Glückwünschen. Dem Hofe konnte ich mich nicht ganz entziehen, habe zwei kleine Soiréen und einen Rout beim Kronprinzen mitgemacht, wurde vom König freundlich und auch sonst überall mit Herzlichkeit empfangen. Dein Bild, das ich natürlich immer im Portefeuille trage, wanderte viel umher. Prinz Friedrich Karl meinte, diesem Bilde nach müßtest Du auch eine schneidige Reiterin sein; er sähe das gleich der Physiognomie an, und unser Zeremonienmeister Stillfried behauptete, im Prado zu Madrid hinge ein Velasquez von fabelhafter Aehnlichkeit mit Dir. Woraus Du erkennen kannst, wie lebhaft man sich mit Deinem Porträt beschäftigt hat. Ansonst wäre noch zu erwähnen, daß mein alter Gönner Schleinitz nicht mehr Minister ist, und daß sein Nachfolger, ein gewisser Graf Bernstorff, mich bestürmt, wieder in den diplomatischen Dienst zu treten. Er schwärmt nämlich für eine ‚Auffrischung‘ des corps diplomatique und möchte die vieux bonnets zum Tempel hinausjagen. Ich habe aber mit meiner hohen Stellung in Oldenburg meine diplomatische Karriere abgeschlossen und denke nicht daran, mich wieder einfangen zu lassen.

Der ganze Dezember war so milde, daß ich im Estedter Schlosse weiterbauen lassen konnte. Davon habe ich Dir noch nicht erzählt. Ich habe eine Treppe verlegt, drei unnötige Fremdenzimmer in einen Fecht-

saal umwandeln lassen, ein neues Billardzimmer geschaffen und einem bis dato ziemlich blödsinnig aussehenden Turm eine Kapuze von grün lasierten Ziegeln aufgesetzt, so daß es den Eindruck macht, als sei er mit altem Kupfer gedeckt. Des fernern rumoren helle Haufen von Tapezierern, Dekorateuren, Maurern und Tischlern von früh bis spät im Hause umher, um die ‚Auffrischung' vorzunehmen, die sich Graf Bernstorff für seine Diplomaten wünscht. Alles Dir zu Ehren, Vicky. Denn Du sollst nicht in ein wüstes Raubritterschloß kommen, sondern in ein Château, oder sagen wir noch feiner: in einen Palazzo. Und höre und staune: Estedt bekommt sogar Gasbeleuchtung! Das klingt märchenhaft, aber es ist so. Und ist mir gar nicht mal teuer gekommen. Das Städtchen am Fuße des Schloßbergs ist nämlich plötzlich ehrgeizig geworden und will sich nicht mehr mit seinen alten Oellampen behelfen: sehr gemütlichen alten Lampen, Vicky, die nur in dunklen Nächten angezündet wurden und bei jedem Windstoß wieder verlöschten. Und da war denn der Herr Bürgermeister bei mir und bat um meine gütige Unterstützung, die ich auch gewährt habe, aber unter der Bedingung, daß ich Schloß und Gehöft der neu zu gründenden Gasanstalt anschließen könnte. Wenn ich Dich also als mein Gemahl hier einführe, wundre Dich nicht über die Illumination. Bürgermeister und Beisitzer, der katholische Pfarrer und der protestantische (sie trinken beide gern Ungarwein und vertragen sich infolgedessen sehr gut), der Kantor und Altenbühl, der kürzlich dieses Kantors Schwiegervater geworden ist,

und zahlreiche andre tragen sich mit der Idee, zur Feier Deines Einzuges das ganze Schloß von oben bis unten zu beleuchten. Man hat schon ein Leuchtkomitee gebildet, das sich aber gespalten haben soll; die eine Partei wollte neben den Gasflammen auch noch bengalische Lichter und Böllerschüsse, was der andern Partei indessen zu teuer kommt. Mit vollem Rechte, meine ich. Nicht wahr, D i r genügen die Gasflammen auch, wenn sie hübsch verteilt sind?

Ich habe noch viel mehr zu berichten, Vicky; ich bin noch lange nicht am Ende. Wenn ich einmal schreibe, dann will ich es auch gründlich tun. Von der Neupolitur des Schlosses Estedt erzählte ich also. Prerow muß ich unberührt lassen. Wenn ich da auch nur einen Stein verändere, schimpft Mutter. Aber in Hövelriede, einem Waldgut, das ich erst kürzlich zur Arrondierung gekauft habe, ließ ich das Herrenhaus in ein Jagdschlößchen umkrempeln. Es ging rasch. Hirschgeweihe und Rehgehörne spielen die Hauptrolle. Efeugespinst war schon da; ohne Efeu ist kein Jagdschlößchen denkbar. Wenn wir uns mal nach absoluter Einsamkeit sehnen, siedeln wir auf ein paar Tage nach Hövelriede über. Da hören wir nur den Wald rauschen. Altenbühl möchte drüben gern Kastellan werden, aber ich kann ihn noch nicht entbehren

Nun noch etwas sehr Wichtiges. Es laufen im Schlosse massenhaft Domestiken herum, auch sogenannte Stubenmädchen; aber wie mich eine Rund- und Umschau belehrte, ist nichts darunter, was sich zu einer Spezialzofe für meine liebe Gnädige eignen würde. Kam-

merzofe will ich sagen: eine Kammerzofe habe ich für die Frau Fürstin noch nicht. Es gibt in Berlin Bureaus, in denen man auch derlei zu zivilen Preisen bekommt; aber ich sorge mich, ob ich das Richtige treffen werde. Mir wird ängstlich bei dem Gedanken, vielen jungen Damen beregten Standes gegenüberstehen und nun wählen zu müssen; denn ich weiß nicht: kann die Auserwählte frisieren, und ist ihre Hand geschickt genug, Oesen zu schließen, wo solche sind, wird sie nicht unnötig viel Spitzen zerreißen, und versteht sie sich auf künstlerische Näherei? Und da frage ich denn: willst Du nicht, vorläufig wenigstens, Deine bisherige Zofe herbeordern? Findet sie sich nicht in das neue Zustandgemäße, so könnte man ja immer noch wechseln. Sonst ist hier alles in Ordnung. Auch der Koch, den mir Graf Pückler überlassen hat, tut seine Schuldigkeit und ist aus Pariser Schule. Was ich besonders betone. Wenigstens meinte Pückler, ich solle Dir dies schreiben: Ihr Pariserinnen könntet im allgemeinen unsre derbere Kost nicht recht vertragen. Pückler ist mein Genosse im Herrenhause: ein alter Herr von sechsundsiebzig Jahren, aber noch von erstaunlicher Frische, und hat mich ganz speziell in sein Herz geschlossen. Ich bin dann und wann zur Jagd bei ihm auf seiner märkischen Herrschaft Branitz; von dem Manne kann man etwas lernen. Er ist der erste Gartenkünstler unsrer Zeit, und da ich meinen Park über die Wiesen hinaus vergrößern will, so hat er mir mannigfache gute Ratschläge gegeben. Uebrigens ist er ein alter Freund der Mama und korrespondiert viel mit ihr.

Den gestrigen Weihnachtsabend habe ich, wie seit Jahren, in Seehausen verlebt, nachdem ich meinen Leuten die übliche Generalbescherung gewidmet hatte. Du kennst unser deutsches Weihnachtsfest von Kolmar her und weißt, welchen anheimelnden Charakter es hat. In Seehausen wird mit der Familie, alter Sitte zufolge, auch dem ganzen Gesinde beschert, und da ist der Trubel denn immer groß. Es ist ein hübsches Schloß aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts und hat eine riesige Halle, in der die Bescherung stattfindet. Da brennen nicht weniger als zwölf Weihnachtsbäume, und dann singt erst die Schule das ‚Stille Nacht, Heilige Nacht‘ und hierauf hält der alte Graf eine kurze Andacht ab. Er predigt selbst, und das hat etwas sehr Rührendes. Dieser blinde Mann erregt meine Bewunderung. Da sein Sehnerv vollständig erstorben und für ihn die Welt ringsum in tiefste Finsternis begraben ist, so sollte man meinen, daß er eine Art Traumleben führen müsse. Das ist aber keineswegs der Fall. Er ist vielmehr zu einer eigentümlichen Gegenständlichkeit des Denkens gekommen, die wundervoll harmonisch wirkt und deren ruhige Abgeklärtheit sich förmlich auf die Zuhörer überträgt. Er wird Dir sehr gefallen; auch rein äußerlich habe ich selten einen schöneren alten Mann gesehen.

Mein kleines Weihnachtsangebinde wird längst in Deinen Händen sein, wenn Du diesen Brief erhältst. Aline schenkte mir eine eigenhändig gehäkelte seidene Geldbörse mit sehr niedlich verzierten Ringen; ich hatte ihr dafür bei einem Berliner Juwelier ein paar hübsche

Goldspangen ausgesucht: für das Chenillenetz, das sie immer über dem Haar trägt und das sie nach meinem Geschmack nicht kleidet. Aber sie zieht das Praktische dem Schönen vor: die Spangen beglückten sie trotzdem, und sie legte sie auch gleich an. Ich bin sehr neugierig, ob Ihr Euch in Bälde nähertreten werdet

Beim Weihnachtsessen (Karpfen und Poularde, nachher eine Mohnspeise, das ist nicht anders) wurde natürlich auf Dein Wohl getrunken, und als ich um Mitternacht nach Hause kam, suchte ich zunächst Dein nun endlich fertiges Boudoir auf und malte mir aus, wie hübsch es sein müßte, wenn ich Dich schon hier hätte. Gott sei Dank dauert es ja nicht mehr allzu lange. In den ersten Tagen Januar siedle ich der Politik wegen (ein garstig Lied) vorläufig nach Berlin über. Dann wird auch endlich das ‚Palais Estedt‘ — es ist bloß ein Haus, aber es heißt doch nun einmal so, auch im Adreßkalender — in Stand gesetzt, und dann können die Durchlauchtigste Fürstin Einzug halten. Darauf freut sich unbändig

Dero getreu gehorsamer

Friedrich Fst. Estedt.

Allerhand Grüße überall hin. Deiner Mutter respektvollsten Handkuß. Dir einen respektloseren Kuß. Nein, nicht einen — ich bitte, tausend. In Gedanken darf ich Dich abherzen; das kann mir keiner verbieten.“

*

„An
Seine Durchlaucht
den Fürsten Hermann von Pückler.
Schloß Branitz bei Kottbus (Preußen).
Absenderin:
Marie-Anna Hrzgn. von Castaing, Paris.

Mein lieber Fürst!

Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich mich immer über Ihre Briefe freue. Am liebsten ist es mir freilich, Sie schreiben aus Branitz, weil ich dann weiß, daß Sie nicht ruhelos in der Welt umherschwirren, sondern daß der alte Wandervogel wieder einmal sein Nest aufgesucht hat. Ihren Brief von der Königsberger Krönung habe ich immer wieder gelesen; es war gar zu lieb von Ihnen, daß Sie Ihren teuren gnädigen Herrn auf der Reise begleitet haben. Der Durchlauchttitel, der Ihnen bei dieser Gelegenheit zugeflogen ist, wird Sie ja nicht grade zum Seligsten der Sterblichen machen; aber ‚man nimmt, was man kriegt‘, pflegte der selige Varnhagen zu sagen.

Von Herzen dankbar bin ich Ihnen für die gütigen Worte, die Sie mir über meinen Friedrich schreiben. Demokrat kann er natürlich nicht sein; aber eine gewisse freiere Auffassung, meinethalben ein leichtes Liberalisieren, liegt doch in seiner Natur. Es geht mir ja grade so; verbohrte Ansichten sind mir immer ein Greuel gewesen — ich entsinne mich noch mit Vergnügen eines Redeturniers mit Gerlach, bei dem Maxe Oriola, Bettinas Tochter, zugegen war und mich freudig unterstützte. Wenn Friedrich also mit allen den verstaubten Perückenköpfen im Herrenhause nicht durch

dick und dünn gehen will, so habe ich gar nichts dagegen. Und wenn der große Lausitzer Oelgötze, Sie wissen ja, wen ich meine, ihm Stiernackigkeit vorwirft, so ist das immer noch besser, als wenn er Scharniere im Buckel hätte.

Sie wollen Näheres über seine Braut hören, und ich wünschte wohl, ich könnte Ihnen recht viel von ihr berichten. Aber die Sache liegt so, daß ich sie nicht allzu häufig sehe und dann meist in größerer Gesellschaft, wo man nur Gleichgültiges zu sabbern pflegt und froh ist, wenn man sich wieder drücken kann. So habe ich sie denn eigentlich noch gar nicht so recht kennen gelernt. Um einmal mit ihr allein sein zu können, habe ich sie neulich in die Italienische Oper eingeladen. Die Majestäten waren auch da, und Eugénie ersuchte mich im Zwischenakt, ihr die Kleine vorzustellen und sprach sie freundlich an. Lieber Pückler, Sie haben mich immer meiner Menschenkenntnis halber geschätzt und mir zu öfterem Komplimente darüber gemacht, wie leicht es mir würde, den Leuten in Hirn und Herz zu gucken. Aber ich versichere Sie, bei Victoire hält das schwer. Nicht etwa, daß sie verschlossen wäre. Nein, das ist sie nicht; sie gibt sich zuweilen sogar offener, wie das bei jungen Mädchen Sitte zu sein pflegt. Ich meine, sie nimmt kein Blatt vor den Mund, wenn ihr das grade so in den Kram paßt; sie ist nicht zimperlich. Aber anderseits: meine Erfahrung scheitert an ihr. Sie ist weltklug, hat eine ganze Masse gelernt und liebt die Anschaulichkeit des Daseins, ohne daß man sie oberflächlich nennen könnte. Aber ob sie Tiefe des Herzens besitzt? Es kann sein; immerhin muß ich gestehen, ich

weiß es nicht, und das macht mich zuweilen unruhig. Ihre Eltern sind ja auch närrische Leute. Der Vicomte ein Schlaufuchs, aber eine Rechenmaschine; die Mutter eine weinerliche Trödelliese; über den Marquis, ihren Onkel, ist gar nicht zu reden. Da hat Victoire sich denn frühzeitig emanzipiert, und ich weiß nicht, ob das gut für sie gewesen ist.

Kürzlich habe ich ihr einmal recht ernsthaft die Meinung sagen müssen. Sie hat eine Freundin, die junge Gräfin Coëtlogon, die übrigens auch zu unserm Verwandtschaftskreise gehört, gottlob von weither. Die ist kürzlich Ehrendame bei der Prinzeß Clotilde geworden, und man flüstert sich zu, der Kaiser habe sie in dem entfernteren Hoflager installiert, um ihr bequemer seine Gunst zuweisen zu können. Nun gebe ich sonst nicht viel auf derlei Klatschereien; aber in diesem Falle fürchte ich, daß etwas Wahres an dem Getratsch ist, und da Victoire unbefangen von ihren Besuchen bei der Coëtlogon sprach, so habe ich ihr diese einfach verboten. Da gab sie denn Ansichten zum besten, die mir gar nicht gefallen haben: allzu moderne.

Natürlich: das ist nichts Schlimmes, und vielleicht haben sie mich nur deshalb ein bißchen erschreckt, weil ich selber so ein ganz unmodernes Menschenkind bin und bei allem Mangel an Prüderie die allgemeine Bewegung gegen die Moral nicht mitmachen kann. Aber in Sorge bin ich doch ein klein wenig. Mein Trost ist nur, daß Friedrich schrecklich verliebt ist. Für alle Stürme des Lebens ist die Liebe immer noch der festeste Anker.

Ach, mein lieber alter Freund, Ihnen kann ich ja getrost mein Herz ausschütten, ohne fürchten zu müssen, daß mein Geplapper weitergetragen wird. Ja, bester Hermann, Sie haben recht: ich hätte mir eine andre Partie für Friedrich gewünscht. Nicht in Ihrem Sinne: ob er in eine gefürstete Familie hineingeheiratet oder sich ein simples Baroneßchen genommen hätte — das wäre mir schon gleichgültig gewesen. Aber es brauchte keine Französin zu sein. Diese Zwiespältigkeit ist immer der Schatten über meinem Leben gewesen. Ich habe mich darein gefunden — natürlich, meine Natur ist nicht für Hangen und Bangen, aber es ist doch auch der einzige Grund, daß ich meines Daseins nie so recht froh sein konnte. Wie viel lieber würde ich meine alten Tage in Prerow beschließen, meine Hühner füttern und meine Rosen pflegen, als in Paris die Zeit vertrödeln und in dem glänzenden Plunder dieses Hofes eine ziemlich wertlose Rolle zu spielen. Aber Paul verlangt, daß die Witwe seines Vaters Paris als Heimat betrachte; es war auch der Wunsch meines Mannes. Nun gut, ich halte schon aus und lebe auch hier nach meinem Gusto. Nur die ewige Trennung von Friedrich geht mir nahe. Ich will mich nicht versündigen: Paul ist mir ja auch ein guter Sohn — aber ich kann mir nicht helfen, Friedrich bleibt doch mein Liebling. Merkwürdig, wie verschieden die Brüder sind. Paul wird immer mehr Freunde finden: er hat auch in seinen Dummheiten eine herzgewinnende Liebenswürdigkeit auf seiner Seite; er kennt keine Rauheit des Lebens, er ist die gefälligere Natur und besitzt etwas Unschätzbares: Talent zum Glück. Friedrich ist der Gründ-

lichere und infolgedessen weniger leicht beweglich; er hat nicht Pauls gewandte Art, sich in kleiner Münze zu verausgaben: dafür kann man in entscheidenden Fragen um so sicherer auf ihn rechnen. Wird Victoire sich seinem Wesen anbequemen können? Und liegt in ihrer Natur die Disposition für eine verständnisvolle Hingabe? — Die Zeit wird uns erst Antwort darauf geben können. Natürlich ist die Pariser Gesellschaft sehr stolz darauf, daß Friedrich eine der ihren gewählt hat. Die Metternich, die bei Eugénie in besondrer Gunst steht, kam neulich als Abgesandte zu mir, um mir zu melden, daß die Kaiserin mich öfters bei ihren Mittwochsempfängen zu sehen wünsche. Ich bin aber noch nicht hingegangen. Neuerdings pflegt man da dem Abbé Bauer Weihrauch zu streuen: einem getauften Juden, der die Kirche mit weltmännischer Eleganz vertritt, mit Patchouli und seidenen Strümpfen, und dessen zierliche Phrasen geradezu ein Hohn auf die Lehre Gottes sind. Ich kann dies alberne Getue nicht leiden, auch nicht den Magnetismus und sonstigen mystischen Zauber, mit dem man sich bei dem Cercle der Kaiserin mit Vorliebe beschäftigt. Da bleibe ich schon lieber zu Hause und schreibe Briefe und krame in meinen Erinnerungen.

Daß Sie im nächsten Jahre auf einige Zeit nach Paris kommen wollen, freut mich innig. Richten Sie es sich doch so ein, daß Sie zur Hochzeit hier sein können. Sie soll in Bezin stattfinden, das Sie ja aus Ihrer Jugend kennen. Wissen Sie noch, als Delacroix da die Decke des Rittersaales malte? Es waren vergnügte Zeiten. Delacroix ist übrigens recht leidend;

ich fürchte, er wird es nicht mehr lange machen. Du lieber Gott, wir werden alle nicht jünger!

In alter Freundschaft

Ihre getreue

Marie-Anna von Castaing.

Paris, den 27. 12. 61."

IX.

Die Trauungsfeierlichkeiten in Bezin wurden in der Tat zu einem Ereignis, über das auch ernsthaftere Pariser Blätter lange Berichte brachten. Schloß Bezin war in den Tagen, da der alte Herzog Alexandre Bonifaz noch am Leben war, öfters genannt worden: 1802 hatte man hier das für die Geschichte des Katholizismus in Frankreich so wichtige Konkordat abgeschlossen, und sechs Jahre später zog sich der Herzog in die alte Feste zurück, als Napoleon ihm wegen seines geschickten Protestes gegen die Eroberungskriege mit Ungnade gedroht hatte. In Bezin wurden auch die Kabalen gesponnen, die Frankreich, Oesterreich und England gegen Rußland und Preußen vereinigen sollten, und noch zeigte man ein Zimmer, in dem einst Karl der Zehnte übernachtet hatte, als er im tiefsten Inkognito hierher gekommen war, um den Herzog, der in der Pairskammer zu den schärfsten Opponenten gehörte, auf seine Seite zu ziehen.

Dann aber war die Ruhe über Bezin hereingebrochen. Der Gatte Marie-Annas hatte mehr Neigung für Bouche-du-Lot gehabt, die benachbarte Herr-

schaft, die Louis Philipp seinem Vater in einer Gnadenwallung geschenkt hatte, und kam erst in seinen letzten Lebensjahren dann und wann einmal nach Vezin, um hier in tiefster Abgeschiedenheit seinen Büchern zu leben. Schon hatte er damit begonnen, das alte Schloß restaurieren zu lassen: Delacroix mußte die Decke des Rittersaales malen, Alexander Hesse die Fresken in der Kapelle, Scheffer einige seiner weichen Geschichtsbilder für die Salons. Aber für das Stilgemäße hatte der alte Herzog kein Verständnis, oder doch nur für das seiner eigenen Persönlichkeit. Anders sein Sohn Paul. Bei der Erneuerung des Hotels Castaing in Paris war er den Wünschen Honorines gefolgt; bei der Restaurierung von Vezin verließ er sich auf die Architekten, arbeitete aber auch selbst stundenlang mit ihnen in der Bibliothek, zog die alten Baupläne aus dem Archiv und vertiefte sich in die Architekturwerke der Renaissance. Drei Jahre währte der Umbau des Schlosses, und als er fertig war, hatte die sonst an wohlerhaltenen Adelssitzen ziemlich arme Provinz eine Sehenswürdigkeit mehr, die auch von reisenden Fremden häufig aufgesucht wurde.

Paul erlaubte das gern: es schmeichelte seiner Eitelkeit. Das Schloß stand übrigens den größten Teil des Jahres vereinsamt. Der Herzog verlebte gewöhnlich nur die Jagdzeit hier, und Honorine einige Sommerwochen, wenn es ihr in Biarritz oder Trouville zu gemischt wurde. In diesen sonnigen Märztagen aber, den ersten linden Frühlingstagen des neuen Jahres, herrschte ein tolles Leben in Vezin. Das Mittelalter schien wieder lebendig geworden zu sein. Paul war

auf die Idee gekommen, als Einleitung zu den Hochzeitsfestlichkeiten seines Bruders ein großes Turnier zu inszenieren, das nicht nur die Blüte des Landadels vereinigen, sondern auch das gesamte Landvolk auf Meilen hinaus heranziehen sollte. Denn auch das Volk sollte gefeiert werden: durch einen großen Jahrmarkt, durch festliche Bewirtung, durch Spiele aller Art. Panem et circenses: die alte Lockmethode sollte wieder ihre Wirkung üben; für den Herbst standen die Neuwahlen bevor, und dazu brauchte Paul das gute Volk.

Auf dem großen Wiesenplane unten in der Niederung war die Schäferei abgerissen worden, um Platz für das Turnier zu schaffen. Auch die idyllisch gelegene Oelmühle an der Gravère, deren Wasser so grün wie der Rhein war, ließ sich kaum wieder erkennen. Man hatte sie hinter riesigen Zelten versteckt, von deren Höhen die Trikolore flatterte und Wimpel mit den Wappenfarben des Hauses Castaing. Wenn man zu dieser Zeit von der Plattform des Wartturms aus auf die Wiesen schaute, konnte man sich wahrhaftig in das Mittelalter zurückversetzt wähnen. Seit Wochen hausten die Gäste im Schlosse, und täglich wurden Proben zu der Turnei abgehalten. Auf dem grünen Plane wimmelte ein Ameisenhaufen von Menschen in der malerischen Tracht einer verschollenen Zeit. In den Dörfern ringsum hatte man die Arbeit ruhen lassen und strömte mit heiteren Gesichtern herbei; blieb oft auch über Nacht und lagerte auf freiem Felde, um am nächsten Morgen wieder rechtzeitig am Platze sein zu können. Und nun erst der große Tag des Turniers! Da war die Wiese umdrängt von Tausenden müßiger

Zuschauer, denn die Schranken des Kampfplatzes waren so niedrig, daß man ihn von fast allen Seiten überschauen konnte. Nur nach der Waldgrenze zu hatte man eine hohe Tribüne errichtet, auf der die Damen saßen — und ach, welche Pracht des Kostüms wurde da entfaltet! In der Mitte thronte das Brautpaar: Victoire in der Tracht einer burgundischen Herzogin aus dem dreizehnten Jahrhundert, wie eine Miniatur in Gold und Farben, und neben ihr Friedrich, unzeitgemäß und unhistorisch, aber stattlich, als rhodisischer Ritter. Das Kostüm hatte er schon einmal getragen: auf einem Maskenball am Berliner Hofe, und als Paul ihm von dem Turnier geschrieben hatte, war es ihm bei seiner Sparsamkeit zweckdienlich erschienen, sich nicht erst ein neues zu bestellen. Es stand ihm ja ausgezeichnet, und der Anachronismus, sich als Bräutigam in die Tracht eines zum Zölibat verurteilten Rhodosritters zu werfen, störte ihn nicht. Es störte auch sonst niemanden.

Die Turnei spielte sich farbenprächtig ab. Die Parteien waren gut eingeübt: kein Unfall ereignete sich, die Speere splitterten, aber verletzten nicht, die Schwerter klirrten, doch sie schlugen keine Wunden. Dann kam ein Ringelstechen und als Abschluß ein Karussell, an dem sich die Damen in Wagen beteiligten; endlich brachte die ganze Gesellschaft dem Brautpaar eine Huldigung, bei der Graf Dalmas als Troubadour ein Carmen sprach, das der Marquis Saint Marsault gedichtet hatte. Es war auch danach. Und nun folgte im Schlosse ein großes Mahl, bei dem alles im Kostüm blieb, und dann ging man wieder ins Freie, um dem Volkstrubel zuzuschauen. Die Barrieren für das Tur=

nier waren abgebrochen worden; jetzt tobte das Jahrmarktsleben über die Wiese. Aber in den Speisebuden brauchte nicht bezahlt zu werden, auch der Wein, den Hatschiere aus Krügen füllten, war umsonst. Ein ganzer Ochse wurde am Spieße gebraten; Köche strichen umher und verteilten Leckerbissen, Marketenderinnen spendeten süße Liköre. Das gute Volk lernte adlige Großmut kennen. Und es zeigte sich dankbar. Man merkte nicht, daß es besondere Angestellte waren, die zu lauten Ovationen für den Herzog anregten, und daß verkleidete Pariser, die Paul gut bezahlte, sich unter das fröhliche Volk mischten, um in Lobgesängen für den künftigen Deputierten zu agitieren. Man merkte es nicht. Das Volk war selig.

Aber Friedrich ärgerte sich. Er fand einen günstigen Augenblick, sich an den Arm seines Bruders hängen zu können.

„Alles wunderschön," sagte er, „aber doch verrückt — sei mir nicht böse."

Paul lachte. „Ich akzeptiere und frage dennoch: warum?"

„Weil es Geldverschwendung ist. Das Fest kostet Dich — ich will keine Summe nennen. Es kostet Dich ein Kapital. Wir kennen auch in Deutschland den Polterabend mit allerhand Ulk und Mummenschanz. Aber wir machen es billiger."

„Mein lieber Junge, das verstehst Du nicht. Diese fröhliche Maskerade ist nebenbei auch Mittel zum Zweck. Schau Dir das jauchzende Volk an. Das ist die große Masse meiner Wähler. Steckt man nicht auch bei Euch Köder an die Angelruten? Ich habe drei

starke Faktoren für mich: den Adel, die Kirche und die weltliche Freude. Der Adel, das sind die Grundherren, die ihre Grundgewalt ausüben. Die Geistlichen kommen mit Himmel und Hölle; ich selber locke mit der Lebenslust. Alles das kann mein Gegner nicht. Das ist ein Journalist vom ‚Siècle', ein blauer Republikaner, ein Protektionskind von Thiers, trotzdem ohne alle Verbindungen. Er ist heute schon tot."

„Ich meine, die Agitation ließe sich auch mit geringeren Mitteln ins Werk setzen," warf Friedrich ein.

„Das Geld ist nicht fortgeworfen," erwiderte Paul, „es ist Anlagekapital. Du vergißt, daß ich nicht aus Liebhaberei Politiker werde. Erst recht nicht aus flammendem Patriotismus wie Du, teuerster Bruder. Ach nein, weiß Gott nicht. Ich mache gar kein Hehl daraus, daß ich Realpolitiker aus Eigennutz bin. Ich will eine Stimme im Konvent haben, um meine eigenen Pläne verfolgen zu können. Aber ängstige Dich nicht: auf Sauberkeit halte ich schon — und auch die große Masse soll dabei nicht zu kurz kommen. Wir brauchen Eisenbahnen. Daß ich sie mir bequem lege, um meinen Produkten besseren Absatz geben zu können, ist Sache für sich. Ich habe als Deputierter aber auch Aussicht, in den Stadtrat gewählt zu werden. Und das ist das Wichtigste. Die Hälfte meines Vermögens liegt in Pariser Grundstücken fest. Ich habe sie billig gekauft. Aber sie werden das Zehnfache bringen, denn die Stadt wird sie brauchen, um die Umbaupläne des Kaisers zu Ende führen zu können. Verstehst Du nun, mein Lieber?"

Friedrich nickte. Gewiß verstand er. Nur das eine nicht: daß sich der Herzog von Castaing zum Spekulanten erniedrigte. Spekulanten im großen waren freilich auch Vater und Großvater gewesen: eingefleischte Egoisten, für die es keine Unmöglichkeit gab, wenn sie ein Ziel erreichen wollten, das des Erreichten wert war. Aber Friedrich war in anderer Atmosphäre groß geworden. Was dem Bruder und den Ahnen in kluger Sophistik als unbequeme Belastung des Lebens galt, gehörte für ihn zum Kern und zur Norm des Daseins. Er war ein schwerfälliger Deutscher.

Er sah sich um. Man hatte, da die Nacht dunkel war, an mehreren Stellen große Feuer entzündet, und diese rubinrote Beleuchtung, in die grellgelbe Töne sich mischten und die in der Ferne abdämmerte, bis sie am Waldrande wieder in das Schwarz der Nacht versank, steigerte die malerische Wirkung des Eindrucks. Es war ein köstliches Bild voll ausgelassener Fröhlichkeit, lärmend, aber ohne Roheit; denn diese Landleute waren nicht von Balzacscher Art, sondern guten Schlages. Sie trugen zumeist noch das althergebrachte Kostüm, kamen in bunten Jacken und Kniehosen, und Frauen und Mädel in kurzen Röcken mit farbigen Säumen, das Haar in Zöpfen gewunden, mit orangegelben oder violetten Kopftüchern darüber und großen Silberringen in den Ohren. Sie paßten zum Gesamtbilde, selbst zu den geputzten Damen, die wieder die Tribünen erstiegen hatten, um den Trubel bequemer überschauen zu können: zu dieser heitern Maskerade, dem Schwelgen in einer Vergangenheit, die leuchtende Farben geliebt hatte.

Friedrich winkte Victoire zu, die zwischen der Marquise Bedoya und der Herzogin von Bassano saß und deren fröhliches Gesicht ihm sagte, wie gut sie sich amüsierte. Und da schwand auch sein leiser Groll, und sein Herz wurde wieder freier. Er sah seine Mutter, die sich mit einer alten Bäuerin unterhielt, und eilte ihr entgegen.

„Du siehst königlich aus, Mama," sagte er, „Alt-Nürnberg, wie es im Buche steht."

„Bitte, Alt-Flandern," antwortete sie. „Vom Kostümzeichner der Großen Oper entworfen und echt im Schnitt. Kostenpunkt zweitausend Franken: das ist das einzige, was mich daran ärgert. Nun, wie gefällt Dir das Lust- und Schaufest Deines Bruders? Etwas zu karnevalsmäßig, nicht wahr?"

„Wir sind im Lande des ewigen Karnevals, Mutter. Wäre es nach mir allein gegangen: ich hätte meine Hochzeit stiller gefeiert. Kleinere Kreise sind mir lieber. Aber Paul hat es gut gemeint, und es liegt ja auch viel Reiz in diesem bunten Treiben. Es ist ein Abbild seines Wesens."

„Kommt Aline Seehausen bestimmt nicht?"

„Ich habe heute früh ein Telegramm von ihr erhalten, daß es unmöglich sei. Ich wußte es. Sie trennt sich nicht mehr von ihrem Vater. Aber andre Gäste erwarte ich morgen noch: eine Abordnung der Gardedukorps, ein paar Gutsnachbarn, auch den alten Pückler. Der ist schon in Paris. Bloß die mittelalterliche Tracht sagte ihm nicht zu."

„Mir auch nicht," entgegnete Marie-Anna und schaute auf ihr Gewand. „Ich komme mir vor wie die

Königin Isabeau einer kleinen Theaterschmiere. Innerlich wenigstens. Mir geht die Würde einer Mutter des Bräutigams ab. Die farbigen Lappen drücken mich. Na, morgen hört ja der Zauber auf!" —

So war es, er verflog mit dem Hahnenschrei. Als der Frühdämmer über die Berge stieg, räumte ein Schwarm von Arbeitern die Reste des Jahrmarkts fort, und das alte Feudalschloß mit seiner starken krenelierten Burgwehr und seinem Haufen luftiger Zinnen über dem Mittelbau schaute wieder in stolzer Selbstherrschaft auf eine freie Welt hinab.

Das war nun der Hochzeitstag. Ein Extrazug brachte die letzten Pariser Gäste nach Vezin. Durch die wundervollen Räume der Burg flutete ein bewegliches Leben; aber die Vergangenheit mit ihrer Rittergewandung war dahin: jetzt herrschte wieder die moderne Zeit. Man war im allgemeinen recht froh darüber, zumal die ältere Welt. Den Marquis Saint Marsault hatten die Trikots auf seinen dünnen Beinen doch erheblich geniert; auch der Vicomte war sich sehr albern vorgekommen. Eine Anzahl Gäste war in den Beamtenwohnungen untergebracht worden; die meisten aber logierten im Schlosse, und zwar in den oberen Räumen des Donjons und des Palas im inneren Burghof. Man schlief ziemlich lange in den Morgen hinein; dann aber begann ein lustiges Stimmengewirr, ein Lachen und Singen: es war, als sei in einem riesigen Schwalbenneste es plötzlich lebendig geworden. Wer nicht auf den Zimmern frühstückte, fand in der äußern Galerie serviert. Da begrüßte Friedrich auch die preußischen Kameraden, die noch in Zivil

waren, und den Fürsten Pückler, der vor allem zur Herzogin-Mutter geführt werden wollte. Von den Gutsnachbarn aus Schlesien waren ein junger Graf Bürgenstock, ein Herr von Wolters und ein sehr reicher, sehr dicker und sehr verlegener Amtsrat Kiekebusch erschienen, dem das Französische viel Schwierigkeiten bereitete. Im übrigen ging es den ganzen Vormittag hindurch treppauf und treppab. Die Diener huschten eilfertig hin und her, die Damen riefen nach ihren Zofen; man stellte sich vor, man begrüßte sich; es war eine allgemeine Hetzjagd, und doch hatten die wenigsten etwas zu tun. Da der Tag wieder schön war, so wurde der Park besucht; die jungen Damen fütterten die Schwäne und zahmen Rehe; andre besichtigten die Merkwürdigkeiten des Schlosses: den tiefen Torbau mit seiner Zugbrücke und der Pechnase über der Ausfallpforte, die Kemenate, sogar das Burgverlies, erstiegen den Wartturm, wanderten durch die Bibliothek und die mit Kunstschätzen gefüllten Wohngemächer oder rauchten unter den Platanen auf der Terrasse ihre Zigarre.

Um zwölf Uhr begann sich der äußere Burghof zu füllen. Deputationen von den herzoglichen Gütern hatten sich zur Beglückwünschung eingefunden; hinter ihnen wartete eine Kolonne Kinder mit Blumensträußen, dahinter wieder der Magistrat der Bezirksstadt. Es kamen noch mehr, und alle wollten empfangen werden. Paul hatte wie ein Zeremonienmeister die Kostümorder ausgeschrieben: zu den Empfängen die Damen in Promenadentoilette, die Herren in Ueberrock (sehr langschößig, mit Revers-

Schalkragen und gesteppten Aufschlägen) oder kleiner Uniform.

Auch dies ging vorbei. „Gott sei Dank," sagte Victoire; „Friedrich, das Hochzeiten ist angreifend. Ich wollte, ich wäre erst an der Riviera."

„Ich auch," stimmte der Fürst zu, „dann sehe ich Dich vielleicht öfters . . ."

In der Tat hatte er sie in diesen Tagen nur „offiziell", wie er sagte, zu Gesicht bekommen. Ein gemütliches Plaudern zu zweien war ausgeschlossen.

Auch jetzt noch. Um zwei Uhr fand die Ziviltrauung vor dem Maire im sogenannten Großen Bildersaal statt, dem sich ein hastig eingenommenes Frühstück an Büfetts anschloß. Dazu donnerten die Böller von den Türmen, alle Fahnen wurden gehißt, die Jagdhörner bliesen.

Mit dem Frühstück in der weitläufigen, mit tropischen Pflanzen geschmückten Außengalerie hatte man zweckmäßig die Gratulationscour verbunden. Es sollte ein abgekürztes Verfahren sein, aber grade deshalb kam das junge Paar kaum dazu, einen Bissen zu genießen. Die alte Vicomtesse Saint Marsault weinte so herzbrechend, als ob es sich um einen Trauerfall handelte; ihr Gatte war sehr vergnügt, und der Marquis, der glücklich war, aus seinen violetten Trikots heraus zu sein, fand sich schnell wieder in seine große Würde als Chef des Hauses. Die Baronin Thouars hatte sich auf der Wiese erkältet und schluckte verzweiflungsvoll aus dem kleinen Döschen, das sie immer bei sich führte, ihre Dragées. Die Fürstin Ruffano, in starres Brokat gekleidet, aber mit ihrer schiefen Schulter

einer bedauernswerten Mißgeburt ähnelnd, hatte ihren kleinen Bologneser mit nach Bezin gebracht und ließ ihn nicht aus dem Pompadour; Paul hatte Sorge, sie werde ihn auch mit in die Kirche nehmen, und demzufolge seinen Schwager Dalmas gebeten, ihr das Hündchen nötigenfalls mit Gewalt zu entreißen. Der lange Graf Lelaity stand kerzengerade in einer Ecke, als trage er einen unsichtbaren Panzer, der ihm die Bewegungsmöglichkeit raube. Rasch hatten die Herren von der preußischen Gardedukorps sich in die fremde Gesellschaft gefunden; sie kannten bereits ihre Tischdamen für das Diner am Abend und flirteten lustig darauf los. Nur der dicke Amtsrat Kiekebusch auf Kupferhammer in Schlesien, der nächste Nachbar Friedrichs, kam sich etwas vereinsamt vor und suchte beständig nach französischen Vokabeln. Herzogin Marie-Anna hatte das junge Paar geküßt und sich dann mit dem Fürsten Pückler in einen Winkel zurückgezogen. Dort plauderten sie von der Vergangenheit. Geküßt wurde viel. Alle jungen Damen umarmten Victoire; nur Hermance Coëtlogon fehlte. Sie fehlte auch Victoire, die die Freundin immer lieb gehabt hatte. Aber sie sah ein, daß man sie nicht hatte laden können. Der naive Heroismus, mit dem sie ihr fragwürdiges Spiel verfolgte, war zu durchsichtig geworden.

Zwei Stunden später, die grade zum Wechsel der Toilette genügten, hatte sich das Bild noch glanzvoller verändert. Die kirchliche Trauung fand in der Schloßkapelle durch den Abbé Gombert statt, den sogenannten Hauskaplan der Castaings; aber fast die gesamte Geistlichkeit der Diözese funktionierte mit, und auch der Pro-

tektor des Abbé Gombert, der Erzbischof von Chambéry, war geladen worden und thronte in feierlichem Ornat neben dem Altar. Die Kapelle war groß und wirkte mit ihrer dekorativen Bemalung, den farbigen Glasfenstern, den schlanken Pfeilern, die ihre bunten Gurten und Rippen durch das Gewölbe sandten, wundervoll. Aber für die zahlreiche Gesellschaft bot sich doch nicht genügend Raum, und so blieben während der Feier die großen, mit schmiedeeisernen Ornamenten beschlagenen Pforten weit geöffnet, und auch vor ihnen im mittlern Burghof drängten sich noch die Gäste. Das waren zumeist Herren, die nicht zur Verwandtschaft gehörten, darunter die preußischen Offiziere und auch Amtsrat Kiekebusch, jetzt im weißen Koller der schlesischen Kürassiere mit den Rittmeistersternen in den Epaulettes; er sah ganz stattlich aus, etwas gigantisch und massig, aber das kannte man schon an den Preußen. Alle hatten die Helme und Hüte in der Hand, und das war das einzig Unbequeme, denn die Märzsonne meinte es gut und kein Wölkchen ging über den blauen Frühlingshimmel.

Die Märzsonne drang auch siegreich durch die bunte Fenstermosaik der Kapelle und tauchte den ganzen Raum bis obenhin zu dem steinernen Maßwerk der Spitzbogen in farbensatte Töne. Die Heiligenbilder an den Wänden in ihrer formalen Schönheit, die klugen und törichten Jungfrauen in der schmiegsamen Anmut ihrer schlanken Figuren, die schwebenden Engel in dem mit goldenen Sternen besäten Tiefblau zwischen den Feldern der Decke schienen lebendig zu werden und sich mit der glänzenden Gesellschaft unten vereinen zu

wollen. In der Tat, es war ein leuchtender Glanz; aber das Funkenspiel der Brillanten, der Gleiß der Toiletten und Uniformen, die ganze Schaustellung an Prunk und Schönheit paßte in den Rahmen dieses Gotteshauses, das völlig von dem herrlichen Altarbau beherrscht wurde, über dem sich als Krönung eine durchsichtige Architektur aus fein geschnitztem Stabwerk erhob, in ihrer Mitte Statuetten tragend und ganz oben mit Baldachinen, Fialen, Laub und Blumen in überreicher Fülle geschmückt. Er paßte auch zu dem feierlich getragenen Zeremoniale, dem Chorgesang, dem Schwingen der Weihrauchfässer, dem stolzen Gefüge der Messe. Nur dauerte alles, alles zu lange.

Die Herren draußen wurden ein wenig ungeduldig. Die Sonne brannte ihnen auf den Kopf; sie bekamen Durst. Sie hörten nur den Gesang und hin und wieder ein paar lauter gesprochene Phrasen der Litanei, verwehende Orgelklänge, das Dröhnen der Posaunen, den Hosiannaton der Vox humana. Aber sie sahen wenig: durch die offene Pforte der Kapelle nichts als einen Ausschnitt des Bildes, ein Flimmern und Leuchten, in dem sich keine Einzelheiten unterscheiden ließen. Das wurde langweilig.

Die deutschen Herren standen beieinander.

„Jetzt ein Glas Bier,“ sagte Amtsrat Kiekebusch und tupfte sich den Schweiß von der Stirn.

„Das möchten Sie wohl,“ entgegnete Herr von Wolters. „Hier heißt es aushalten. Die Geschichte ist noch lange nicht zu Ende. Ich kenne das. So eine katholische Feierlichkeit zieht sich endlos hin.“

Einer der Gardedukorps, Prinz Ysingen, nickte. „Jawoll — davor hatte auch Estedt Angst. Er ist kein allzu fleißiger Kirchengänger und war in Verlegenheit, ob er auch genau alle Vorschriften beachten würde: das Knixen und Knien und —“

„Sei still, Ysingen,“ warf sein Nachbar ein, Graf Kranegg; „Du verlierst Dich ins Blasphemische. Du willst immer harmlos sein und wirst stets aggressiv. Wer ist der alte Herr in preußischer Johanniter-uniform?“

„Fürst Pückler,“ antwortete Graf Bürgenstock.

„Ah richtig! Eine elegante Erscheinung. Ueber-haupt — alles, was recht ist: es wird viel Geschmack entfaltet.“

„Mehr Glanz als Geschmack,“ sagte Herr von Wolters. „Seien wir ehrlich, meine Herren: es sind auch Kulisseneffekte dabei. Nach dem Herzen Estedts ist das nicht.“

„Ei, nein,“ meinte der Amtsrat, „der ist nicht so. Uebrigens seine junge Frau: allerhand Achtung. Und auch die andern — viel rassige Schönheit. Wenn es nicht so warm wäre, würde ich mich verlieben.“

„Und wenn die kleinen Fräulein deutsch sprechen könnten!“ lachte Graf Bürgenstock.

„Auch das, lieber Graf. Ich kann mir die schönsten Phrasen zurechtlegen, ordentlich grammatikalisch richtig, sogar mit dem Subjonctif — wenn ich reden soll, habe ich das meiste wieder vergessen. Ich bedaure meine Tischdame . . . Gott sei Dank, jetzt erhebt sich ein frisches Windchen!“

Er hatte recht; in wenigen Minuten hatte sich der Himmel mit Wolken bedeckt. Er sah jetzt weiß aus, und durch die weißen Schleier leuchtete die Sonne strahlenlos, wie eine große mattgoldene Scheibe. Im erwachenden Winde blähten sich die Fahnen und Wimpel; über die Brustwehr des Burghofes quoll von unten herauf eine feine Staubwolke und bepuderte den mit Blumen bestreuten Teppichläufer, der von der Kapelle bis zum Eingang des Palais führte.

In demselben Augenblick schien aber auch die Trauung beendet zu sein. Vom Wartturm aus rollte ein Schuß durch die Luft, und plötzlich begannen alle Glocken im Tale zu läuten, während der Hochgesang der Orgel noch immer aus der Kapelle strömte. Die Jäger mit grünumkränzten Hüfthörnern bildeten Spalier im Hofe, die Lakaien auf der Treppe zum Wohnschloß. Nun verließ der Zug die Kapelle: voran wieder zwölf kleine Mädchen in weißen Kleidern, die Rosengirlanden hielten, dann die Geistlichkeit und hierauf das Brautpaar unter einem Baldachin, den vier Haushofmeister in schwarzen Fräcken mit seidenen Fangschnüren trugen. Es folgten die Brautführer mit ihren Damen und schließlich die näheren Verwandten. Der große Zug der übrigen Gäste schloß sich an: Frauen mit weißen Schultern und Diamanten im Haar, ordengeschmückte Herren, Offiziere von der Hundertgarde, den Garden zu Pferde und der Versailler Kavalleriedivision, hohe Beamte, Senatoren, Präfekten, allerhand Hofchargen, sämtlich in großer Uniform und meist blitzend in Gold und Silber. Es war wirklich ein etwas theatralischer Aufzug, der sich in leichter Windung schräg

über den Burghof schlängelte, durch eine mittelalterliche Dekoration, indes die Jagdhörner Fanfaren bliesen und die Glocken in den Dörfern unermüdlich ihren Ruf ertönen ließen.

Und nun kam der Schlußakt der Festlichkeiten: das Hochzeitsmahl im Rittersaal, den Delacroix dekoriert hatte, einer riesigen Halle mit hohen Wölbungen, die von starken Pfeilern getragen wurden, zwischen denen die Fenster sich breiteten, wie in der Kapelle mit Glasmalereien geschmückt: fast lebensgroßen Darstellungen aus der Blütezeit der Chevalerie, aber in der Darstellung ornamental behandelt wie in den Arabesken der mittelalterlichen Handschriften. Hunderte von Lichtern ersetzten die Sonne; denn die Sonne fehlte. Sie war unter Wolkenberge hinabgetaucht, und nun peitschte der Regen gegen die Ritterbilder der Fenster, und in das heitere Stimmengewirr im Saal mischte sich draußen der Schrei des Märzsturms.

Friedrich war froh, daß die Sache zu Ende ging. Er selbst fühlte sich ein wenig abgespannt und wunderte sich, daß seine kleine Frau die üppige Last dieser festlichen Prozedur so spielleicht auf sich genommen hatte. In der Tat war auch sie ermüdet, trank aber absichtlich ein paar Gläser Champagner, um sich frisch zu halten. Das ermunterte sie, die sonst wenig ungemischten Wein genoß; ein lebhaftes Glitzern stand in ihren Augen und ein Ausdruck lachender Sorglosigkeit streichelte ihren hübschen Mund. Sie sah sehr reizend aus in ihrem weißen Seidenkleide und mit den Orangenblüten in dem schönen Haar, das hoch coiffürt war

und von dem unter einem brillantenbesetzten Kamm der Schleier nach rückwärts floß.

Beim Kaffee, der in der äußeren Galerie serviert wurde, umfaßte die Baronin Thouars Victoire und flüsterte ihr zu: „Hermance läßt grüßen, mein Schatz, und Ihnen alles Gute wünschen."

„Tausend Dank, liebe Baronin — wo haben Sie sie gesehen?"

„Sie war vorgestern bei mir — da mußte ich sie empfangen. Leugnet übrigens alles, was man ihr nachsagt. Sie hätte den Kaiser seit Wochen nicht gesehen."

„War sie empfindlich, daß man sie nicht eingeladen hat?"

„Keine Spur. Wenigstens ließ sie es sich nicht merken. Sie ist ein merkwürdiges Geschöpf: von einer Stärke des Willens, die fast Charakter ist. Aber lassen wir sie. Mein liebes Herzchen, Sie werden sicher auch viel in Seehausen verkehren. Grüßen Sie meinen armen Bruder Waldemar und seine Aline. Ja, und hören Sie . . ."

Honorine trat dazwischen. „Hat Dir Paul denn schon unser Geschenk gegeben, Victoire?" fragte sie.

„Welches Geschenk?"

„Herrgott, das hat er vergessen! So ist er. Um alles kümmert er sich — und das Wichtigste übersieht er . . ." Sie rief nach Paul. Ihr Ruf wurde weitergegeben. „Herr Herzog," scholl die Stimme eines jungen Kammerherrn, „die gnädigste Herzogin befiehlt."

Nun hörte er. Er war im Gespräch mit dem Abbé Gombert und einem dicken Präfekten, eilte aber sofort zu seiner Gattin und verneigte sich.

„Meine liebe Freundin —?“

„Mein lieber Freund, wo ist unser Hochzeitsgeschenk?“

Er schlug sich vor die Stirn. „Es liegt noch im Tresor. Pristi, was bin ich für ein Tölpel! Kommen Sie, Victoire, ich gebe es Ihnen.“

Er nahm ihren Arm. „Mein Gott, ich muß mich ja umkleiden,“ sagte sie. Ihre Mutter rief hinter ihr: „Victoire, liebes Kind —“

„Gleich, Mama — ich bin sofort wieder da!“

Sie drängten sich durch die Gäste, geschickt allen Fragen und Antworten ausweichend, nickend und lachend und sich mit einem Scherzwort der Entgegnung begnügend, wenn sie direkt angesprochen wurden. An der Tür der Galerie stießen sie auf Friedrich, der dem Chef der herzoglichen Haushaltung soeben eine Summe für die Domestiken eingehändigt hatte, und nun noch ein paar Züge rauchen wollte.

„Wohin so eilig?“

„Unser Geheimnis,“ entgegnete Paul lachend.

„Er hat etwas vergessen, was mich sehr interessiert,“ fügte Victoire hinzu. „Rate, was!“

„Ich kann nicht raten, bin aber auch nicht neugierig. Vicky, in einer halben Stunde mußt Du in Reisetoilette sein. Dann kommt der Abschied. Wir wollen ihn auf die Eltern und Geschwister beschränken.“

„Ganz einverstanden,“ rief sie. „Ich bin pünktlich, sorge Dich nicht.“

Sie traten in das anstoßende Bibliothekszimmer, eine Art Kuriositätenkabinett, denn es enthielt nur Werke, die dem Großvater des Herzogs von den Autoren gewidmet waren. Daneben lag ein Rauch- und ein Arbeitszimmer und rechts von diesem die sogenannte Amtsstube, in der Paul seine Pächter, Administratoren, Beamten und die Bittsteller zu empfangen pflegte. Die Wände waren völlig in Eiche getäfelt; dahinter lagen Aktenschränke. Die Mitte einer Querwand nahm ein in die Mauer gelassener eiserner Tresor ein.

Paul öffnete ihn und fand auch sofort das Gesuchte: ein verschnürtes und versiegeltes Paket.

„Legen Sie es in Ihren Koffer und öffnen Sie es erst unterwegs," sagte er. „Auf der ersten Station. Da habe ich wenigstens die Gewißheit, daß Sie meiner gedenken müssen."

Sie gab ihm die Hand. „Ich danke Ihnen herzlich," entgegnete sie. „Was unter der Hülle steckt, weiß ich zwar nicht; aber d a s weiß ich, daß es mir Freude machen wird. Adieu, Paul — und vergessen Sie auch mich nicht."

Im Klang ihrer Stimme lag ein leiser Lockreiz, den Paul kannte. Dies Süß-Schmeichlerische war seine Gefahr gewesen. Er fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen trat. Ein Zucken ging durch sein Herz.

„Ich Sie vergessen, Victoire," sagte er, — „lieber Gott, ich bin nicht maßvollen Geistes genug, um nach Gefallen Herr über mein Empfinden zu werden . . ." Sein Blick senkte sich in den ihren; er versuchte, sich in ihren Gedankenkreis zu versetzen und dem Span-

nungsreiz auf die Spur zu kommen, den er in ihrem Auge las . . . „Victoire, ich leide sehr. Sie haben tausendmal recht, wenn Sie mir Leichtsinn vorwerfen — frevelhaften Leichtsinn, es sei so . . . ich dulde dafür. Sie haben mir viel Bitteres gesagt — aber verurteilen können Sie mich nicht. Das können Sie nicht. Oder Sie müßten meine unglückselige Liebe eine — eine Quelle des Bösen nennen."

„Leben Sie wohl," antwortete sie mit versagender Stimme.

Er faßte wieder ihre Hand. Er zitterte; das sah und spürte sie. Aber ihr wurde nicht bang zumute. Der Kampf, den sie seit langem mit sich selbst kämpfte, hatte sie unablässig aus einer Stimmung in die andre geworfen. Sie war die innere Spaltung nicht losgeworden. Sie hatte geglaubt, diesen Mann hassen zu müssen, der sie mit unersättlicher Gier verfolgte und dem sie nur entronnen war, weil in dem kleinen Rest ihrer seelischen Tüchtigkeit die Klugheit rebellierte gegen das Grenzenlose, das einem törichten Ergeben folgen konnte. Heute aber, in diesem Augenblick, war ihr klar, daß ihr Haß leidenschaftliche Liebe gewesen war; und es war seltsam, das Schmerzgefühl bändigte ihren Aufruhr und gab ihr Ruhe. Nun kam ja die Scheidung für immer.

„Leb wohl, Victoire," sagte er. „Es kann lange dauern, ehe wir uns wiedersehen — und wenn . . . die Verhältnisse sind andre geworden. Du wirst Dein Glück finden. Ich bin nicht neidisch darauf; ich gönne es Dir — ich wünsche es Dir. Ich bitte nur: denkst Du einmal an mich zurück, tue es ohne Groll, ohne

Bitterkeit. Trag' mir nicht nach, daß ich das verdammte Herz nicht in Zucht halten konnte. Leb' wohl!"

Sie machte eine Bewegung, vielleicht nur eine unbewußte, einem zuckenden Nerv folgende. Sie wußte, daß sie gehen wollte. Aber ihre Sohlen wurzelten fest am Boden. Ihr Geist drängte zu schleuniger Flucht; eine stärkere Gegenkraft hielt sie zurück. Und dann schlug sie die gesenkten Lider zu ihm auf, und die Blicke trafen sich mit einem allmächtigen Antrieb. Da lag sie an seiner Brust und küßte ihn unter dem bräutlichen Schleier . . .

Nun schritten sie ruhig wieder durch die Zimmer nach der äußeren Galerie. Sie lächelte; ihr Gewissen regte sich nicht. Aber ihr Verstand sprach und umdeutete die Moral. Dieser heiße Sündenkuß war der Schlußpunkt eines Lebens in verketteten Engen gewesen. Nun kam ein fröhlicheres Aufblicken in eine neue Freiheit. Dieser letzte Kuß bedeutete auch eine Erlösung von innerer Abhängigkeit. Immer würde ein Teufel an ihr gezerrt haben, wenn sie sich nicht bewußt gewesen wäre, in Liebe von ihm geschieden zu sein. Nun war es geschehen, und nun gingen sie auseinander: zwei vernünftige Leute, die sich darüber klar waren, daß sie sich niemals besitzen konnten. Nein — niemals . .

Die Gräfin Saint Marsault wartete schon auf ihre Tochter. Sie wollte beim Umkleiden zugegen sein. Friedrich strich eilfertig an ihr vorüber und raunte ihr zu: „Jetzt wird es Zeit, Vicky. Verabschiedung in der kleinen Halle neben Deinem Zimmer. Dann entwischen wir über eine der Hintertreppen . . ."

Paul stand schon wieder im Kreise der Präfekten, die er für seine Pläne brauchte. „Also über die Eisenbahnfrage sind wir einig, Herr von Frémont,“ sagte er. „Nur unter der Bedingung, daß die vorgeschlagene Trasse eingehalten wird.“

„Die Regierung kann froh sein, wenn Sie keine Ersatzansprüche für das gegebene Land erheben,“ erwiderte der Gefragte, während Graf Dalmas mit gespitzten Fingern irgend etwas von der Schulter Pauls herabnahm.

„Eine Orangenblüte,“ sagte er dabei mit seinem feinen sarkastischen Lächeln; „Du wirst Victoire gestreift haben. Eine bräutliche Blüte. Das bringt Glück . . .“

Draußen hatten Sturm und Regen sich gelegt, aber der Abend war unfreundlich geblieben. Außer dem jungen Paar wollten nur noch wenige den letzten Zug nach Paris benutzen. Die Wagen für diese Herrschaften hielten an der Zugbrücke, während die Berline, die das junge Paar nach dem Bahnhof bringen sollte, im mittleren Burghof wartete. Hier waren Altenbühl und Suzanne, die Zofe Victoires, noch mit der Ordnung des Gepäcks beschäftigt. Auf allen Höfen, vor den Toren und auf den Türmen loderten Pechflammen: festliche Wahrzeichen in der Dunkelheit der Nacht.

Die Eile, die schließlich notwendig wurde, kürzte den Abschied ab. Die Gräfin Saint Marsault zerfloß in Tränen und jammerte beständig. Herzogin Marie-Anna fand die „Nölerei“ gräßlich und blieb doppelt fest. Sie drängte zum Aufbruch. „Kinder, nu macht,“

sagte sie. „Adjö, Herzensjunge — adjö, meine liebe kleine Victoire — Glück und Segen auf Euern Weg . ."

Der Marquis fand rasch noch einige seiner philosophischen Wendungen. Er predigte in die Luft. Victoire ließ sich abküssen, schaute dabei unruhig umher und fragte nach Paul. Es war nicht recht, daß er bei der Verabschiedung fehlte.

Aber er wartete neben dem Wagen: barhäuptig, einen Mantel um die Schultern gehängt. Wortlos drückte er Victoire die Hände. Dann schlug er Friedrich burschikos auf die Schulter. „Alles Gute," sagte er, „und auf Wiedersehn!"

Die Pferde zogen an. Victoire schaute noch einmal aus dem Fenster. „Auf Wiedersehn," rief auch sie ihm zu. Ihre Stimme zitterte.

Friedrich lachte fröhlich auf. „Kleinchen, nun bist auch Du gerührt," sagte er. „Schadet nichts. Man soll seinen Stimmungen nachgeben. Aber keine Tränen, Vicky. Wir fahren ja dem Glück entgegen . . ."

Hinter der Berline rasselte ein Einspänner mit Altenbühl und der Zofe; der Gepäckwagen folgte. Als es über die Zugbrücke ging, bliesen auf der Höhe des Donjon die Hörner der Jäger eine Abschiedsfanfare.

Da begann Victoire leise zu schluchzen. —

Die Gesellschaft hatte von dem Aufbruch kaum etwas gemerkt. Herzogin Marie-Anna wollte sich nur noch von dem Fürsten Pückler verabschieden und sich dann zur Ruhe begeben: sie fühlte sich müde und kämpfte mit einer Migräne. Sie fand den alten Herrn ganz allein in der kleinen Bibliothek neben dem Arbeitszimmer Pauls. Dort saß er, vor sich ein kleines

Glas Likör, und blätterte in einem Buche, erhob sich aber sofort bei dem Eintritt der Herzogin.

„Sie sehen, daß ich mich zurückgezogen habe, liebe Freundin,“ sagte er. „Es sollten eigentlich nur fünf Minuten des Ausspannens sein, aber da fingerte mir der Zufall dies Buch in die Hand und ich schmökerte mich fest.“

„Ist es so interessant?“

„Ah ja — immerhin. Aber vor allem: es ist niederträchtig. Kennen Sie es nicht?“

Er schlug den Titel auf: „Cheveley, or the man of honour.“

Marie-Anna schüttelte den Kopf. „Sogar der Titel ist mir unbekannt. Wer ist der Verfasser?“

„Eine Verfasserin, mit der ich häufig zusammen war — und auch mit dem, auf den das Pamphlet gemünzt ist. Es ist nämlich ein Pamphlet in Romanform, und sein Autor Lady Rosina Bulwer, die geschiedene Gattin Lord Lyttons. In ‚Cheveley‘ macht sie ihrem Herzen Luft und häuft die bittersten Angriffe auf Bulwer. Dabei war die kleine Irländerin eine reizende Frau. Ich habe ihrer Hochzeit beigewohnt — das muß 1827 gewesen sein — war es sogar bestimmt: ich entsinne mich, ich war damals grade nach London gekommen.“

Die Herzogin setzte sich an den Tisch, über den eine grün beschirmte große Lampe einen kreisrunden Lichtschein warf.

„Wenn ich abergläubisch wäre,“ sagte sie, „würde ich ein schlechtes Omen darin sehen, daß Sie das Rachebuch einer geschiedenen Frau grade am Hochzeitstage meines Sohnes aufgestöbert haben. Aber ich glaube

nicht an geheimnisvolle Zusammenhänge — und Victoire ist keine Lady Bulwer."

Pückler nippte an dem Chartreuselikör. „Gewiß nicht," antwortete er, „und auch mit Ihrem Widerstand gegen unklare Gewalten haben Sie sicher recht. Aber etwas Merkwürdiges ist doch dabei. Ich wurde stutzig, als ich Victoire zum ersten Male sah, und grübelte darüber nach, an wen sie mich erinnerte. In dem Augenblick, da ich dies Buch in die Hand bekam, wußte ich es: sie ähnelt Rosina Bulwer — in ihrer Erscheinung sowohl wie in ihrem Sichgeben, ihrer Sprache und dem Blick ihrer Augen — notabene der Lady Bulwer vor fünfunddreißig Jahren. Ich weiß gar nicht einmal, ob sie heute noch lebt."

„Sie werden mich doch noch abergläubisch machen, Pückler. Vorläufig wehre ich mich. War denn die Ehe Bulwers so unglücklich?"

„Ja, sie war es. Wer die Schuld trug, weiß ich nicht. Sein Fehler war jedenfalls, daß er nicht der Mann darnach war, den Launen seiner Frau zu trotzen. Und nun will ich Ihnen etwas sagen, liebste Herzogin: ich sah in den Zauberaugen der kleinen Victoire ähnliche kapriziöse Lichter wie in denen der Frau Rosina. Ich habe Victoire gut beobachten können, habe mich auch lange mit ihr unterhalten. Sie ist ganz mein Geschmack: ein entzückendes Wesen, voll Charme und Klugheit, von feiner Anmut und einer gewissen Sinnfreudigkeit, wie sie uns Männer reizt. Aber sie steckt auch voller Widersprüche und Gegensätze. Und da den richtigen Ausgleich zu schaffen, wird Sache ihres Mannes sein."

„Sie sind ein guter Beobachter. Ich beurteile Victoire ähnlich. Sie hat wohl zuweilen ihre Launen und läßt sich von Affekten beherrschen. Dafür ist Friedrich eine ruhige, klare, ich meine sogar, etwas herbe Natur."

„Das ist er, und es ist gut so. Leider pflegt bei uns alle Summierung der Energie der Frau gegenüber flöten zu gehen, wenn wir verliebt sind. So war es bei Bulwer — und da kam das Elend nach . . ." Er küßte die Hand der Herzogin . . . „Sie haben ganz erschreckte Augen bekommen, Marie-Anna," fuhr er fort. „Ich glaube, ich ängstige Sie. Um Gottes willen, mir liegt nichts ferner. Sie sollen einmal sehen, wie glücklich die Ehe Ihres Friedrich verläuft, wenn er . . . also nun ja, wenn er an seiner Persönlichkeit festhält. Wenn er in seiner Liebe den Mann nicht untergehen läßt. Autonomie ist keine Tyrannei. Die Stärke des Unglücks in den meisten verfahrenen Ehen liegt in der Schwäche des Mannes. Darnach der Mann ist, ist auch seine Kraft, sagt ein gutes Bibelwort. Ich füge hinzu: darnach der Mann ist, wird auch seine Frau. Nun will ich mein Bettlein suchen gehen. Schlafen Sie wohl, liebe Freundin . . ."

X.

Die Wochen, die nun folgten, waren die glücklichsten im Leben des Fürsten Friedrich. Das junge Paar war zunächst nach Nizza gereist, das vor kurzem zum viertenmal mit Frankreich vereinigt worden war,

die italienische Physiognomie aber noch nicht abgestreift hatte. Friedrich mietete eine neuerbaute Villa auf dem Plateau von Cimiez, und hier verträumten die beiden, zunächst in tiefster Zurückgezogenheit, köstliche Flitterwochen. Um keine Bekannte anzulocken, die um diese Jahreszeit schon viel an den Küsten des Mittelmeeres umherschwärmten, hatte er das Inkognito eines Barons von Eltringen angenommen, nach einem Beinamen seines Großvaters mütterlicherseits, den er selbst sonst nicht mehr zu führen pflegte. Auch Victoire paßte die Einsamkeit. Nach der Lebhaftigkeit der letzten Monate fühlte sie ein ausgesprochenes Ruhebedürfnis; es war zudem ein Idyll, dessen ästhetische Reize ihr zusagten: ein Schwelgen in der Natur, ein wonniges Sichgehenlassen, eine bequeme Hingebung des Lebens, weitab von allem Stürmischen, von allen Erregungen und aller Unvernunft des Daseins.

In dieser stillen Zeit mit ihrer feinen Fröhlichkeit und dem lässigen Ausgenießen stimmungsvoller Ruhe schien in Victoire eine Wandlung vorzugehen, die nur sie selber spürte. Sie war zu klug, um sich in der Erkenntnis ihres Ich logischer Denkhandlung zu verschließen. Im Gegenteil: sie war gegen sich selbst von harter Offenherzigkeit und kannte keine falsche Schätzung. Sie gab sich ohne weiteres zu, daß sie ihren Mann nur erobert hatte, um vor ihrer Leidenschaft für den Herzog Paul in einen ruhigen Hafen zu flüchten. Und nun versuchte sie auch, diesen glatten Hafen, der ihr gefiel, nicht wieder zu verlieren; versuchte eine Stählung des Herzens, um in einer behaglichen Atmosphäre äußeren Glückes das innere zurück-

zufinden. Das alles geschah aus instinktivem Egoismus, durchaus uneingeschüchtert durch die Feindseligkeit des Schicksals, das ihr den geliebten Mann nicht gönnte: in dem klaren Gefühlszustande, daß sie Herrin ihres Leids werden müßte, um den neuen Aufbau ihres Lebens nicht wieder zum Einsturz zu bringen.

Auf ihre Art begann sie auch Friedrich lieb zu gewinnen. Er war ihr von Anbeginn kein Gleichgültiger gewesen, und wenn auch der Einfall eines Moments, in dem Ueberlegung und unkluge Rachsucht sich mischten, auf ihn ihre Wahl gelenkt hatte: seine ganze Art hatte ihr doch gleich gut gefallen. Er war ein hübscher Mann: ohne das sinnlich Einschmeichelnde Pauls und seine weichen Gefühlsseiten, aber doch ritterlich und von sympathischem Wesen. Er war auch kein tiefer Geist und besaß vor allem nicht den Esprit einer gefälligen Unterhaltung, die witzig, boshaft und harmlos sein kann, aber immer amüsant ist: ein Kunststück, das die gesellschaftlichen Talente des Kaiserreichs zu wahrer Meisterschaft erhoben hatten. Immerhin hatte er einen guten Bildungsgang genossen, Interesse für geistiges Leben und neben praktischem Blick auch die Gabe raschen Erfassens. So fühlte Victoire an seiner Seite bald ein großes Wohlsein, das Behagen der Gleichstimmigkeit, das auch ihre Psyche beeinflußte und sie mit einer gewissen ruhigen Sicherheit erfüllte. Er aber war glückselig. Diese Tage von Cimiez waren eine wesenbewegende Wendung für ihn, denn in aller Bindung seiner Liebe wuchs das Empfinden freier Größe, daß er der Weisung seines Herzens gefolgt war und nicht dem Wunsche seines Verstandes.

Vom ersten Augenblick des Alleinseins ab hatte man die französische Sprache aufgegeben und bediente sich nur noch des Deutschen. Das war Victoire nicht unlieb; es schmeichelte ihrem Ehrgeiz, als Fürstin Estedt die Sprache des Landes, dem sie nun angehören sollte, völlig beherrschen zu können. Daß ihre französischen Sympathien die alten geblieben waren, fand Friedrich nur begreiflich; im übrigen teilte er sie. Und so war er denn auch einverstanden, als Victoire ihm eines Tages den Vorschlag machte, die neuen französischen Landesteile am Mittelmeere zu besichtigen, vor allem Roccabrunna und Mentone, die der Fürst von Monaco erst kürzlich an Frankreich verkauft hatte.

Damit war freilich auch das Glück der Ruhe dahin. In Mentone traf man die ersten Bekannten: Freunde aus Paris und den dicken Amtsrat Kiekebusch auf Kupferhammer in Schlesien, der die Gelegenheit der Hochzeit in Vezin wahrgenommen hatte, um noch ein Stückchen weiter südwärts zu ziehen und sich Seeluft um die Nase wehen zu lassen. Mit Kiekebusch soupierte man zusammen in dem neu erbauten Kurhotel, und das war für Victoire insofern interessant, als sie zum ersten Male einen der schlesischen Gutsnachbarn näher kennen lernte.

Aber er gefiel ihr nicht sonderlich. Aeußerlich fand sie den dicken Mann gräßlich, der immer den Bauch vorschob und dabei mit den Knien einknickte; den Namen konnte sie anfänglich kaum aussprechen, und obwohl er sehr höflich und zuvorkommend war, fand sie auch sein Sichgeben plump und unangenehm.

Kiekebusch erzählte manches Politische, was Friedrich, der sich in der Weltabgeschiedenheit von Cimiez auch wenig um die Zeitungen gekümmert hatte, neu war.

„Daß wir", sagte er, „wegen des lausigen — tausendmal Pardon, gnädigste Fürstin — wegen Kurhessens beinahe Krieg bekommen hätten, wissen Durchlaucht. Die Stänkereien in Wien haben infolge unsrer energischen Haltung wenigstens aufgehört. Das ist eine Gesellschaft da unten, der man doch mal gehörig auf den Kopf spucken muß. Geben Sie acht, Durchlaucht, eh' wir uns nicht mit Oesterreich auf dem Schlachtfelde auseinandersetzen, eh' werden wir nicht zur Ruhe kommen."

„Soll es Krieg geben?" fragte Victoire. „Ach du lieber Gott, Friedrich — da müßtest Du ja mit!"

„Da müssen wir alle mit, Durchlaucht," entgegnete der Amtsrat eifrig, „und es würde auch gar nichts schaden, wenn wir mal wieder vom Leder ziehen könnten. Ei Donnerwetter, nein, das würde nichts schaden! Aber erst müßten wir ein anderes Auswärtiges Amt an der Spitze haben und dann andere Kerle im Landtag. Am 6. Mai finden die neuen Wahlen statt — passen Sie bloß uff, Durchlaucht, was da wieder herauskommen wird."

„Es ist mir nicht zweifelhaft. Die Linke wird glänzend siegen. Wer ist daran schuld? Zum großen Teile die Regierung. Das Ministerium Auerswald-Schwerin hat man fallen lassen, aber ich sehe keine Hoffnung, daß es besser wird, wenn man den radikalen

Tendenzen des neuen Abgeordnetenhauses Leute wie Mühler und Itzenplitz gegenüberstellt."

„Na ja." Kiekebusch wiegte den dicken, kahlgeschorenen Kopf hin und her. „Durchlaucht entschuldigen, aber ich weiß ja, daß Sie so ein wenig zum Justemilieu neigen —"

„Das gebe ich ohne weiteres zu. Man könnte der Linken mancherlei Zugeständnisse machen, anstatt den Konflikt zu verschärfen. Zum Beispiel in der Frage der zweijährigen Dienstzeit. Warum nicht? Andrerseits halte auch ich an dem Plane einer Heeresreform fest; da stehe ich durchaus auf Roons Seite . . ."

Sie sprachen noch weiter über die Fragen der Zeit: der dicke Kiekebusch sehr lebhaft seinen konservativen Standpunkt betonend, Friedrich gemäßigter und mehr im Sinne der Mittelparteien. Victoire hörte schweigend zu, unter heimlicher Beobachtung des Amtsrats, dessen burschikose Dialektwendungen sie zuweilen nur halb verstand, und der jedesmal, wenn er sein Glas leerte, Prosit sagte, was sie sehr wunderlich fand. Er trank übrigens stark: auch das fiel ihr auf.

Plötzlich schnippte er mit den Fingern und sagte: „Apropos, Pourtalès soll ja krank sein und sich mit Rückzugsgedanken tragen. Wissen Sie Näheres, Durchlaucht?"

Friedrich hatte davon gehört. Ein Freund von der preußischen Gesandtschaft hatte es ihm geschrieben und hinzugefügt, Herr von Bismarck-Schönhausen, der Gesandte Preußens in St. Petersburg, werde wohl nach Paris berufen werden; wenigstens habe man schon unter der Hand anfragen lassen, ob er genehm sei.

„Schade," meinte Kiekebusch, „dieser Bismarck steht mir noch in guter Erinnerung — den könnten wir in der inneren Politik brauchen."

„Dann würde der Widerstand der Linken noch heftiger werden," entgegnete Friedrich. „Vergessen Sie nicht, wie er die Olmützer Politik verteidigt und den Liberalen gedroht hat, das stolze Roß Borussia werde die parlamentarischen Sonntagsreiter in den Sand setzen. Ein Mann wie Bismarck kann den Konflikt nur auf die Spitze treiben."

Kiekebusch gab es zu, hielt es aber für praktisch, wenn die Situation geklärt würde. Die Krone müßte ihr Recht behalten; eine rein parlamentarische Regierung taste an ihrer Selbständigkeit. Und dann brach er plötzlich das Thema ab, neigte sein Glas vor Victoire und sagte: „Ich erlaube mir untertänigst, gnädigste Durchlaucht. Nun wollen wir auch die Politik quittieren. Wir langweilen Sie — und wenn Durchlaucht erst in Estedt residieren, werden Sie noch genug davon hören . . ."

Auf der Heimfahrt nach Nizza fragte Victoire nach dem Amtsrat. „Er ist doch bürgerlich," sagte sie, „wie kommt es, daß Du so intim mit ihm stehst? Ich denke, bei Euch herrscht noch ein strengerer Kastengeist als bei uns."

„Vereinzelt ja. Aber ich selbst . . . Du hörtest ja aus seinem eigenen Munde, daß ich so ein bißchen als Halbliberaler verschrien bin. Es tut mir auch wirklich nicht weh, daß er bloß Kiekebusch heißt. Zudem ist er mein nächster Nachbar und hat eine wundervolle Jagd."

„Eigentlich ist er fürchterlich," entgegnete Victoire. „Dicke Männer habe ich nie leiden können. Warum trinkt er so viel? Wenn er das Glas in die Hand nimmt, ist es auch schon wieder leer."

„Deutsche Unsitte, Vicky."

„Ja, es ist nicht hübsch. Und dann ist mir noch eins aufgefallen. Bei uns in Frankreich gehört im allgemeinen der Adel zu den Konservativen, das Bürgertum zur liberalen Seite. Ist das bei Euch nicht der Fall? Oder bildet Herr Kiekebusch nur eine Ausnahme?"

„Ich müßte Dir einen längeren Vortrag halten, wollte ich Dir genau Auskunft geben. Der landangesessene Bürgerliche schlägt sich seit einiger Zeit zur Junkerpartei, besonders wenn er Reserveoffizier ist. Und dann pflegt er auch gleich feudaler zu sein als der Hochtory."

„Und was spielt die Kirche für eine Rolle?"

„Die katholische eine nicht unbedeutende; ihr Führer heißt Reichensperger. Die evangelische hält sich im politischen Streite zurück."

Victoire dankte. Sie war sehr wißbegierig und konnte mit Friedrich stundenlang über die Verhältnisse in Deutschland plaudern. Was sie in Erstaunen setzte, war der fast heilige Respekt vor der Person des Königs; mit Napoleon sprang man anders um, nannte ihn vielfach bei seinem Spitznamen Badinguet und zog ihn gern ins Lächerliche. —

Um die Mitte April brach man in Cimiez auf und reiste nordwärts, verweilte noch etwas an den italienischen Seen und nahm die letzte größere Station in

Baden-Baden, wo man wieder mit allerhand Bekannten zusammentraf und wo Victoire im Spielsaale ein paar hundert Taler gewann, die sie als Basis für eine Armenkasse anlegen wollte. Dann fuhren die beiden nach Berlin und stiegen vorläufig im Hotel de Rome ab. Friedrich wollte nur ein paar Tage bleiben; Lotzki, sein Sekretär, war ihm mit einem ganzen Koffer voller Papiere entgegengefahren, und nun drängte es den Fürsten nach Hause.

Die preußische Hauptstadt in ihrer Frühlingsfrische gefiel Victoire besser, als sie geglaubt hatte. Natürlich ließ sich Berlin nicht vergleichen mit Paris, aber es war doch eine hübsch gebaute, saubere Stadt, in der man schon leben konnte. Reizend fand sie das kleine Palais Estedt Unter den Linden und wäre am liebsten gleich dorthin übergesiedelt; aber die nötige Dienerschaft fehlte noch. Im allgemeinen hielt sich Friedrich ziemlich zurück, machte auch keine Besuche, fuhr mit Victoire aber viel spazieren, um ihr die Stadt und die Umgebung zu zeigen, führte sie einige Male in das Theater und an einem Nachmittage auch in ein Volkskonzert im Etablissement Hofjäger, was ihr viel Spaß machte. Die biertrinkenden Leute an den Tischen belustigten sie, vor allem aber die riesigen Kaffeekannen, die wie Opfergefäße inmitten dicht gedrängter Familienkreise thronten und denen man ebenso fleißig zusprach wie dem Biere. Natürlich wollte Victoire auch einmal echtes Berliner Weißbier trinken. Es schmeckte ihr aber nicht; das Bayrische, das es öfters bei ihrer Schwiegermutter in Paris gab, war besser.

Da das „Fremden- und Anzeige-Blatt", der offizielle Moniteur Berlins, die Ankunft des Fürsten Estedt und seiner Gattin gemeldet hatte, so wurden für sie bald zahlreiche Visitenkarten im Hotel abgegeben. Sie ließen sich gewöhnlich verleugnen; nur einen einzigen Bekannten empfing Friedrich: den Grafen Bernstorff, der auf seiner Karte notiert hatte, daß er im Auftrage des Ministerpräsidenten Fürsten Hohenlohe käme. Es war eine fast einstündige Unterredung, über die Friedrich seiner Gattin getreulich berichtete.

„Was würdest Du sagen, Vicky," begann er, „wenn wir wieder die Koffer packen und nach Paris zurückkehren würden — diesmal aber vielleicht auf ein paar Jahre?"

Victoire war erstaunt. „Das ist doch nur Scherz," meinte sie.

„Aber nein: völliger Ernst. Bloß denke ich nicht daran. Der Minister Bernstorff, der mir immer besonders wohlwollte, war hier, um mich breit zu schlagen. Die Sache liegt nämlich so: Herr von Bismarck, unser neuer Gesandter in Paris, den ich übrigens auch persönlich kenne, wünscht den Posten eines militärischen Attachés einzurichten. Und da hat man höhererseits an mich gedacht. Ich werde noch à la suite der Gardedukorps geführt, brauchte also nur wieder in den Koller zu schlüpfen, und der Attaché wäre fertig."

Jetzt wurde Victoire nachdenklich.

„Du hast abgelehnt?" fragte sie.

„Aber energisch. Paris lockt mich gar nicht, außerdem habe ich in Estedt alle Hände voll zu tun. Hättest Du mir anders geraten?“

Sie überlegte einen Augenblick. „Herrgott, Friedrich,“ sagte sie dann, „sieh, Paris ist meine Heimat. Es ist natürlich, daß ich mich freuen würde, wenn Du da in diplomatischer Stellung wirken könntest. Aber — andrerseits versteh' ich vollkommen, wenn Du davon nichts wissen willst. Und auch ich selber möchte erst einmal in Deutschland warm und in Estedt sässig werden. Das ist mein Gegenwunsch, und wohl der kräftigere. Wir gehen also konform. Nur hättest Du Dir für alle Fälle Ueberlegung erbitten sollen.“

„Es gab wirklich nichts zu überlegen, Bickychen.“

„Nun ja. Es ist ja auch gut so. Vielleicht tritt später einmal, ich meine, nach Jahren, ein ähnliches Anerbieten an Dich heran. Und dann — dann wollen wir wieder davon sprechen . . .“

Aber sie blieb trotz ihrer Zustimmung den Tag über einsilbig. Friedrich merkte, daß der Besuch des Grafen Bernstorff sie noch lange beschäftigte, und schwieg dazu. Er würde unglücklich gewesen sein, wenn er jetzt nach Paris gemußt hätte. Er freute sich wie ein Kind auf die Heimat.

Am nächsten Morgen reiste man weiter. Lotzki war schon vorangefahren, um alles zum Empfange vorzubereiten. Das Paar traf am Nachmittage in Liegnitz ein und hatte dann noch eine kleine Stunde auf einer erst kürzlich eröffneten Zweigbahn zurückzulegen: bis zur Station Estedt. Schon hier begannen die Feierlichkeiten. Das Stationsgebäude war mit

Girlanden geschmückt, und im Augenblick der Einfahrt erhob ein Männergesangverein seine Stimmen. Das klang so schön, daß Victoire von großer Weichheit ergriffen wurde. Aber dann erschollen scharfe Kommandos. Die Kriegervereine marschierten auf, es wurde präsentiert, die Fahnen senkten sich. Ein großer Mann hielt mit donnerndem Organ eine Rede, schwenkte hierauf den rechten Arm und brachte ein Hoch aus, in das der ganze Bahnhof einzustimmen schien. Mein Gott, nahmen denn die Vereine kein Ende! Weit über den Perron hinaus dehnte die Menschenfront sich aus. Friedrich hatte Victoire am Arm, und beide schritten die Linie hinab. Das war der Verein Eintracht, das der Schützenverein, das der Landwirtschaftliche, das eine Deputation des Vaterländischen Frauenvereins Sektion Estedt. Von Zeit zu Zeit blieb Friedrich stehen, gab dem und jenem die Hand, sagte ein paar freundliche Worte und schritt wieder weiter. Victoire lächelte liebenswürdig; es war das einzige, was sie tun konnte. Zuletzt gratulierte noch der Bahnhofsvorsteher im Namen des gesamten Personals.

Nun konnte man an die Wagen gehen. Ein à la Daumont bespannter Landauer wartete auf das fürstliche Paar. Friedrich kannte die Gäule nicht und befragte den Kutscher: das Gespann war das Hochzeitsgeschenk des Grafen Seehausen. Lotzki hatte namens des Bürgermeisters gebeten, nicht den näheren Weg nach dem Schlosse zu wählen, sondern durch das Städtchen zu fahren, und das geschah denn auch. Die Kastanienallee dorthin war rechts und links mit festlich gekleideten Menschen besetzt; man winkte, schwenkte

Hüte und Mützen, schrie Hurra und Hoch. Von Baum zu Baum zogen sich Girlanden aus Frühlingsgrün, und damit auch der kleine Geschmack zurecht kommen sollte, hatte man an der ersten Girlande ein rundes rotes Pappschild befestigt, auf dem in Golddruck das Wort „Willkommen" stand. Unweit des Stadttors, das noch aus dem sechzehnten Jahrhundert stammte, wurde es aber erst wahrhaft schön. Da hatte man eine hohe Ehrenpforte aus weißen Papierrosen errichtet und darüber schwankte abermals eine farbige Papptafel mit der Inschrift: „Gott segne unser fürstliches Paar" und einem sehr dicken Ausrufungszeichen dahinter. Alle Häuser waren mit Girlanden geschmückt, alle Schaufenster waren dekoriert.

Auf dem Marktplatz mußte man wieder eine Rede anhören. Da hatten sich die Stadtverordneten postiert: würdige, gut rasierte Männer in langen schwarzen Röcken und seltsamen Zylinderhüten. An der Spitze stand der Bürgermeister und sprach sehr laut und deutlich, mit etwas schiefem Munde, wie es seine Gewohnheit war, jedoch in gewählten Perioden und mit rechter Betonung. Dann kamen die Pfarrer an die Reihe, der katholische und der evangelische, der eine sehr dick und der andre äußerst hager, und hierauf erschien Fräulein Ludmilla, die Tochter des Bürgermeisters, und überreichte der Fürstin ein großes Bukett und sagte dazu ein kleines Gedicht auf, während sie feuerrot wurde und ihr vor Angst die Tränen in die Augen schossen. Nun mußte Victoire antworten; sie fühlte das, reichte dem Mädchen die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen sehr, liebes Fräulein — und danke Ihnen

allen — und ich hoffe, daß ich mich glücklich unter Ihnen fühlen werde . . ."

Die Freude war allgemein und groß, als man diese hübsche junge Pariserin so glatt und fließend Deutsch sprechen hörte, und wieder schwenkte man Hüte und Mützen und schrie Hurra und Hoch, indes der Wagen langsam weiter durch die engen Straßen fuhr. Es kam der zweite Torweg, schmal und von einer Wohnung mit winzigen Fenstern überbaut wie der erste und noch mit einem Mauerrest der alten Befestigung versehen, die ihn einst mit dem Schlosse verbunden hatte. Vor diesem Tore hatte die Schule Aufstellung genommen, und Altenbühls Schwiegersohn, der Kantor Rübsam, dirigierte, indem er mit den langen Armen in der Luft umherfuhr, und ein paar Dutzend liebe Kinderstimmen sangen ein Willkommslied.

Dann aber kam etwas Unerwartetes. Der junge Graf Bürgenstock, der in großer Freundschaft an Friedrich hing, hätte am liebsten die ganze Nachbarschaft auf Meilen in der Runde zu einer Begrüßung des fürstlichen Paares zusammengetrommelt. Da stieß er aber doch auf Widerstand. Man wollte sich nicht aufdrängen, wollte zunächst die Besuchstour der Fürstin abwarten, wollte sie erst kennen lernen, und namentlich die größern Magnaten erklärten kurzweg, daß so eine Art Huldigung durchaus nicht nach ihrem Sinne sei. Bürgenstock hatte sich also auf den Kreis der intimeren Freunde Friedrichs beschränken müssen, und die waren auch ohne weiteres dabei. Als der Wagen mit dem jungen Paare das zweite Stadttor passiert hatte und man auf der Anhöhe das stattliche Schloß vor

sich sah, sprengte eine Kavalkade mit lautem Hurra den Weg hinab: Herren und Damen in Reitdreß, aber jeder und jede an der linken Schulter eine Rosette mit flatternden Bändern in den Estedtschen Farben. Wieder mußte der Wagen halten. Bürgenstock schwang sich vom Pferde und trat an den Schlag. „Die Freunde des Hauses Estedt“, sagte er, „heißen die durchlauchtigste Fürstin willkommen.“ Dann brüllte er mit Stentorstimme: „Lotzki!“ Lotzki war schon in der Nähe und hinter ihm ein Diener. Sie präsentierten Victoire auf silbernen Tellern Brot und Salz, davon sollte sie essen. Bürgenstock, der ein phantastisches Gemüt und romantischen Neigungen zugänglich war, hatte sich das sehr hübsch gedacht, und es machte auch Eindruck auf Victoire, die sofort ahnte, daß es sich hier um die Auffrischung einer alten Sitte handelte. Friedrich aber rief in glücklicher Freude: „Bürgenstock, das hast Du famos gemacht! Tag, Wolters! Tag gnädigste Frau! Tag, lieber Amtsrat! Ah — Aline — Sie auch! . . .“ Jetzt strahlte sein Gesicht. Rasch erfolgte die Vorstellung. Die Hochzeitsgäste von Bezin waren Victoire schon bekannt; der dicke Kiekebusch war erst vorgestern heimgekehrt und hatte sich mit Begeisterung die bunte Rosette an die Schulter heften lassen. Herr von Wolters hatte seine junge Frau mitgebracht; dann waren noch Graf und Gräfin Schönlanck, Graf und Gräfin Nepallek und Herr und Frau von Thun-Bitzewitz dabei und selbstverständlich auch die Komteß Aline Seehausen.

Victoire hatte sich im Wagen erhoben und teilte Händedrücke aus. Sie fand das alles reizend und ihr

Gesicht spiegelte das Glück des Augenblicks wider. „S i e kenne ich schon lange, Komteß," sagte sie zu Aline; „mein Mann hat mir viel von Ihnen erzählt — so viel, daß ich mich herzlich darauf freue, Ihre Freundin werden zu können . . ." Und während sie nunmehr auch einige Dankworte an die übrigen richtete, hatte sie sofort das Erscheinungsbild Alines in sich aufgenommen und war enttäuscht. Was war an dem blonden Mädchen, das Friedrich so ungewöhnlich gefiel? Sie saß gut zu Pferde und hatte keine schlechte Figur; aber sie war zu groß und zu stark, sie war wie ein dralles Bauernmädel — weiß Gott, sie war eine echte Deutsche!

Friedrich lud die Herrschaften zu einer Erfrischung nach dem Schlosse. Aber Bürgenstock sagte im Namen aller dankend ab. Nein, heute wollte man die Herrschaften allein lassen. Man begleitete den Wagen noch bis zur Einfahrt und galoppierte dann zurück. Auch auf dem Schloßhofe gab es einen Empfang. Da standen die Beamten der Verwaltung und der Registratur, die Förster und Hüttenmeister und das gesamte Gesinde bis zum letzten Stallknecht und zum letzten Küchenmädchen. Jetzt hielt Lotzki seine Rede. Friedrich hatte nicht gezählt, wie viel Ansprachen er heute über sich hatte ergehen lassen müssen; aber das Dutzend mußte wohl voll sein. Auch Victoire atmete auf, als diese letzte Begrüßung vorüber war. „Zu viel des Guten," meinte Friedrich scherzend, „und, Vicky, merkst Du den Unterschied zwischen hier und den Feiern von Bezin? Drüben malerische Gruppierung, hier alles in Reih und Glied, drüben viel leuchtender Glanz, hier

Papierrosen und das unvermeidliche Pappschild mit ‚Willkommen', drüben ein künstlerisch gearteter Geschmack und hier —"

„Jedenfalls dasselbe gute Herz, und das ist die Hauptsache," fiel Victoire ein.

„Du hast recht, mein Schatz, und ich danke Dir für das liebe Wort. Was sagst Du zu Aline Seehausen?"

„Die erste Bekanntschaft war ja nur flüchtig. Ich finde sie hübsch, stolz und vornehm. Etwas unnahbar, aber das kann täuschen."

„Es täuscht." Das sprach man noch unten in der großen Halle, deren weißer Grund oberhalb der Täfelung fast verschwand unter einer Ueberfülle von Waffendekorationen und Jagdtrophäen. Da es zu dämmern begann, so brannten hier bereits die aus Rehgehörnen zusammengesetzten Kronen.

Friedrich wandte sich an Lotzki. „Ist das ganze Schloß schon erleuchtet?" fragte er.

„Nein, Euer Durchlaucht. Nur das kleine Speisezimmer. Wir dachten —"

„Gut, gut," fiel Friedrich ein. „Heut füg' ich mich allem. Also zuerst sollen wir dinieren, wenn ich Sie recht verstanden habe. Vicky, es hilft nichts: ich kann Dir erst nachher Dein neues Heim zeigen, wenn die frische Pracht der Gasbeleuchtung ihren Zauber strahlen läßt . . ."

Nun saßen sie zum erstenmal am eigenen Tische und speisten: in einem gemütlichen Zimmer, dessen eine Breitwand ein großes Schlachtengemälde einnahm.

„Es kommt noch fort,“ sagte Friedrich; „es gehört nicht in ein Speisezimmer. Ich wußte nur noch nicht, wohin damit.“

„Was stellt es dar? Das sind doch französische Uniformen?“

„Ja gewiß. Es ist eine Episode aus der Schlacht bei Großbeeren, in der Oudinots Armee geschlagen wurde. Der Husarenoffizier im Vordergrunde mit dem blanken Säbel in der Faust ist mein Großvater Estedt.“

Victoire betrachtete aufmerksam das Bild. „Es ist seltsam,“ sagte sie nach kleiner Pause, „wie das Leben mit uns spielt. Dein Großvater mütterlicherseits war ein Feind Deines Großvaters von väterlicher Seite — und ihre Kinder wurden glückliche Eheleute. Und ihre Enkel könnten sich abermals als Feinde gegenüberstehen, wenn die Entscheidung so fallen sollte — diesmal aber wären es Brüder.“

„Es wird uns hoffentlich erspart bleiben,“ entgegnete Friedrich ernst, „und wenn nicht . . . jeder von uns dient seiner Fahne. Ich möchte Dich übrigens auf eins aufmerksam machen, Vicky. Die alten Estedts waren passionierte Soldaten und liebten die Verherrlichung der Glorie ihrer Armee. Es sind noch manche Bilder im Schlosse, die preußische Siege über Franzosen zur Darstellung bringen: ein Weihrauchstreuen vor sich selbst, das in der Mode der Zeit lag. Ich würde es kleinlich gefunden haben, wenn ich die Bilder fortgebracht hätte. Aber wenn Du —“

Sie legte die Hand auf seinen Arm. „Gott bewahre,“ entgegnete sie rasch. „Ich bin in Deutschland. Wir Franzosen machen es nicht anders. Delacroix und

Ary Scheffer und ein halb Dutzend andre haben in Bezin den Ruhm Frankreichs an alle Wände gemalt . . . Du siehst, ich schaue auch dies Großbeeren-Bild ohne tiefere Bewegung an, obwohl — nun also: bei Großbeeren ist mein Großvater gefallen. Er war Oudinots Adjutant."

Friedrich küßte die Hand seiner Frau. „Verzeih," sagte er, „das wußte ich nicht. Das Bild bekommt morgen einen neuen Platz . . ."

Man sprach von zwanzigerlei anderem, während die Diener weiter servierten. Victoire war heiter und unbefangen und gab sich sichtlich Mühe, die brutale Zufälligkeit zu vergessen. Dennoch fehlte ihrer Stimmung die Freudigkeit — sie wußte selbst nicht warum, denn dem toten Großvater brachte sie kein Andenken entgegen; er war ihr innerlich ganz gleichgültig. Auch die Verherrlichung der preußischen Siege ließ sie kühl, und trotzdem schlich sich ein mürrisches Empfinden in ihr Herz, ein kalter Gegenstrom, der die Wärme der Aufnahme abdämpfte. Lag das doch an dem törichten Schlachtenbilde — oder woran sonst?

Erst gegen Ende der Tafel fand sie ihre Laune wieder. Sie lobte das Diner: der Pücklersche Koch machte sich gut. Es war alles nach ihrem Geschmack, und als der Ayala kam, wurde sie lustig. Sie knabberte an den Krachmandeln und wäre am liebsten noch lange am Tische geblieben. Aber Friedrich mahnte zum Aufstehen. Man wollte doch wenigstens noch einen Rundgang durch das erleuchtete Schloß unternehmen.

In der lässigen Faulheit, die das Behagen des guten Mahls in ihr hinterließ, entschloß sie sich schwer. Endlich erhob sie sich. „Nun los,“ sagte sie, „die Pflicht ruft.“

„Vorläufig bloß das Vergnügen,“ entgegnete Friedrich.

Er führte sie. Der Kastellan, der zugleich auch so eine Art Schloßintendant war, schritt voran und stieß die Türen auf. Die neue Gasanstalt konnte sich sehen lassen: die Zimmerenfiladen lagen in blendender Helle. Estedt war keine stilgerecht restaurierte Burg wie Bezin, aber es war immerhin ein stattliches Schloß mit zahlreichen Räumlichkeiten, großen Sälen und behaglich eingerichteten Familienstuben. Friedrich führte Victoire an diesem Abend nur durch eine Etage, ließ sie einen Blick in den großen Speise- und den Fechtsaal, in einige Repräsentationsräume, das Frühstücks- und Wohnzimmer werfen und geleitete sie dann eine Turmtreppe hinauf in ein kleines Oktogon, durch dessen Fenster man einen guten Ausblick auf die Umgebung hatte. Und da konnte Victoire denn hinabschauen auf die illuminierte Stadt und über einen Teil des Schlosses, der dank der neuen Gasanstalt gleichfalls mit Flammenlinien und feurigen Preußenadlern und symbolischen Sternen dekoriert worden war.

Hier oben in diesem kleinen Gemach, das eigentlich nur eine Art Rumpelkammer war, blieb Victoire geraume Zeit und ließ sich von Friedrich in der Helle der Mainacht zeigen, wo seine Nebenbesitzungen lagen: Prerow und Költschin und Görbersdorf und vor allem

Hövelriede mit dem neuen Jagdschlößchen. Und dann fragte sie plötzlich:

„Sage mal, Friedrich — und das alles ist das Fürstentum Estedt?“

„Es war früher Fürstentum und man nennt es auch noch so, weil es altes Kronlehn ist. Aber ich bin natürlich nicht regierender Fürst, wenigstens nicht im Sinne der Souveränität.“

„Merkwürdig.“

„Warum?“

„Weil die Leute so tun, als ob Du mindestens ihr König wärst — und ich die Frau Königin.“

„Das liegt daran,“ entgegnete Friedrich heiter, „weil wir hundertfältige gemeinsame Interessen haben und uns im allgemeinen immer recht gut vertragen. Es liegt wohl auch an der Tradition. Ueber die Stadt beispielsweise habe ich keinerlei Hoheitsrechte; aber dies ganze Städtchen ist doch nur dadurch entstanden, daß die Besitzer des Schlosses Handwerker und Kaufleute und schließlich Pfarrer und Magister heranzogen, die sich unten ansiedelten und in einem gewissen Dienstverhältnisse zu dem Schloßherrn standen. Das wirkt noch nach. Uebrigens gebe ich der Stadt auch heute noch eine ganze Menge zu verdienen; jedenfalls sind wir aufeinander angewiesen. Und schließlich: meinen eigenen Leuten bin ich schon aus Klugheit ein guter Herr, und da glaube ich wohl, daß sie mich gern haben.“

Victoire nickte. „Ich glaube es auch. Bei Deinem Bruder Paul ist ewiger Domestikenwechsel, und er behandelt die Leute auch nicht schlecht. Alle Augenblick

wirft er einen Diener hinaus, der ihn bestohlen und betrogen hat."

„Auch das ist erklärlich, Vicky. Paul ist der große Herr, der sich um gar nichts kümmert, und entdeckt er einmal eine Betrügerei, so ist es Zufall. Er schiert sich nur um das, was ihn persönlich interessiert. Ich fasse meine Pflichten schärfer auf. Aber das soll kein Selbstlob sein. Es liegt mir so. Und ich glaube, Dir auch."

„Ich weiß es nicht, Friedrich."

Er lachte. „Abwarten, mein Herzchen. Du bist nicht nur Fürstin dem Titel nach, bist auch Gutsherrin. Da kommen die Interessen von selbst. Und nun will ich Dich in Dein Heiligtum führen. Da steht auch ein Altar für mich . . ."

Sie gingen zurück, und er zeigte ihr die Schlafgemächer und ihr Boudoir. Und da schlug sie wie ein Kind die Hände zusammen und begann laut zu jubeln. O, war das entzückend! Wie fein abgestimmt in allen Farbentönen, wie luxuriös und doch auch wie gemütlich! Nichts fehlte, nichts — sogar ein kleiner Bücherschrank stand in einer Ecke, von oben bis unten mit nur französischer Literatur gefüllt: Klassikern, Romantikern und modernen Romanen, und alle in prächtigen Einbänden und ganz neu. „Hier ist es wundervoll!" rief sie begeistert; „so schön habe ich mir das nicht gedacht, Du Lieber, Guter Du!" — Sie fiel ihm um den Hals, und, sie umschlungen haltend, führte er sie weiter und ließ sie in ein großes helles Zimmer neben ihrem Schlafgemach schauen. Da wurde sie rot, denn ihr erster Blick war auf ein Kinderbettchen aus weißlackiertem Holz gefallen.

„Also auch daran hast Du gedacht?“ flüsterte sie.

„Versteht sich. Im Verein mit der Mama. Und wie gut, daß ich es tat — nicht wahr?“

Die Röte war noch nicht von ihren Wangen gewichen. Sie legte ihre Arme um seinen Hals und zog seinen Kopf zu sich herab. „Ich will Dir etwas ins Ohr sagen,“ raunte sie. Und dann wisperte sie weiter: „Vielleicht wird es ein Weihnachtsgeschenk . . .“

Da trat Altenbühl ein.

„Willst Du etwas?“ fragte Friedrich.

„Ja, Durchlaucht — Vergebung. Schwiebus sagt mir eben, daß eins der Reitpferde schwer erkrankt sei—“

„Ach herrjeh! Welches?“

„Der Hengist.“

Schwiebus war der Oberstallknecht, Hengist das Lieblingspferd Friedrichs.

„Ist schon zum Tierarzt geschickt worden?“ fragte der Fürst.

„Sofort, Durchlaucht; er kann jeden Augenblick da sein. Schwiebus sagt, es sei eine Kolik, meint aber, eine recht schwere.“

„Ich komme selbst in den Stall. Sorgt vorläufig dafür, daß sich der Gaul nicht wirft, und massiert ihn mit Strohwischen . . .“ Er wandte sich an Victoire . . . „Liebling, Du verzeihst mir. Es ist ein prächtiges Pferd. Nur auf ein paar Minuten . . .“

Er war schon aus der Tür.

Victoire blieb allein zurück. Sie vertrieb sich die Zeit damit, ihr Boudoir in allen Ecken und Winkeln kennen zu lernen. Es war wirklich ein unendlich lauschiger Raum, eine Symphonie in Moll. Sie setzte

sich an den kleinen Schreibtisch und schob die Fächer auf. Da lagen Briefpapier und Kuverts, in dem modernen zierlichen Format, elfenbeinweiß und mit ihrem Monogramm, über dem die Fürstenkrone an fliegenden Bändern schwebte. Friedrich hatte wahrhaftig für alles gesorgt. Sie stand wieder auf, betrachtete die Nippes und die Uhr auf dem Kaminsims, ging dann zum Fenster, schlug den Vorhang zurück und schaute hinaus. Dabei bemerkte sie erst jetzt, daß das vermeintliche Fenster eine Glastür war, die auf einen kleinen Balkon führte. Sie öffnete die Tür und trat ins Freie und sah unter sich den Schloßgarten, von dem aus ein breiter Fahrweg hangab in den Park führte. Der war im Mondlicht nur ein großes Wipfelmeer, und darüber hinaus schienen sich Wiesen zu erstrecken, über denen ein feiner silberiger Nebelschleier lag. Das Städtchen war von hier aus nicht sichtbar; kein Laut störte den Frieden der Nacht.

Es wehte kühl, und Victoire trat wieder in das Zimmer zurück. Nun ging sie in die Schlafgemächer, zwei nebeneinander; das war deutsche Sitte — und sie nickte. Sie waren in gleichem Geschmack eingerichtet, hoch, luftig und freundlich, der Betthimmel in hellen Farben, der Teppich lichtgrau mit eingewebten Rosenbuketts. Vor jedem Zimmer lag ein Ankleidegemach, in dessen Wände Schränke eingelassen waren. Einen dieser Schränke öffnete sie. Er enthielt, mit rosa Seidenbändern umschnürt, ihre Leibwäsche. Im Spind daneben hingen Schlafröcke und Matineen; das Frachtgepäck war längst eingetroffen, und unsichtbare Hände hatten alles sorgfältig geordnet. Es war schon

richtig: auf seine Domestiken konnte sich Friedrich verlassen.

Nun ging Victoire noch einmal in das Kinderzimmer. Auch hier war alles so eingerichtet, daß das Baby schon morgen losschreien konnte. Es fehlte nichts; nicht einmal der Wickeltisch und die Wage, und in den Schränken ruhte eine Fülle von Kinderwäsche, wie ihre eigene zu kleinen Paketen geordnet und rosafarbig umbändert. Victoire blieb mitten im Zimmer stehen. Sie wußte nicht, daß Herzogin Marie-Anna die ganze Einrichtung, wie sie stand und lag, aus Paris geschickt hatte. Und nun begann Victoire zu grübeln. Als sie vorhin den ersten Blick in dieses Gemach geworfen hatte, war sie gerührt gewesen. Jetzt wandelte sich ihre Stimmung. Sie fand es unzart, daß Friedrich schon ein Kinderzimmer hatte fertigstellen lassen. Es lag eine gewisse sinnfällige Mahnung darin, daß sie die Pflicht habe, Mutter zu werden. Und wenn sie noch nicht gewußt hätte, daß sie dem Mysterium entgegenging, würde die Wiege und das Kinderbettchen und das ganze Ringsum sie sicher heftig in ihrem Empfinden gestört haben. So vermeinte sie, und der Eindruck dieses Gedankens war im Augenblick von so großer Stärke, daß ihr Gesicht finster wurde. Sie hörte Stimmen in ihrem Innern, die sich überschrien. Wenn die Natur ihr nun überhaupt die Mutterschaft versagt hätte? Wäre da dies wohleingerichtete Kinderzimmer, das ihr bei ihrer Ankunft in Estedt präsentiert worden war, nicht zeitlebens eine Erinnerung des Schmerzes für sie geblieben?

Dann versuchte sie, gerechter zu urteilen. Natürlich hatte Friedrich es gut gemeint. Das war klar. Er meinte es immer gut. Aber er brachte immer auch sein eigenes Empfinden zur Geltung; er setzte seine Gesinnung in Handlung um, ohne Rücksicht auf sie. So war es bei dem Schlachtenbilde im Speisezimmer gewesen, so war es hier. Er stellte ihrer geistigen Individualität die Kraft seiner Persönlichkeit gegenüber; er umwarb sie rein äußerlich, aber warb nicht um ihre Seele.

Ein Blick in den Spiegel unterbrach die kapriziösen Sprünge ihrer Gedanken. Sie sah, daß sie noch im Reisekostüm war, und ging an den Klingelzug, um zu schellen. Dann schaute sie auf die Uhr. Mein Gott, es waren ja schon dreiviertel Stunden verflossen, seit ihr Mann fortgegangen war! Wo blieb er nur?

Suzanne trat ein. Victoire ließ sich auskleiden und einen Schlafrock reichen.

„Bist Du gut untergebracht worden?“ fragte sie.

„Ja, Durchlaucht, sehr gut. Ich habe ein hübsches Zimmer. Wenn ich nur erst ordentlich Deutsch könnte! Mit dem Lernen muß ich wieder von vorn anfangen. Die Mägde hier reden alle im Dialekt.“

„Und wie ist's mit dem Heimweh?“

„Es wird sich ja geben. Manchmal könnt' ich noch immer laut heulen. Wenn ich in der Nacht aufwache, weine ich jedesmal.“

„Du darfst auch nicht albern sein. Man muß sich zu beherrschen verstehen.“

„Durchlaucht, ich tu' es ja! Ich gebe mir alle Mühe. Aber Paris kann ich doch nicht vergessen.“

„Ich auch nicht. Brauchen wir auch nicht. Wir kommen schon wieder hin. Vorläufig ist es hier recht hübsch. Hast Du den Fürsten nicht gesehen?"

„Nein. Soll ich fragen —?"

„Laß es. Wo mögen denn die Pferdeställe liegen?"

„Ich weiß nicht."

„Ich möchte wohl . . . aber nein! . . . Packe die Handkoffer aus. Ich klingle, wenn ich zu Bett gehe . ."

Sie trat wieder in das Boudoir, nahm sich ein Buch vor und setzte sich unter die große Lampe. Aber sie umblätterte nur die Seiten und las nicht. Die Unruhe wuchs in ihr. Sie hörte draußen eine Turmglocke schlagen; zwischen jedem Schlage rasselte es. Sie begriff nicht, wo ihr Mann so lange blieb. Und plötzlich sprangen ihre Gedanken; sie fühlte einen Stich im Herzen: sie dachte an Paul. Er wäre in der Stunde der Ankunft von der Hochzeitsreise sicher nicht von ihr gegangen, und wenn zwanzig Pferde krank geworden wären. Aber Friedrich ließ sie allein — ein Gaul litt an Kolik . . . Das wußte sie ja schon: diese deutschen Reiteroffiziere hingen an ihren Pferden wie die Hunnen. Wenn zwei sich trafen, wurde von den Gäulen gesprochen . . .

Sie sprang auf und sah sich scheu um. Sie hatte hinter sich ein Knistern vernommen. Sie war sich bewußt, das Gefühl der Furcht nie gekannt zu haben. Aber jetzt wurde sie nervös. Es war eine merkwürdige Stille im Schlosse; es kam ihr vor, als sei sie mutterseelenallein in dem riesigen Hause. Sie schaute in ihr Schlafzimmer, ob Suzanne noch da sei. Das Mädchen war schon wieder fort. Nun wollte Victoire nach ihr

klingeln. Aber sie schämte sich vor dem heimlichen Angstgefühl, das sie ergriffen hatte.

Sie schritt auf und ab, sah zuweilen nach der Uhr, und unter dem Druck ihrer Stimmung wurde ihr Denken immer bitterer. Die Rücksichtslosigkeit Friedrichs empörte sie. Sie nahm sich fest vor, dagegen Verwahrung einzulegen. Sie überlegte, was sie ihm sagen wollte. Sie memorierte: ‚Friedrich, in Frankreich kommen zuerst die Frauen und dann die Pferde. Da sind wir für die Männer der Mittelpunkt der Welt. Ich verlange von Dir kein beständiges Kurmachen, aber ich verlange Feingefühl. Ich komme wildfremd in Dein Haus, und schon in der ersten Stunde läßt Du mich allein. Das hätte kein Franzose getan . . .‘ Und plötzlich schlug sie sich mit der flachen Hand vor die Stirn. ‚Ich bin verückt,‘ sagte sie sich; ‚mein Gott, was ist mir nur? Weshalb klopft mein Herz so stürmisch? . . .‘

Sie setzte sich wieder. Sie wollte ihm keine Gardinenpredigt halten: das war kleinbürgerlich. Aber an ihrem Sichgeben sollte er sehen, daß sie erzürnt war. War sie erzürnt? Nein, nur mißmutig. Auf dem Tisch lag ein in Silber gefaßter Handspiegel. In den schaute sie und wunderte sich nicht über ihr grämliches Gesicht.

Da ging die Tür. Friedrich trat ein.

„Tot,“ sagte er eifrig. „Jammervoll, Vicky — ein so schönes Tier. Es ist Darmverschlingung hinzugetreten — da war nichts mehr zu machen. Der Doktor hat ihn punktiert, ihm Medikamente eingeflößt, Tee, Kognak — alles umsonst. Natürlich lag ein Diätfehler

zugrunde — aber die Stallknechte beschwören ebenso natürlich das Gegenteil. Schrecklich, wie der arme Teufel gelitten hat! Jede Muskel zuckte, jede Fiber. Und die Augen! . . . Vickychen, hörst Du nicht? Der Hengist ist tot."

Nun hob sie den Kopf und sah ihn vorwurfsvoll an. „Du hättest zunächst wohl ein Wort der Entschuldigung finden können," sagte sie, „daß Du mich zwei Stunden lang allein gelassen hast."

Er schaute erstaunt auf. „Aber, Liebling," rief er, „Du hast ja doch gewußt, daß der Hengist auf den Tod lag!"

„Bin ich Dir weniger wert als irgendein Gaul?"

„Erlaube, Vicky, — pardon, aber das ist Unsinn. Irgendein Gaul! Es war mein Lieblingspferd. Und wenn auch nicht — wir müssen doch für unser Viehzeug sorgen — genau so wie für unsere Leute! Was bin ich denn, Vicky? Gutsbesitzer, nichts weiter. Es tut mir leid, daß ich Dich grade heute — grade jetzt verlassen mußte — aber gegen die Notwendigkeit läßt sich nicht ankämpfen. Und außerdem — ich habe viel auf dem Felde und im Walde zu tun — muß überall sein, damit die Karre nicht schief geht — und immer kannst Du mich doch nicht begleiten . . . Da ist es nur natürlich, daß wir uns zuweilen trennen müssen. Wie ist es denn in anderen Ehen — bei Offizieren und Beamten und was weiß ich? Aber Liebling, wie kann man nur . . ."

Er stutzte, da er sie weinen sah. Dann beugte er sich zu ihr herab und umfing sie zärtlich. „Mein kleines Vickychen, was ist Dir nur?"

„Ich weiß nicht," antwortete sie leise und unter hysterischem Schluchzen. „Ich weiß nicht, Friedrich. Ich fühle mich so elend . . . ich glaube, ich habe Heimweh . . Ich habe Sehnsucht und weiß nicht, wonach . ." Ihre Schultern zuckten . . . „Ich weiß nichts . . ."

Einen Augenblick war er unschlüssig. Er konnte auch heftig werden — und er witterte eine alberne Laune. Dann aber dachte er daran, daß sie seine Zukunft unter dem armen klopfenden Herzen trug, und wurde wieder weich.

„Mein Liebling," sagte er und küßte sie, „das ist weder Heimweh noch Sehnsucht — das ist das Geheimnis Deines Zustands, nichts weiter . . . Ich werde Dich in Dein Schlafzimmer tragen, und dann klingeln wir Suzanne . . . und Du wirst die erste Nacht in Estedt wundervoll schlafen, und morgen scheint wieder die Sonne. Leg' Deine Arme um meinen Hals — — so . . ."

Er hob sie auf und trug sie davon.

XI.

Am kommenden Morgen schien wirklich wieder die Sonne — und Victoire hatte prächtig geschlafen. Trotzdem hatte Friedrich bereits in aller Frühe zum Arzt geschickt, und der kam auch sofort. Es war der Kreisphysikus Doktor Mittmann: ein riesiger Mensch mit dickem roten Gesicht, in dem kluge und vergnügte Aeugelchen blitzten. Friedrich schätzte ihn sehr als Arzt und hatte auch die Originalität seines Wesens gern. Aber Victoire war entsetzt, als sie den Hünen sah, der

in einer Flausjoppe und hohen Kniestiefeln in ihr Boudoir trat und ihr ohne weiteres die große braune behaarte Hand — eine wahrhafte Tatze — darbot.

„Es ist mir 'ne Freude, Frau Fürstin," sagte er. „Ich hatte schon gestern die Ehre — beim Einzug. Ich gehöre nämlich auch zum Stadtverordnetenkollegio, aber ich halte mich gern ein bißchen im Hintergrunde, wenn unser Bürgermeister spricht. Er hat immer Angst, daß man seine Reputation beeinträchtigen könnte . . . Also — na — nu lassen Durchlaucht sich mal ansehen. Oho, wer sonne Figur hat, der braucht nicht bange zu sein . . ." Er nahm ihre Hand und spürte nach dem Puls . . . „Ausgezeichnet. Wie ist's mit dem Appetit?"

„Gut," erklärte Friedrich. Er sah, daß Victoire verschüchtert war und übernahm die Antworten.

„Und keinerlei Schmerzen?"

„Sie hat bisher nicht geklagt," sagte Friedrich. „Eine leichte Gemütsdepression ist mir gestern zum erstenmal aufgefallen."

„Das ist nicht anders. Frau Fürstin, ich will Sie nicht quälen. Die Quälerei kommt schon noch. Besondere Diät ist nicht notwendig. Frische Luft haben Sie Gott sei Dank bei uns auch. Viel Bewegung im Freien, Spazierengehen, Fahren in bequemem Wagen, nicht Reiten. Die Neueren sind zwar dafür, ich bin dagegen . . ." Er wandte sich an den Fürsten . . . „Na, Durchlaucht, wie haben Ihnen die Wahlen gefallen? Den Grafen Schönlanck haben wir ja nochmal durchgekriegt — aber es hat Mühe gekostet. Nützen wird er uns auch nicht viel. Fortschritt und linkes Zentrum

haben Oberwasser. Das kann eine fidele Session werden . . ."

Man politisierte wieder, dann wurde der Tod des Hengist eingehend besprochen. Endlich empfahl sich Mittmann, indem er Victoire kräftig die Hand schüttelte, und stampfte in seinen schweren Stiefeln hinaus.

„Ein tüchtiger Arzt," sagte Friedrich.

„Mag sein. Aber diese fürchterlich rauhe Art . . . Meine Finger sind noch ganz rot, so hat er mir die Hand gedrückt. Und warum tappst er denn in diesen Kanonenstiefeln herum?"

„Er reitet viel über Land," entgegnete Friedrich lachend. „Ja, Vickychen, an unsre Art mußt Du Dich langsam gewöhnen. Die glatte Politur Deiner Landsleute geht uns ab. Aber hinter den Grobianen stecken doch oft ganze Kerle. Uebrigens kannst Du Dich beruhigen. Wenn es so weit ist, ziehe ich auch Spezialisten zu Rate. Die haben meist feineren Schliff und machen gute Verbeugungen. Vorderhand genügt Mittmann . . . Nun möchte ich, daß Du ein bißchen die Wirtschaft kennen lernst. Aber in dem schönen Morgenrock kannst Du dabei nicht bleiben. Es geht nämlich auch durch die Ställe. Hast Du nicht derbere Sachen? Und vor allem feste Stiebeln?"

Suzanne mußte zu Hilfe gerufen werden. Sie staffierte ihre Herrin aus und dabei amüsierten sich beide.

Nun wurde zunächst noch einmal das Schloß in seinem ganzen Umfange besichtigt: bis hinab in die Küchenräume, die Wäsche-, Plätt- und Vorrats-

kammern, und dabei lernte Victoire auch das Personal kennen: einen Haufen von Leuten, die aber allesamt fleißig zu arbeiten hatten und von denen ein jeder auf seinem Posten stand. Es gab hier keine Faulenzer und keine Unnötigen. Es war auch keine Organisation nach höfischem Zuschnitt wie bei anderen Magnaten der Provinz, die ihren eigenen Hofchef besaßen und ungeheuer viel lungerndes Personal. Die Fäden des Getriebes hielt der Fürst allein in der Hand, nur unterstützt von Lotzki, dem Sekretär, und einem sehr tüchtigen Oberinspektor.

Der heutige Tag gehörte Estedt allein. Friedrich zeigte seiner Frau den ganzen Besitz. Anfänglich machte ihr das eine große Freude. An dem Schlosse hatten viele Generationen gebaut; den ehemaligen Burghügel umgab jetzt ein ganzes Netz von Beamtenwohnungen und Stallungen. Der sogenannte Schloßgarten, der noch auf der Höhe lag, war nur klein und zeigte außer einigen alten Linden lediglich neuen Aufwuchs. Aber ein breiter Fahrweg verband ihn mit dem Parke am Fuße der Anhöhe, dem Friedrich ein weites Wiesengelände angefügt hatte, das nach dem Muster von Muskau und Branitz und den Ratschlägen des Fürsten Pückler parkähnlich umgestaltet werden sollte. Es gab hier noch viel zu tun; ein Flußlauf wurde verlegt, ein Weiher ausgehoben; Wege wurden aufgeschüttet, sumpfige Strecken entwässert, es wurde gerodet und neu gepflanzt. Das war für das Auge und den ästhetischen Genuß. Aber Victoire sollte auch die ernsthafte Seite der Landwirtschaft kennen lernen. Friedrich führte sie durch die Stallungen: er schenkte

ihr nichts. Die Pferde interessierten sie; aber bei den Rindern begann sie bereits müde zu werden. Dann kam eine leichte Auffrischung auf dem Geflügelhofe, wo die rotgesichtigen Minorkas und die Haubenhühner, die Goldsprenkel und die würdevollen Brahmaputras mit ihrem bauschigen Gefieder und den gelben Füßen ihr Spaß machten. Aber bei den Marschschweinen, die Friedrich mit guten Erfolgen eingeführt hatte, versagte sie wieder. Da hatte man schon eine halbe Meile weit in das Land fahren müssen, denn die Zuchtweiden erstreckten sich an der Grenze des Eichenwaldes, wo auch die Stallungen lagen. Dort zeigte Friedrich seiner Frau nun die jungen Ferkel, die erst acht Wochen alt waren, und die riesigen Zuchteber und die Schweinemamas, die sich schon von ihren Kinderchen hatten trennen müssen, aber trotzdem ganz vergnügt waren; führte sie in den Maststall und auch in das Lazarett, wo ein paar liebe kleine Ferkelchen an der Schnüffelkrankheit dahinsiechten, einer Art Rhachitis, der Kinderkrankheit der Schweine. Victoire war sehr erstaunt über das praktische Wissen Friedrichs und auch über die unbekümmerte Art, wie er diese plumpen Huftiere anfaßte, streichelte und untersuchte. Das hätte sie nicht gekonnt; sie war schon ein wenig bekümmert über den Ruin ihrer Toilette bei dem Besuch dieses Schweineparadieses und beschloß, sich für derlei Fahrten ein besonderes Kostüm und vor allem besondere Stiefeln anzuschaffen. Friedrich sah ja auch nicht hoffähig aus in seinen hohen Kanonen und der Jägerjoppe und der merkwürdigen Mütze. Er hatte Aehnlichkeit mit Doktor Mittmann bekommen.

Todmüde war Victoire zum Frühstück nach dem Schlosse zurückgekehrt. Aber am Nachmittag ging es von neuem los. Friedrich war von einem förmlichen Fieber beseelt, seiner jungen Frau die Herrlichkeiten von Estedt zu zeigen. Diesmal fuhr man hinaus auf die Felder, wo die junge Saat der Ernte entgegenreifte, und hierauf zur Erholung in den Buchenwald, immer kreuz und quer in Begleitung eines Revierförsters, und schließlich auf ein Vorwerk und dann noch zur Fischerei. Da hatte Victoire wieder eine kleine Freude, denn der Fischmeister ließ sie eine Glocke läuten, und nun kamen die Karpfen wie auf Geheiß an eine bestimmte Futterstelle. Das amüsierte sie.

Beim Diner am Abend schlief sie beinahe ein. Sie sah nicht einmal, daß an der Stelle des Bildes der Schlacht von Großbeeren ein Genrestück von Meyer von Bremen hing. Und plötzlich fiel ihr die Gabel aus der Hand.

„Herrgott!“ rief Friedrich erschrocken, „Liebling, was ist Dir?!“

Sie lächelte schwach. „Sei mir nicht böse,“ entgegnete sie, „ich will mich zurückziehen. Ich bin geradeswegs zum Umfallen. Es war zu viel für den ersten Tag.“

Nun war er von zärtlicher Besorgnis. Sie hatte recht: er hätte schonender verfahren sollen. Er schalt sich selbst. Mit so einer zerbrechlichen kleinen Pariserin mußte man rücksichtsvoller umgehen; die war nicht von schlesischem Landschlag. Er rief nicht nach Suzanne: er brachte sie selbst in ihr Schlafzimmer, kniete vor ihr

nieder, küßte ihr die Hände und zog ihr die Stiefel aus. Sie zeigte auf ihre Füße. „Ganz geschwollen vom vielen Umherlaufen," sagte sie klagend. Nun drückte er seine Lippen auch auf den Seidenstrumpf und rief, er sei ein grober Bursche und verdiene sie gar nicht. —

Während der folgenden Tage kam Victoire nicht aus dem Zimmer und vom Balkon. Sie tat nichts; sie lag auf dem Sofa oder im Schaukelstuhl, eine seidene Decke über den Knien, und träumte. Sie versuchte auch nicht zu lesen; sie blieb in einem Zustande von halbem Wachsein und halbem Schlummer. Sie fühlte sich keineswegs leidend; ihr war ganz wohlig zumute. Aber nach dem physischen Uebermaß ihres „ersten Arbeitstages" behagte ihr die Faulheit: dieses sachte Hindämmern zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit, in dem allerhand Bilderreihen an ihr vorüberzogen und wie im Spiel der Laterna Magica ineinander verflossen. Friedrich störte sie nicht. Er hatte „draußen" zu tun und kam nur zum Frühstück und zum Diner. Das Frühstück wurde an einem kleinen Tische in ihrem Boudoir genommen, und während des Mittagsmahls ließ sie sich von Friedrich förmlich füttern. Er nannte sie sein krankes Vögelchen. Aber sie war gar nicht krank.

Vor dem Worte „draußen" bekam Victoire allgemach Respekt. Dies „draußen" war für sie eine bisher fremde Welt: die Welt der Arbeit, des Handelns und des Pflichtbewußtseins. „Arbeit" waren ihr immer nur ihre kleinen Liebhabereien gewesen: eine Stickerei auf Kanevas, ein bißchen Malen, ein Kritzeln in ihrem Tagebuche, selbst das hastige Durchschmökern eines

neuen Romans, über den man sprechen mußte. Körperliche Arbeit kannte sie nicht; dem Sport brachte sie nur insoweit Interesse entgegen, als es ihr unerläßliche gesellschaftliche Notwendigkeit schien. Aber dieses Estedtsche „draußen“ war eine Verbindung von Tätigkeit mit dem Gegenständlichen, die ihr zuweilen Schrecken einflößte. Sie hatte sich das alles ganz anders gedacht — und ungefähr so, wie sie es sich erträumt hatte, fand sie den Zuschnitt des Lebens auf dem Schlosse Igelstein beim Fürsten von Igelstein, den man gelegentlich besuchte.

„Können wir morgen mit unsern Visitentouren beginnen?“ hatte Friedrich eines Abends gefragt. „Die Leute warten darauf — und wenn wir noch länger zögern, werden Deine Besuchstoiletten vielleicht wieder unmodern . . .“

Natürlich war Victoire einverstanden — jede Abwechslung kam ihr gelegen. Man fuhr mit einem Viererzug, Kutscher und Diener in großer Livree, und fuhr selbstverständlich zuerst nach Seehausen.

Das Schloß inmitten eines verwilderten Parks war sehr alt, ungefüge gebaut, mit riesigen Räumen. Die Halle, in die der empfangende Diener die Gäste führte, glich einem gotischen Kirchenschiff; in dem ungeheuren Kamin brannte trotz des sommerlichen Wetters ein helles Feuer. Unweit des Kamins stand ein Lesepult, auf dem eine Reliefkarte lag; davor saß, mit den Fingerspitzen über die Karte gleitend, ein schöner Greis, während eine Frau im Pflegerinnenkostüm der Johanniterschwestern ihm aus einer Reisebeschreibung vorlas.

Beim Eintritt des jungen Paares hatte Graf Seehausen sich erhoben; die Pflegerin nahm seinen Arm und führte ihn vorsichtig einige Schritte vorwärts. Friedrich war ihm indes bereits entgegengeeilt und drückte ihm die Hände.

„Mein lieber Graf,“ sagte er, „Sie sind der erste, dem unser Besuch gilt. Victoire —“

Er winkte zurück. Nun trat auch Victoire näher und nahm die Hand des alten Herrn.

„Ich freue mich von Herzen, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Graf —“

Sie stockte. Das erloschene Auge Seehausens irritierte sie; der lange schneeweiße Bart gab ihm feierliche Würde. Aber ein gütiges Lächeln ging über sein Gesicht, als er erwiderte:

„Meine liebe Fürstin, die Freude ist auf meiner Seite. Ich kann Sie nicht sehen, aber ich fühle Sie. Sie haben warme, kleine Hände, also gesundes Blut und zierliche Schönheit. Ihr Puls geht ruhig, und die Lebenslinie um die Daumenwurzel ist kräftig ausgeprägt. Der kleine Finger spricht von lebhaftem Temperament. Soll ich Sie noch weiter chiromantisch darzustellen versuchen? Nein. Das Fluidum, das Sie umgibt, sagt mir mehr. Ich gratuliere meinem Freunde Estedt . . .“

Er bat, Platz nehmen zu wollen. Man setzte sich in eine der tiefen Fensternischen, indes die Pflegerin mit ihrer Miene scheinbarer Abwesenheit immer dicht an der Seite des Grafen blieb. Friedrich dankte für das Hochzeitsgeschenk und pries das Vierergespann,

dessen Schönheit er bewunderte und das auch glänzend eingefahren sei. Ob Aline die Auswahl getroffen hätte?

Der Graf nickte. Ja, aber sie hätte dabei Herrn von Wolters zu Rate gezogen; sie traue sich keinen Pferdeverstand zu. Und nun wurde wieder einmal von Pferden gesprochen, bis Seehausen sich direkt an Victoire wandte und sie fragte, wie es ihr in Estedt gefalle. Dazwischen warf er der Pflegerin ein paar Worte zu.

„Ist die Komteß benachrichtigt?"

„Jawohl, Herr Graf: Komteß werden vom Felde geholt."

„Vom Felde. Ah ja, meine liebe Fürstin, die Bewirtschaftung muß ich meiner Tochter überlassen. Sie ist mein Oberverwalter, meine rechte Hand, vor allem mein Auge. Man hat ja Leute genug, aber . . . fragen Sie nur Ihren Gatten, ob es ohne Herrn geht. Nein, es geht nicht. Freilich, der Herr an sich vermag auch nicht viel; alles Gelingen auf unseren Besitzungen verlangt ein Zusammenwirken vieler. Aber die Kräfte der einzelnen versagen, wenn nicht der treibende Faktor dahinter steht . . ."

Er erzählte, wie wacker sich Aline in die Arbeit stürze, und alles mache ihr Freude. Es war im Grunde genommen auch hier wieder eine Hymne auf die Arbeit, die Victoire vernahm, und sie verwunderte sich im stillen über diese merkwürdige Aristokratie, für die das Empfinden einer Solidarität nur in der Gemeinsamkeit des Schaffens zu liegen schien. Inzwischen traf auch Aline vom Felde ein: in einem fußfreien Rock ohne Krinoline, einer westenartigen grüngesteppten

Taille aus Lodenstoff und russischem Leder, das Chignon in einem roten Netze und darüber festgesteckt ein kleiner weicher Hut aus weißem Filz. Als Victoire die lebenstrotzende Gestalt des Mädchens sah, fiel ihr wieder das Wort „draußen" ein, das für sie schon zu einem umfassenden Begriff geworden war: die Komteß war wirklich wie eine Verkörperung dieses „draußen", der Arbeit im Freien unter der Zucht des Zuständlichen und dem Gesetz der Sache.

Aline begrüßte die Gäste in ihrer raschen, frischen Art, klingelte dann dem Diener, ließ Tee kommen und setzte sich mit in die Nische. Auch ihre erste Frage galt dem Gefallen Victoires in der neuen Umgebung. Und da wurde Victoire plötzlich wahrheitsliebend und erhob sich über die konventionelle Heuchelei.

„Gut, Komteß," antwortete sie. „Ich finde alles wunderschön, bin überrascht von diesem und jenem, kann nicht klagen, sondern mich nur freuen. Aber —"

Sie zögerte einen Augenblick, weil sie sah, daß Friedrich bei diesem „Aber" aufhorchte, und fuhr dann fort:

„Ja, Friedrich, es kommt ein Aber: ich habe mich in Euern stürmischen Drang zu physischer Tätigkeit noch nicht hineinfinden können. Ich bin ein faules Großstadtkind — an tatkräftige Leistungen muß ich mich erst gewöhnen. Es wird ja kommen — aber ich muß Zeit haben. Vorläufig bin ich schachmatt."

Sie sagte das in einem drollig klingenden Klageton und schaute dabei Aline an, als begehre sie nach ihrer Hilfe. Aline verstand auch den Blick und rief lachend:

„Friedrich, das ist eine Konfession. Gestehen Sie zu: Sie haben Ihr armes Frauchen mit Ungestüm in Ihre Betriebe einführen wollen."

„Richtig," warf Friedrich ein, „mit Ungestüm. Das war der Fehler. Aber ich habe abgebeten. Wir werden schrittweise vorgehen. Uebrigens hab' ich es gut gemeint."

„Ach ja, rief Victoire und strich über die Hand ihres Gatten, „das weiß ich wohl."

„Gut gemeint," wiederholte er. „Ich dachte mir — dachte mir, daß ein rasches Erwecken aller neuen Interessen auch die persönlichen Beziehungen zu der neuen Heimat verstärken würde. Verstehen Sie mich recht, Aline: ich wollte Victoire das Heraustreten aus den gewohnten Verhältnissen erleichtern, nicht erschweren. Der Wille war gut, die Ausführung plump."

„Nein, Friedrich," sagte Victoire, „so war es nicht. Du hast es schon recht angefangen. Es lag an mir ... Mein Gott, es sieht wirklich so aus, als wolle ich mich beklagen. Das tue ich gar nicht. Ich wiederhole: es liegt ja an mir. Wir fassen drüben alles viel leichter auf — wir französischen Frauen. Wir haben auch Hang zum Müßiggang — und selbst der Ernst des Lebens treibt unserm Wesen das Spielende nicht aus. Das ist angeboren — oder anerzogen. Und nun kommt der schroffe Gegensatz. Ungeheuer viel Unbekanntes stürmt auf mich ein. Ich soll mich plötzlich für Dinge interessieren, die mir bis dahin absolut fremd waren. Ich möchte sagen: alle Schwerpunkte in mir werden auf einmal verlegt. Aber das *geht* nicht auf einmal." Ihre Stimme vibrierte ein wenig. Und dabei

hatte sie wohl das Gefühl, daß sie im Augenblick einer ihr selbst unbegreiflichen nervösen Erregung vor zwei ihr immerhin noch fremden Menschen zu weit gegangen sei, denn sie nahm wieder mit einer Bewegung der Zärtlichkeit die Hand ihres Mannes und sagte bittend: „Du mußt Geduld mit mir haben, Friedrich.“

Er küßte ihre Finger und nickte mit freundlichem Gesicht Zustimmung. Nur dem Blick seines Auges merkte Aline die innere Unruhe an und war froh, daß ihr Vater das Wort ergriff.

„Liebe kleine Durchlaucht,“ sagte der Blinde, „Sie haben ganz recht in dem, was Sie anführen — ich gestehe auch, daß Ihr offenes Urteil über sich selbst mich herzlich erfreut. Ehrlichkeit wirkt immer sympathisch. Aber Sie brauchen sich nicht anzuklagen. Es ist ganz natürlich, daß Gegensätze sich nicht ohne weiteres ausgleichen lassen; sie entwickeln sich nicht einmal im Handumdrehen. Sie kommen aus dem Lande des Hochgespannten in ziemlich einfache Verhältnisse. Das allein würde genügen, eine Zeit des Uebergangs zu fordern. Es ist ja nur selbstverständlich — und wird um so selbstverständlicher, als sich bei uns eine Art Gegenbewegung zu der französischen Kultur vollzieht. Das ist gar nicht zu leugnen. Schon die großen Fragen der Agrarpolitik weisen uns stärker auf die rationelle Ausbeutung der Natur zurück, und da unser Adel zum größten Teil landsässig ist, so verwurzeln sich unsre Interessen auch immer mehr in der Scholle, die uns eigen ist. Ein Gebiet, das Sie erst kennen lernen müssen, liebe Fürstin. Aber, mein Gott, es bietet keine allzu großen Schwierigkeiten . . . und wenn man sich lieb hat . . . Nun er=

zählen Sie mir mal, wo Sie überall Besuch machen wollen. Nachbarschaft haben wir zur Genüge."

Er schlug einen leichteren Ton an, und die Unterhaltung wurde nun auch flüssiger. Victoire zeigte wieder ihre charmante Pariser Seite: das Plaudern verstand sie gut. Man blieb noch ein Viertelstündchen und brach dann auf. Herr von Wolters sollte noch auf der Rückfahrt „mitgenommen" werden, und auch mit dem getreuen Kiekebusch wollte der Fürst einen Händedruck wechseln.

„Was ist mit dieser jungen Frau?" fragte Graf Seehausen, nachdem die beiden Gäste sich verabschiedet hatten und die Pflegerin fortgeschickt worden war. „Der Unterton — ja, der Unterton gefiel mir nicht. Da zeigte sich ein sichtliches Widerstreben, so eine Art Auflehnung gegen einen Zwang, den ich nicht kenne, und der vielleicht nur ein scheinbarer ist."

„Sicher," entgegnete Aline, während sie ihren Vater wieder in die Nähe des Kamins führte. „Ich kenne Friedrich und kann mir schon denken, wie die Sache gewesen ist. Er ist passionierter Landwirt und hat auch von ihr eine begeisterte Hingabe für seine Felder, Wälder und Ställe erhofft. Das ist natürlich Unsinn. Die Schuld liegt an ihm."

„Mag sein. Daß es zu einem kleinen Kampfspiel zwischen den beiden gekommen ist, steht fest. Schadet auch nichts; so etwas kittet zuweilen zusammen — oder ist nicht der Rede wert. Was mir auffiel, war das Plötzliche ihres Ausklagens. Es war etwas Eruptives. Ich glaube, die kleine Frau hat viel Temperament. Das ist sehr hübsch, kann aber auch unbequem werden."

Aline hatte ihren Vater auf einen Sessel niedergelassen und kniete nun vor dem Kamin, um ein paar neue Holzscheite in die Flammen zu werfen. Die Röte des Feuers überstrahlte ihr kluges und klares Gesicht.

„Ich will mit meinem Urteil nicht vorgreifen," sagte sie. „Die Fürstin steht mir noch nicht nahe genug. Aber sie ist mir sympathisch; ich möchte ihr gerne helfen." Sie stand auf und setzte sich neben den Vater. „Hör' zu, Papa. Ich denke mir, sie hat sich falsche Vorstellungen von Estedt gemacht. Der Fürstentitel und der Reichtum Friedrichs mag sie getäuscht haben. Und nun kam unerwartet ein Absturz aus ihren Träumen. Sie fand wohl eine glänzende Herrschaft, ein schönes Schloß, Behaglichkeit und Komfort, selbst die Anlagen zu einem Leben in großem Stil, zugleich aber etwas, was sie sichtlich niederdrückte: ein Verlangen nach arbeitsreicher Betätigung."

„So ist es," warf der Graf ein. „Estedt ist eine arbeitsame Natur. Erziehung oder Gewohnheitssache wie die Faulheit."

„Ich glaube gar nicht einmal, daß Victoire das faule Großstadtkind ist, für das sie sich selber hält. Sie hat geistige Regsamkeit — das hört man aus allem, was sie sagt. Aber sie ist eben Pariserin — und, ich taxiere, auch ein sehr selbständiges Wesen. Du hast recht, wenn Du sagst, sie kommt aus einer hochgespannten Welt. Die verfeinerte Kultur und den raffinierten Lebensgenuß von drüben wird sie bei uns nicht finden. Vor allem nicht bei einem im Grunde so schlichten Menschen wie Friedrich."

„Dann gehören sie eben nicht zusammen," entgegnete der Graf ruhig; „dann ist diese Ehe eine grandiose Irrung."

Die Wangen Alines schattierten sich dunkler; sie schüttelte den Kopf. „Auch das kann ich nicht unterschreiben, Papa. Sie haben sich aus Liebe geheiratet, und ich denke mir, die Liebe ist die Autorität, der man sich immer wieder beugt. Ich wiederhole, daß ich Victoire gern helfen würde, sich bei uns einzugewöhnen. Aber es wird nicht leicht sein."

„Es wird nicht leicht sein," sagte auch der Graf. „Der dumpfe Widerspruch, den ich heute gespürt habe, dünkt mich symptomatisch. Es ist ein Gegensatz des innersten Wesens. Und das beunruhigt mich. Es mag wahr sein, daß die Extreme sich anziehen; aber sie stoßen sich ebenso leicht wieder ab. Ich kann nicht mehr sehen; dafür hört mein Ohr um so feiner. Es hörte ganz genau unter überraschender Dialektik ein unverkennbares Mißvergnügen. Ich will Dir etwas sagen, Aline: diese kleine Frau hätte nie die Gattin eines deutschen Krautjunkers werden sollen. Denn wenn Estedt auch eine Fürstenkrone trägt — wenn er auch eine ganze Portion französischen Bluts in den Adern hat — wenn er auch ein gescheiter, braver, lieber und ehrlicher Kerl ist: er kommt über den Krautjunker nicht hinaus. Vom Standpunkte eines Blinden aus, der nur hören kann: e r hat eine helle Kommandostimme, die im Befehlen geübt ist — und s i e zwitschert wie ein reizendes Vögelchen, das den Geliebten im Nest behalten möchte. Das gibt den Unterschied . . ."

Inzwischen fuhren Friedrich und Victoire zuerst auf schattigen Waldwegen, dann auf glatter Chaussee nach Ober-Amtsdorf, dem Gute des Herrn von Wolters. Beide saßen anfänglich still nebeneinander und fühlten zwischen sich die Schranke der Verstimmung. In Friedrich regte sich die Dickköpfigkeit, ein brummiges Unbehagen über das Benehmen seiner Frau: er hätte nicht um die Welt die Unterhaltung zu zweien begonnen. Victoire war verständiger; ihre kritische Schärfe sah den Unsinn dauernder Unverträglichkeit ein. Sie schaute ihn von der Seite an und um ihre Lippen spielte ein halbes Lächeln wie von verstecktem Spott.

„Durchlaucht", begann sie, „gestatten eine untertänigste Frage: sind Euer Liebden mir noch immer gewogen?"

Der Klang ihrer Stimme entwaffnete ihn sofort. Am liebsten hätte er „Schafskopf" gesagt und sie am Kopfe genommen und abgeherzt. Aber ein wenig wollte er doch noch den Herrn und Gatten betonen.

„Warum warst Du so unliebenswürdig?" fragte er.

„War ich das?"

„Es ist vielleicht zu viel gesagt. So aggresiv. Aggresiv ist richtiger. Du schossest wie eine Bombe mit Deinen Klagen los. Als ob ich ein fürchterlicher Tyrann wäre, der Ungeheuerliches von Dir verlangte."

„Aber nein. Sei doch ehrlich, Friedrich. Ich habe mich selbst beschuldigt, nicht Dich."

„Hättest Du mir das nicht auch allein sagen können?"

„Gewiß. Nur lag mir an dem Urteil Alines. Es gibt Dinge, die ein verwandtes Frauengemüt besser

verstehen kann als ein Mann. Und die Komteß verstand mich auch."

„Versteh' i ch Dich denn gar nicht?"

„O ja. Aber zum Teil doch nur aus Deiner Erscheinungswelt heraus. Das ist nicht etwa ein Vorwurf. Es mag mir ähnlich ergehen. Dein Leben hat immer nur der Zweckmäßigkeit gehört, das meine der platten Richtigkeit. Du siehst, ich bin wieder ganz offen. Nun müssen wir uns erst gegenseitig einzurichten versuchen."

„Ich begreife . . ." Einen Augenblick schwieg er. Worte seiner Mutter fielen ihm ein: ‚Du wirst an der Victoire noch erziehen müssen. Keine Herbigkeit, aber ein festes Wollen. Schafft Euch eine gemeinsame Atmosphäre. Beteilige sie an Deiner Arbeit.' Das fiel ihm ein, und er fuhr langsamer fort: „Vicky, natürlich versteh' ich Dich. Ich sehe vollkommen ein, daß Du Dir einen Zusammenhang mit meinen Interessen erst allmählich schaffen kannst. Ich ging zu schneidig vor. Andrerseits: ich möchte f ü h l e n, daß Du Anteilnahme zu nehmen suchst. Ist das zu viel verlangt?"

„Nein. Nur mußt Du berücksichtigen, daß ich ein schwaches Dingel bin, und daß es sich um Aufgaben für eine Lebenszeit handelt. Du sollst Geduld mit mir haben, sagte ich Dir vorhin. Weiter will ich nichts."

Er zog ihre Hand an seine Lippen. „Du wirst nicht mehr zu klagen haben, Vickychen," antwortete er.

Nun war der Frieden wiederhergestellt. Man sprach von Seehausen, von dem blinden Grafen, von Aline. Victoire gefiel sie. So sagte sie wenigstens. Sie sei ein Typus der sichtbaren Welt und praktischer

Lebensfülle: das Gegenteil von ihr, aber gerade das reize sie. Sie wolle bei ihr in die Schule gehen und an ihrer Urkraft sich stärken. Sie begann wieder anmutig zu plaudern, bis der Viererzug in den Park von Ober-Amtsdorf einfuhr.

Hier war Frau von Wolters daheim und ihr Mann auf dem Felde. Ein Volontär wurde ausgeschickt, ihn zu holen. Dann raste er auf einem hübschen Rappen heran, staubbedeckt, in arg verbrauchten Lederhandschuhen und Kniestiefeln: wie ein Inspektor. Man saß auf der Terrasse am See. Die kleine Frau von Wolters mit ihrem blonden Puppengesicht und ihren staunenden Augen war voll eitel Bewunderung für die Pariserin. Sie betrachtete aufmerksam ihr Besuchskostüm: ein Prinzeßkleid aus Pikee mit Samtbandgarnierung, breitem Revers, Glockenärmeln mit hohem Aufschlag und das kokette Hütchen aus Reisstroh mit Bandschleifen und Strohquasten. Es war äußerst schick. Und sie erzählte, die Fürstin Igelstein ließe immer in Paris arbeiten; aber ihr selbst sei das zu teuer. Lissauer in Berlin habe zwar auch hohe Preise: immerhin, es sei noch zu ertragen. Nun kam man von den Toilettefragen nicht mehr los. Inzwischen wandte das Gespräch der Herren sich von den besten Mitteln gegen die Kolikgefahr der Pferde der Politik zu. Herr von Wolters meinte, Graf Schönlanck werde in der Budgetkommission wohl umfallen; er habe sich schon zu der Konzession verstanden, der Vorlage eines neuen Gesetzes für die zweijährige Dienstzeit der Linien-Infanterie zuzustimmen, wenn die Linke die Mittel zur Erhaltung

der neuen Regimenter bewilligen wolle. Nun ging das Streiten los.

Von Ober-Amtshof fuhr man nach Kupferhammer, der Besitzung des Rittmeisters Kiekebusch: einem großen Waldgut mit umfangreichen Galmeilagerstätten nach dem Gebirge zu. Es war mehr ein Geschäftsbesuch: Friedrich wollte von Kiekebusch fünfzig Jährlinge kaufen. Das war das erste deutsche Junggesellenheim, das Victoire kennen lernte: eine moderne Villa mit geschmacklosen Stukkaturen und mit Mahagonimöbeln gefüllt, deren geradlinige Steifheit und Schmucklosigkeit sich mit großer Standfestigkeit paarte. Der dicke Kiekebusch war außer sich vor Freude über den Besuch. Er wollte die Herrschaften in den Salon führen, besann sich aber, daß da der Plafond repariert wurde, denn es hatte durchgeregnet; dann öffnete er die Tür zu seinem Arbeitszimmer, wo es ihm zu unordentlich aussah, und hierauf die zu einem anderen Gemach, in dem ein dickes Mädchen die Dielen bohnerte. Nun schimpfte Kiekebusch und bat seine Gäste unter eine große Eiche vor dem Hause. Aber auch da blieb man nicht lange, denn Friedrich wollte die Jährlinge sehen. Er fragte Victoire schüchtern, ob sie das interessiere, und da sie bejahte, so ging man zuerst in die Schafställe und dann auf einen umhegten Weidefleck, wo sich die Lämmer zusammendrängten und die Fremdlinge neugierig anstarrten. Und nun begannen der Fürst und der Amtsrat regelrecht zu schachern, und es dauerte lange, ehe sie einig wurden, obschon es sich nur um eine geringfügige Summe handelte. Währenddessen versuchte Victoire zunächst ein kleines weißes Lämmchen mit gestutztem

Schwanz an sich zu locken und betrachtete dann den sonderbaren Anzug des Herrn Kiekebusch. Er bestand aus einem Schoßrock von grobem Drillich, dessen Schöße an den Seiten mittels Nadeln zurückgesteckt waren, Lederbeinkleidern, den unvermeidlichen Kniestiefeln und einer regenverwaschenen Mütze. Auch der reiche Kiekebusch sah wie ein Inspektor aus — oder wie ein Viehhändler. Die Eleganz ging diesen Leuten ab.

Daheim fand Victoire einen Brief von Honorine vor. Sie schrieb von dem Grand Prix und der Renntoilette der Kaiserin und den sonstigen Vergnügungen des Frühlings: einem Gartenfest bei der Fürstin von der Moskwa, einer fête des fleurs bei Frau Fould, bei der alle Damen in Phantasiekostümen erschienen seien (sie selbst als Tausendschönchen), einem Wohltätigkeitsjahrmarkt im Freien, den die Metternich arrangiert hätte. Bei dieser Gelegenheit hätte sie auch Herrn von Bismarck, den neuen preußischen Gesandten, kennen gelernt. „Ein echter Teutone," schrieb sie, „ein Riese mit großen Händen und ungeheuren Füßen. Er sieht immer aus, als ob er beißen wollte . . ." Und dann schloß sie: „Heute wird man nicht viel zum Schlafen kommen. Alles fährt nach Saint-Cloud, wo die Kaiserin eine Italienische Nacht veranstaltet. Voran geht eine italienische Pantomime im Trocadero, zu der ein Schüler vom Thomas, ein gewisser Massenet, die Musik komponiert hat. Antworte bald, wie Du Dich amüsierst . . ."

Bei diesem Briefschluß seufzte Victoire ganz leise. Du lieber Gott, wenn sie ehrlich sein wollte, hätte sie antworten müssen, daß sie sich regelrecht langweilte.

XII.

Die Besuche in der Nachbarschaft wurden fortgesetzt. Man fuhr zum Grafen Schönlanck, dem Abgeordneten des Kreises, dessen Landhaus das „Mückenschloß" genannt wurde, weil es an einem großen See lag und man sich daselbst erst an die Mückenplage gewöhnen mußte, dann zum Grafen Repallek auf Schlegenze und nach Bitzewitz zu den Thuns und noch dahin und dorthin und schließlich auch nach Igelstein zu den Fürstlichkeiten. Da erst bekam Victoire einen Begriff von dem vornehmen Zuschnitt der Lebensführung auf den Landsitzen des schlesischen Hochadels. Das Schloß freilich entbehrte des Reizes der Vergangenheit, wie ihn Estedt besaß und auch Seehausen. Es war erst in den dreißiger Jahren erbaut worden, aber mit seinen Terrassenfluchten, dem breiten Aufbau seiner Fassade, seinem wundervollen Portal und der langen Reihe seiner blitzenden Spiegelfenster zwischen fast überreichem architektonischen Schmuck machte es den Eindruck stolzer Schönheit, zumal wenn man es von der Parkeinfahrt aus vor sich hatte, oberhalb eines gewaltigen Marmorbassins, aus dem schimmernde Wasserstrahlen emporschossen. Fürst Igelstein, nun ein Fünfziger, ein ehemaliger Diplomat, der sich seit Beginn der neuen Aera zugeschworen hatte, sich nicht mehr um die Politik zu kümmern, war immer ein großer Lebenskünstler gewesen, und seinen feinen Geschmack spiegelte auch die Einrichtung des Schlosses wider: die Flucht der Säle mit ihrer Fülle an künstlerischen Kostbarkeiten, die lauschigen Wohnzimmer, die Bibliothek, die lange Sommergalerie mit ihrem kühlen Mosaikboden, die hundert

Räumlichkeiten waren bei allem Luxus und dem vollendeten Komfort der Zeit doch auch auf eine gewisse persönliche Note abgestimmt, die dem Reichtum des Hauses Charakteristik gab.

Die Igelsteins hatten hier ein vollkommenes Hoflager, das ein ehemaliger Major, ein veritabler Graf, als Generalintendant leitete. Ein riesiger Troß von Beamten und Dienerschaft unterstand ihm, aber alles war so vortrefflich organisiert, daß das Getriebe wie am Schnürchen ging, und daß von dem Lärmen der Landwirtschaft kein Laut in die vornehme Stille des Schlosses drang. Nur der Marstall lag am Südende des Parks, ein Komplex von Baulichkeiten, alle im sogenannten französischen Präfekturstil aufgeführt; die landwirtschaftlichen Betriebe wurden von den Vorwerken aus geleitet. Der Fürst selbst kümmerte sich wenig um die Verwaltung; er hatte Beamte, auf die er sich verlassen zu können glaubte. Eine hohe Hofstellung fesselte ihn einige Wintermonate hindurch an Berlin; auch reiste er viel, und augenblicklich schrieb er an einem Memoirenwerk zur Zeitgeschichte, das wie ein Blitz zünden sollte. Er war ein großer, schlanker Herr mit feinem, kleinem Kopfe und galt als führend in der Herrenmode. Er hatte den farbigen Frack mit gravierten Silberknöpfen wieder eingeführt; vor allem aber waren seine Krawatten maßgebend für Leute, die auf eine tadellose Aeußerlichkeit hielten.

Zu diesem eleganten Grandseigneur paßte die Fürstin, eine geborene Prinzeß Scharffenegg von der rheinischen Linie des Geschlechts: eine schöne Frau, deren Toiletten auf den Hofbällen Aufsehen erregten

und deren silberne Stimme von bezauberndem Wohlklang war. Victoire fand sie entzückend; die ganze Art ihres Sichgebens hatte etwas wundervoll Geschlossenes und Harmonisches; es war Zucht der Rasse und das Kolorit innerer Kultur: für sie das Ideal einer vornehmen Frau.

Dieser Besuch machte einen starken Eindruck auf sie.

„Die Igelsteins sind reiche Leute?" fragte sie auf der Nachhausefahrt.

„O ja. Sie haben ihr gutes Auskommen," antwortete Friedrich.

„Reicher als wir?"

Er lachte. „Du fühlst mir auf den Zahn. Vielleicht — vielleicht auch nicht. Jedenfalls geben sie mehr aus."

„Aber verstehen dafür auch zu leben. Das ist kein seelenloses Verschwenden, wie Du es an Paul beklagst: es ist Selbstentwicklung auf der glücklichen Basis des Reichtums. Ich wollte, w i r könnten so leben."

Der lachende Ausdruck schwand vom Gesicht des Fürsten. „Wir könnten es," antwortete er, „wenn es lediglich auf das Budget ankäme. Aber wir können es nicht, da ich kein Igelstein bin. Seine Daseinsfreude ist nicht die meine. Er lebt nur sich, in Gutem und Schönem, in mancher Aeußerlichkeit und sicher auch in Durchgeistigung — doch immer nur sich selbst. Das kann ich nicht. Ich habe Schätzung für eine so vornehme Isolierung; aber mir liegt sie nicht. Ich bin derberen Schlages. Vor allen Dingen: ich brauche zu meinem Wohlsein die handfeste Arbeit."

In Victoire regte sich wieder die Oppositionslust. „Das Wort Arbeit höre ich von allen Seiten,“ sagte sie. „Man arbeitet auch bei uns daheim. Aber nicht kritiklos, Friedrich. Das Beiwort handfest ist bezeichnend. So mag der Bauer arbeiten; der Edelmann soll es nicht, wenn nicht die Not ihn dazu zwingt. Er hat seine Standespflichten.“

„Gewiß, Vicky. Ich verkenne sie nicht. Aber auch in der Wahrung der Standespflicht gehen die Ansichten auseinander. Vor hundert Jahren gehörte das ‚Depensieren‘ zum guten Ton. Heut denkt man anders darüber. Wenigstens bei uns.“

„Ich weiß, warum Du das betonst. Paul steht wieder auf der Gegenseite. Lieber Freund, ich will ihn nicht verteidigen. Aber das muß ich sagen, daß doch auch in seiner Verschwenderlaune ein würdiger Gedanke steckt. Der hat immer den französischen Adel beherrscht: die Noblesse, seinen Ueberschuß unter das Volk zu streuen. Sein Luxus kam dem Volke zugut und hob die Gewerbe. Auch das gehört zu den sozialen Verpflichtungen.“

Friedrich nickte. Er fühlte ein leichtes Unbehagen gegenüber der geistigen Lebhaftigkeit seiner Frau und ihren geschickten Einwürfen. Sie entbehrten nicht der Berechtigung, das sah er ein; aber sie widersprachen dem Wesen seiner Persönlichkeit. Und das empfand er wie eine Kränkung.

„Einer vor dem andern, Vicky,“ entgegnete er. „Gestatte, daß ich von mir spreche — das Gespräch dreht sich ja schließlich um mich. Es kommt keiner aus seiner Haut — auch ich nicht. Es ist wahr: meine ge-

sellschaftliche Stellung und mein Besitz weisen mich auf einen Platz verhältnismäßig Weniger. Aber eine Politik des Standes, wie Du sie andeutest, würde meiner Natur widerstehen. Ich lasse meinen Besitz auch nicht tot liegen: ich beschäftige Tausende und trage der Gesamtheit meinen Zins ab. Nur das eine kann ich nicht: den großen Herrn im Stile Igelsteins zu spielen. Dazu fehlt mir nicht weniger als alles."

„Du glaubst es, Friedrich —"

„Nein, ich weiß es. Ich habe nicht die lockere Hand — ich schätze zu sehr den Wert des Geldes — meinetwegen nenne mich geizig. Ich würde mich auch unglücklich fühlen, immer nur durch Dritte über den Stand meiner Besitzungen orientiert zu werden. Ich habe das Bedürfnis, überall selbst zu sein und mich mit eigenen Augen von dem zu überzeugen, was ich wissen will. Das ist nicht nur Drang nach Tätigkeit, denn auch Leute wie Igelstein wissen ihre Zeit zu nützen: es liegt eben in meiner Natur. Und ist es denn ein Fehler?"

Victoire lenkte ohne weiteres ein. „Aber nein — davon ist keine Rede," erwiderte sie. „Rege Dich nicht auf — wir plaudern ja nur. Mir ist alles verständlich. Du bist Deiner Mutter Sohn, Paul ist der Sohn seines Vaters."

„Kannst auch noch hinzufügen: ich wurde auf deutscher Scholle erzogen und Paul in Paris."

„Gewiß, auch das spricht mit, obwohl . . . Aber wir wollen nicht streiten. Erzähle mir etwas von der Fürstin Igelstein. Sind die Scharffeneggs ein altes Geschlecht? . . ."

Von nun an begann ein heimlicher, anfangs kaum fühlbarer kleiner Krieg zwischen den beiden. Friedrich hielt sich an den Rat seiner Mutter, Victoire für den Kreis seiner Interessen zu erziehen. In Victoire regte sich etwas ganz Aehnliches. Sie spürte ihr geistiges Uebergewicht und versuchte, Friedrich für ihre Pläne zu gewinnen.

Sie war sich völlig klar über das, was sie wollte. Es hätte nur einer unbedeutenden gefälligen Heuchelei bedurft, um Friedrich entgegenzukommen und ihn glücklich zu machen. Vor dieser Heuchelei hätte sie sich auch sicher nicht gescheut; um so weniger, da sie Ueberlegung genug besaß, sich zu sagen, daß das fingierte Interesse leicht das wirkliche wecken könne. Warum nicht? Sie hatte immer nur Grenzbares zu erstreben gewünscht und war überzeugt davon, daß es ihr gegeben sei, sich nötigenfalls in alle Lebenslagen zu schicken. Doch dieses Nötigenfalls begegnete einem Mehrhabenwollen, das schließlich zur Begier wurde, je stärker es ihre Phantasie beschäftigte. Ihr Mann war, so wie er sich sein Alltagsdasein eingerichtet hatte, wirklich nur ein einfacher Landjunker. Aber sie hatte Besseres einfangen wollen an Stelle dessen, was sie notgedrungen aufgeben mußte. Und sie zweifelte nicht daran, daß sie das, was sie für ein Besseres hielt, auch erreichen würde, wenn sie mit Klugheit zu Werke ging. Sie konnte nur eine gesellschaftliche Rolle spielen, wenn in Friedrich der Ehrgeiz nach Höherem geweckt wurde. Er mußte allmählich selbst auf den Gedanken kommen, seine Interessensphären zu erweitern und sein Selbst über die wirtschaftliche Einseitigkeit hinauszuschnellen.

Konnte das so schwer sein? Alle Vorbedingungen waren gegeben; sie lagen in seinem Namen und seinem Reichtum; und wenn er sich geistig auch nicht über einen respektablen Durchschnitt erhob — er war immerhin kein Dummkopf, den man ohne weiteres beiseite schieben konnte.

Diese Stachelung des Ehrgeizes sollte bei Victoire freilich nur Selbstzweck sein, kein Maß der Tugend. Sie kombinierte nicht unrichtig, daß ein Höhersteigen ihres Gatten auf einer der vielen Staffeln, die für ihn freilagen, auch größere Repräsentationspflichten bedingen würde. Und das wünschte sie sich. Sie lebte in Estedt wahrlich nicht in kleinbürgerlicher Häuslichkeit; in der Stufenfolge ihrer Entwicklung war das schon ein weiter Schritt— aber er reichte für sie nicht aus. Sie wollte haben, was sie haben konnte. Sie wollte die Herrin eines wahrhaft fürstlichen Hauswesens werden: auf einer Höhe des Lebens, von der sie schon als Backfisch geträumt hatte. Damals war es ein Traum gewesen; jetzt lag die Möglichkeit des Erreichens vor ihr. Es war bei ihr ein Durcheinanderschieben ethischer und ästhetischer Werte in Verbindung mit einer Genußsucht, die mehr der Phantasie angehörte als brutalen Instinkten; aber auch dem Flüchtigen der Vorstellung gab ihr Wollen treibende Kraft.

Nur täuschte sie sich in Friedrich. Sie unterschätzte in ihm den Gegner. Daß mit diesem deutschen Riesen kein allzu leichtes Fertigwerden war, hatte sie bald empfunden. Aber sie glaubte an die Kraft seiner Liebe. In der Tat war das ein Fangeisen, in dem er hängen geblieben wäre, wenn nicht auch er seine Frau ver-

kannt hätte. Er hielt sie immer noch für das niedliche Pariser Kind, das sich nicht schwer erziehen lassen würde. So hatte er sich denn vorgenommen, sich nicht mehr über sie zu ärgern, sondern in Geduld und Ruhe an seinem Erziehungsproblem weiter zu arbeiten. Er wollte nichts überstürzen; er wollte aber auch nicht widerspruchslos nachgeben. Er ließ ihr ihre ‚faulen Tage', in denen sie zwischen Bett und Sofa wechselte; er ließ ihr auch moderne deutsche Literatur kommen, die sie kennen zu lernen wünschte, Romane von Spielhagen, Hesekiel, Meißner, der Fanny Lewald und Mühlbach, die sie flüchtig durchblätterte, um sie dann gelangweilt fortzuwerfen. Er fragte gelegentlich, ob sie ihn begleiten wollte, und wenn sie verneinte, küßte er sie und ließ sie mit einem Scherzwort daheim. Das verstimmte sie; sie fand keinen rechten Angelpunkt, um die Durchsetzung ihrer Zukunftswünsche einzuleiten und über das alltägliche Tun und Treiben hinauszukommen. Und auch er war verstimmt, daß sie sich nicht so leicht leiten ließ, wie er gehofft hatte. Langsam tat eine Kluft sich zwischen den beiden auf.

Um diese Zeit war Friedrich ganz besonders in Anspruch genommen. Die Ernte stand vor der Tür, eine neue Meierei sollte gegründet werden, die alte Koppelwirtschaft umgestaltet werden; in Liegnitz bereitete man eine Ausstellung landwirtschaftlicher Maschinen vor, deren Vorsitz er übernommen hatte, auch eine neue Konsumgenossenschaft, für die er sich sehr interessierte, sollte ins Leben gerufen werden. Dazu kam die Politik. Nach der Niederlage der Konservativen blies die ministerielle Sternzeitung Appell, und

die Kreuzzeitung brachte geharnischte Artikel über eine zweckmäßigere Organisation der verbliebenen Getreuen. Schon vernahm man von dem Zusammenschluß aller rechts stehenden Elemente zu einer großen patriotischen Vereinigung, die sich gegen das parlamentarische Regiment richten sollte; aus allen Provinzen wurden sogenannte Loyalitätsadressen an den König geschickt. Die alte Fraktion Stahl des Herrenhauses ließ wieder von sich hören, und die Herren von Plötz und Kleist-Retzow bombardierten Friedrich mit Briefen, um den unbequemen Outsider in ihr Lager zu ziehen.

In diesen Tagen klopfte Friedrich frühzeitig an die Schlafzimmertür seiner Frau.

„Haben madame la princesse schon gefrühstückt?" rief er, „und darf ich herein?"

Er trat ein. Victoire lag noch im Bett, das Frühstücksservice neben sich, Flauberts soeben erschienenen Roman ‚Salambo' in der Hand.

„Guten Morgen, mein Schatz," sagte der Fürst und küßte Victoire auf die Stirn, „wie hast Du geschlafen?"

„Ganz gut. Und Du?"

„Ebenso. Ich komme von einem Frühritt nach der Meierei. Du, das wird hübsch. Paläste für die Kühe und die neuesten Maschinen. Dabei eine köstlich idyllische Lage — das reine Trianon. Das solltest Du Dir einmal ansehen."

„Kann ich ja, Friedrich. Heut bin ich nicht griesgrämig. Wollten wir nicht nach Prerow?"

„Liebes Herz, ich wollte mir eben für zwei Tage Urlaub erbitten. Ich muß am Nachmittag nach Lieg-

nitz zu einer Komiteesitzung und morgen früh nach Branitz zu Pückler. Uebermorgen bin ich wieder zurück."

„Was ist in Branitz los? Jagd?"

„Nein. Prinz Albrecht ist da und möchte mich sprechen."

„Was will er von Dir?"

„Ich ahne nicht. Oder doch. Vielleicht zweierlei. Stillfried will mich an den Hof haben und Hohenlohe in die Verwaltung. Ich soll durchaus Karriere machen — so oder so. Aber ich will nicht. Ich bleibe lieber mein freier Herr und baue meinen Kohl."

Victoire richtete sich im Bett auf und ließ ‚Salambo' fallen. „Friedrich, Du solltest nicht so sprechen," sagte sie. „Setz Dich einmal zu mir — hierher auf das Bett — so viel Zeit wirst Du ja noch haben, mir geduldig zuzuhören —"

„Für Dich habe ich immer Zeit —"

„Ach Gott, Friedrich — wenn Deine Wirtschaft ruft oder . . . Also nun höre: ich möchte Dich allen Ernstes bitten, etwaige Vorschläge des Prinzen nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Als Dir der Antrag gemacht wurde, die Attachéstelle in Paris zu übernehmen, war ich vernünftig genug, Dir abzuraten. Jetzt aber handelt es sich um Beförderungen, die Dich nicht zwingen, ins Ausland zu gehen. Was für eine Hofcharge würde in Frage kommen?"

„Ich kann nur vermuten. Vielleicht eine Unterstützung Rederns. Das Oberstkämmereramt soll geteilt werden."

„Und bei der Verwaltung?"

„Möglicherweise die Stelle eines Oberpräsidenten. Herr von Selchow hat mir schon Anspielungen gemacht. Die politischen Verhältnisse sind so verworren, daß man froh ist, wenn man zusagende Kräfte findet. Aber ich eigne mich weder für die Bureaukratie noch für den Hof."

„Dem Hofe gehörst Du doch so wie so schon an."

„Nicht diensttuend. Dazu fehlt mir das Zeug. Außerdem kann ich mich nur schwer von meiner Scholle trennen. Ich halte die Selbstverwaltung der eigenen Besitztümer für die einzig praktische Form — vom privat- wie vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus. Sie allein wahrt mir völlige Unabhängigkeit; auch soziale und politische Vorteile kommen in Betracht. Das persönliche Interesse ist die Hauptsache."

„Gut. Aber wie machen es denn andre, die durch ihre Berufspflichten verhindert sind, dauernd auf ihren Besitzungen zu wohnen?"

Friedrich wurde ein wenig ungeduldig. „Vicky, da schafft eben die Notwendigkeit die Verhältnisse um," entgegnete er. „Aber diese Notwendigkeit liegt bei mir nicht vor. Keineswegs. Ich bin glücklich in meinem Kreise."

Sie streckte sich wieder im Bette aus. „Hast Du denn gar keinen Ehrgeiz?" fragte sie müde.

Friedrich stand auf. „Nicht in Deinem Sinne. Ein Hochflieger bin ich nicht. Wäre ich das, so könnte ich mit vierzig Jahren Minister oder Gesandter sein. Die Wege sind mir geöffnet, ohne daß ich mich selbst allzu sehr anzustrengen brauchte. Ich habe das Glück, an maßgebender Stelle zu gefallen. Vielleicht würde ich

auch nicht weniger Tüchtiges leisten als mancher andre; ein braver Beamter braucht noch kein Held zu sein. Aber der Durchschnitt würde mir nicht passen. Hier kann ich Größeres leisten — und hier stehe ich auf meinem Eigentume."

„Das ist egoistisch, Friedrich."

„Nein, es ist Gebot der Klugheit. Ich bescheide mich, weil ich einsehe, daß es das Rechte ist."

„Es ist ein kleinlicher Standpunkt — sei mir nicht böse. Richtung auf höhere Ziele galt immer für manneswert."

„Was manneswert ist, weiß ich allein," entgegnete Friedrich schroff. Eine drohende Falte trat auf seine Stirn. „Ich möchte wohl wissen, was Dich veranlaßt, mich auf Gebiete treiben zu wollen, die mir nicht zusagen. Ist das auch Ehrgeiz? Sei offen, Vicky."

„Ich brauche Dich nicht zu täuschen. Gewiß ist Ehrgeiz dabei. Es dünkt mich zu wenig für den Enkel des großen Herzogs von Castaing, wenn er sich sein Leben nach dem Durchschnitt eines simplen Gutsbesitzers einrichtet. Es spricht aber auch ein bißchen Selbstsucht mit. Ich würde mich freuen, wenn mir persönlich ein gesellschaftlich größerer Wirkungskreis geboten werden könnte . . . Pardon, ehe Du antwortest: Du darfst dieses Verlangen nicht falsch auffassen. Du sprichst von Deiner Natur, da kann ich auch meine Veranlagung betonen. Unsre Neigungen begegnen sich leider nicht. Ich bin erst seit einigen Wochen in Estedt, aber ich habe sofort gefühlt, daß ich zu einer Landwirtsfrau nicht passe. Ich sage: Landwirtsfrau —

mit Absicht; denn, Friedrich, ich weiß, eine solche sollte ich an Deiner Seite werden . . ."

Sie sah, daß ihr Gatte sich ihr mit einer heftigen Bewegung zuwandte, und schwieg. In der Tat: Friedrich war nahe daran, heftig zu werden. Er verkannte noch immer die Triebkräfte ihres Widerstandes, die tiefer lagen, als er ahnte; er dachte an törichte Launen und kindischen Unverstand — dachte auch an ihren Zustand und zuckte die Achseln.

„Landwirtsfrau klingt ein wenig verächtlich aus Deinem Munde," erwiderte er, „und sollte es wohl auch. Auf dem ‚simplen Gutsbesitzer' lag ein ähnlicher Ton. Ich könnte Dir darauf mancherlei entgegnen. Der simple Gutsbesitzer nennt ein Areal von über zwölftausend Hektar sein eigen — und die Landwirtsfrau könnte immerhin als Fürstin residieren, auch wenn . . . Aber nein, das ist es ja nicht. Das ganze Leben, das ich Dir biete, behagt Dir nicht. Und wenn ich daran denke, daß wir erst einige Monate verheiratet sind, so wirst Du begreiflich finden, daß mich das schmerzt."

„Pardon, Friedrich — es liegt mir nichts ferner, als Dich kränken zu wollen. Ich habe durchaus Respekt vor Deiner Individualität, möchte aber, daß Du auch die meine berücksichtigst. Und grade jetzt, wo wir noch am Anbeginn unsrer Ehe stehen, scheint es mir richtig, Dich nicht im unklaren darüber zu lassen, daß ich auf eine größere Weite des Daseins gehofft habe —"

„Auf rauschende Vergnügungen," fiel Friedrich ein, „auf ein Leben rein äußeren Glanzes."

„Doch nicht. Nicht so, wie Du meinst. Aber allerdings auf eine lebhaftere Bewegung innerhalb der Grenzen Deiner gesellschaftlichen Stellung.“

„Vicky . . .“ Friedrich zuckte wieder mit den Schultern und schritt auf und ab. Ein düsteres Ahnen quoll in ihm auf. Dieser Streit erschien ihm plötzlich wie der erste Anbeginn einer Vollziehung seines Schicksals. Aber er wehrte sich gegen die herabsinkenden Schatten. Victoire war ein Kind: man mußte sie vorsichtig behandeln . . . „Sieh, Vicky,“ begann er von neuem und blieb stehen, „Du kennst ja eigentlich noch gar nicht das Leben auf unsern Gütern. Wir sind kaum von der Scholle gekommen. Es ist jetzt auch eine gesellschaftlich stille Zeit. Zudem legte ich Dir absichtlich Schonung auf. Aber nach der Ernte beginnt der Trubel. Da geht es hin und her, da rollen die Wagen; die Jagden kommen, die Rennen, die Feste. Es wird auch Dir zuweilen zu viel werden. Ueberdies — einen Vorschlag, Vicky. Im August beginnen die Beratungen über den Militäretat. Da muß ich auf einige Zeit nach Berlin. Nun ist Berlin im Hochsommer sicher nicht der Gipfel des Genusses. Aber es bringt Dir vielleicht Abwechslung. Komme mit. Unser Haus ist in Ordnung, und was wir an Dienerschaft brauchen, begleitet uns.“

Sie nickte und streckte ihm die Hand entgegen. „Du bist lieb, Friedrich,“ sagte sie weich. „Mein Gott, ich fühle ja, es ist nicht immer leicht, mit mir auszukommen. So ganz einfach bin ich nicht. Manchmal erschrecke ich vor mir selbst, wie rasch sich in mir die Konflikte entspinnen. Aber ich kann mich auch bessern.

Gib mir einen Kuß, Friedrich. Wenn wir erst ein Baby haben, werde ich mich allgemach dem Ideal der deutschen Hausfrau nähern. Wann reist Du nach Liegnitz?"

„Mit dem Dreiuhrzuge."

„Gut; da frühstücken wir also noch zusammen. Wo willst Du jetzt hin?"

„Nach der Kiefernschonung bei Damnow. Da ist in der Nacht ein leichtes Bodenfeuer ausgebrochen. Dicht an der Bahn, also wahrscheinlich durch Funken der Lokomotive veranlaßt. Längst gelöscht — aber ich will mir die Sache einmal ansehen. Wir müssen Schutzstreifen anlegen."

„Addio . . . Und, Friedrich: ich komme nicht mehr darauf zurück. Nur noch den letzten Rat. Sollte Prinz Albrecht Dir wirklich Vorschläge machen wollen: lehne nicht ohne weiteres ab."

Sei gewiß, daß ich reiflich überlegen werde. Nur . . . aber ich werde ja hören . . ."

Er hob den auf den Boden gefallenen Flaubertschen Roman auf, legte ihn auf die Bettdecke zurück, zog noch einmal die Hand seiner Frau an die Lippen und ging.

Vor dem Seitenportal des Schlosses, von dem aus eine Hagebuchenallee an der Grenze des Parks hangab führte, stand der erste Stallknecht mit dem befohlenen Reitpferde. Sonst pflegte der Fürst gewohnheitsgemäß, ehe er sich in den Sattel schwang, erst einmal um den Gaul herumzugehen, um sich von seiner Kondition zu überzeugen, auch wohl leicht mit den Fingern über die Fesseln zu streichen und ihm den Hals zu klopfen. Heute stieg er sofort auf und ritt schweigend

davon, zur Verwunderung des Oberstallknechts, mit dem er sonst gern ein paar Worte wechselte.

Er ritt langsam und mit tiefhängendem Zügel; auch das war sonst nicht seine Gewohnheit. Er saß lasch zu Pferde, den Rücken gekrümmt und die Füße weit in die Bügel geschoben. Er schaute auch nicht mit hellem Auge um sich, wie er immer tat, wenn es durch die Felder ging, sondern hatte den Kopf geneigt, als ob er träumte.

Aber er träumte nicht. Er grübelte. Sein Wesen hatte eine starke Erschütterung erlitten, sein Frohmut eine Herabdrückung. Er grübelte über die Plötzlichkeit einer Enttäuschung, gegen die es kein Wehren mehr gab. Aber es war kein ernsthaftes Grübeln, keine Konzentration der Gedanken; mehr eine Rückschau, die ihm Klarheit bringen sollte. Er dachte an allerlei aus der Vergangenheit, an den jubelnden Glücksrausch der Pariser Tage, an die Idylle von Cimiez, und es waren bestimmte Einzelheiten, die sich in der Erinnerung besonders scharf umrissen formten. So stand deutlich die Plauderstunde in seinem Gedächtnisse, die er mit Victoire im Wintergarten des Hotels Castaing verlebt hatte. Sie hatten darüber gesprochen, ob sich ein Brautpaar in der gewöhnlich kurzen Zeit vom Verlobungs- zum Hochzeitstage einigermaßen kennen zu lernen vermöge, und er entsann sich, gesagt zu haben, daß es für den Liebenden genug sei, die Geliebte durch das Medium seiner Neigung im Bilde des Herzens festhalten zu können. Sie hatte opponiert; das tat sie gern. Sie hatte erwidert, dann müsse das Urteil immer zu optimistisch ausfallen, und hinzugefügt —

er hörte sie sprechen: „Wenn Du einmal einsehen solltest, daß Du Dich in mir getäuscht hast — wirst Du mich dann noch lieben können? . . .“

Die Enttäuschung war schneller gekommen, als man je hätte ahnen können; sie war da, war nicht ein Selbstbetrug, sondern hatte sich zur Wirklichkeit verdichtet und drohte wie eine große, tintenschwarze Wolke am Himmel seines Glücks. Sie war noch lange nicht die Vernichtung seiner Liebe — ganz gewiß nicht; aber das stand fest, daß sie zu Kämpfen führen mußte

Ist es begreiflich? fragte sich Friedrich, und das Herz hing ihm schwer in der Brust. Victoire stammte aus gutem und reichem Hause. Aber durch das Haus hatte immer viel mehr der Hauch einer gewissen zufriedenen Bürgerlichkeit geweht als der Odem vornehmer, abgeglätteter Müßiggängerei. Und Victoire selbst war ihm in der Verlobungszeit nie so erschienen, als ob sie für ein flatterndes Obenhinaus Neigung gehabt hätte; im Gegenteil, er glaubte in den tiefen Wurzeln ihres Wesens einen Hang zu deutscher Behaglichkeit gespürt zu haben — wie froh hatte sie sich noch in der Stille von Cimiez gefühlt! Woher kam dieser plötzliche Umschwung? —

Er wußte ja nun, was sie wollte. Mehr auf die Höhen des Lebens — zu einem helleren Glanze ihrer Fürstenkrone. . . . Und da empfand Friedrich zum ersten Male diese schöne geschlossene Krone als etwas Unbequemes. Sie hatte ihn noch nie gestört; sie hatte seinem Leben weder festlichen Schimmer gegeben, noch Wunden auf seine Stirn gedrückt. Sie war da gewesen, als er ins Dasein trat — ein Titel zu seinem Namen,

nicht mehr. Und nun mußte die eigene Frau es sein, die sie ihm lästig werden ließ. Wäre er ein schlichter deutscher Freiherr gewesen — vielleicht hätte Victoire sich dann leichter gefügt. Und die Gedanken setzten hinzu: ‚Dann würde sie Dich wahrscheinlich gar nicht geheiratet haben . . .‘ Es lag etwas Entwürdigendes in der vagen Vermutung, daß nur die Fürstenkrone sie gelockt haben könnte. Der Anstand fuhr scheuchend durch diesen häßlichen Ideengang.

Dennoch fühlte Friedrich, daß seine Stirn tropfte. Es war heute gar nicht so heiß. Ein Wind ging über die Felder. Aber die Tropfen rannen. Friedrich strich mit dem Taschentuch über das heiße Gesicht. Und nun sah er sich auch um. Er war falsch geritten. Die Kirschenallee führte nach Seehausen, und er wollte nach dem Damnower Vorwerk. Aergerlich stieß er ein Schimpfwort aus, das ihm selber galt, und wollte den Gaul wenden.

Aber da sah er unterhalb der hängenden Wipfel trabende Pferdebeine und ein wehendes Kleid. Er hielt an. War das nicht Aline?

Nun hatte auch sie ihn erkannt. Sie winkte und rief Hallo. Dann setzte sie ihren Gaul in Galopp, parierte unmittelbar vor ihm und legte die rechte Hand zu militärischem Gruße an ihre kleine rote Jockeimütze.

„Habe die Ehre, Durchlaucht,“ rief sie. „Auf dem Wege zu uns?“

Er reichte ihr die Hand. „Ich könnte Ja sagen, aber es würde die Unwahrheit sein. Ich habe mich verritten.“

„Verritten? Herr Friedrich, der hier Weg und Steg kennt!?"

„Es ist so. Ich träumte."

„Auch das ist mir neu. Ein Mann der Praxis so tief in Reflexion, daß er der Straße nicht achtet?"

„Ach, Aline, oft auch ein Mensch der Illusionen, dem vor dem Absturz in die Wirklichkeit graut."

Sie sah ihm schärfer in das Gesicht.

„Wo wollten Sie hin?" fragte sie.

„Nach Damnow —"

„Ich weiß schon. Das Waldfeuer. Darf ich Sie ein Stückchen begleiten?"

„Bitte. Ich sehe Sie jetzt so selten. Das war früher anders."

„Lieber Freund, Sie sind ein junger Ehemann und müssen sich Ihrer Frau widmen."

„Aber ich tue es zu wenig. Nicht wahr? Ich racke draußen umher und lasse meine Frau allein. Halten Sie mir einmal eine Strafpredigt. Eine energische. Ich möchte aus Ihrem Munde hören, daß Victoire im Recht ist, nicht ich . . . Da haben Sie schon mein Bekenntnis. Es fuhr mir heraus. Die alte Gewohnheit: wenn ich mit Ihnen zusammen komme, liegt mir das Herz auf der Zunge . . ."

Sie bogen aus der Allee rechts ab und ritten zwischen weiten Kleefeldern, die ein Stand gelben Roggens begrenzte, dem Walde zu.

„Also eine Strafpredigt," sagte die Komteß. „Warum nicht? Ich hätte Sie Ihnen schon neulich halten können, als Sie bei uns Besuch machten. Da war ich beinah so weit. Ich hatte das Gefühl, daß Sie

Ihrer Frau zu viel zumuteten. Wahrhaftig, Friedrich. Sie ist kein derbes Landkomtessel; sie verlangt behutsamere Behandlung."

„Schön. Ich habe es dumm angefangen, sehr dumm. Aber was nützt mir die Einsicht?"

„Viel. Sie müssen andre Mittel und Wege finden, Victoire für Ihre Interessen zu gewinnen."

„Bitte, welche? Ich habe vorhin erst mit ihr gesprochen. Ihr Sehnen wächst weit über den Kreis dessen hinaus, was mich bisher mit Tatkraft und Lebensfreude erfüllte ... Aline, ich freue mich, daß ich Sie getroffen habe. Es gibt keinen Menschen auf der Welt, dem ich mich anvertrauen würde — selbst meiner Mutter nicht. Da würde ein — ich möchte sagen, ein Gefühl der Scham mich zurückhalten. Bei Ihnen ist es anders. Wir sind immer gute Freunde gewesen — wir haben uns nie etwas verschwiegen. Und wenn ein Freier zu Ihnen kam, da war ich der erste, den Sie fragten: was tun?"

„So ist es. Es war übrigens schon wieder einer da."

„Ein Freiersmann?"

„Ja. Graf Bürgenstock."

„Das schwante mir längst. Das letzte Glied der Kette. Nun ist auf zwanzig Meilen im Umkreise kein Eheloser mehr zu finden, den Sie nicht mit einem Korbe beglückt hätten. Denn ich nehme an, auch Bürgenstock wird wieder unverrichteter Sache heimgekehrt sein."

„Dreitägige Ueberlegung wie sonst. Papa redet zu."

„Ich auch, Aline."

„Das geschah jedesmal, aber immer fehlte die überzeugende Kraft."

„Diesmal nicht. Was mißfällt Ihnen an ihm?'

„Nichts. Aber ich liebe ihn nicht."

Friedrich schwieg. Ein rascher Blick flog über die Reiterin, die dem ganzen jungen Adel des Kreises schon schwere Tage bereitet hatte. Das war begreiflich. Sie war keine Schönheit, die die Herzen hinreißen konnte: ihr Zauber lag in dem Landfrischen ihrer Persönlichkeit, der wie Duft der Frühlingserde war und wie der Atem des Maiwaldes. Und das mochte die Junker reizen. Zudem: diese starke Maid mit ihrer hohen Brust und ihren schwellenden Gliedern stand mit den festen Füßen auf einem Prachtbesitz von zehntausend Morgen mit Rübenboden und herrlich geschontem Wald. Da lohnte sich schon eine verzehrende Leidenschaft. Aber sie nützte nichts. Aline wies einen nach dem andern ab und hatte immer dieselben Gründe: sie wollte bei ihrem blinden Vater bleiben — oder nur den heiraten, den sie wirklich liebte.

‚Es ist schwer, Ihnen zu raten, Aline," sagte Friedrich. „Ihr Standpunkt ist der alte geblieben — und er war ja auch immer der meine. Aber . . ."

Wieder schwieg er. Schwankende Stimmung drängte ihn zu freimütiger Aussprache; der Mangel an innerer Klärung hielt ihn zurück. Es fehlte ihm an einer Bekenntnisformel. So sprechen, wie ihm im Augenblick ums Herz war, konnte er nicht; da wäre er bitter geworden und hätte sicher auch Victoire unrecht getan.

Sie spürte sein Zögern. „Lieber Friedrich,“ sagte sie, „lassen wir mich einmal aus dem Spiel. Ich weiß ja doch, was ich tun muß — und Bürgenstock wird sich trösten. Es hat sich noch jeder getröstet. Sprechen wir von Ihnen. Daß etwas an Ihnen nagt, habe ich neulich schon gemerkt. Und wie gesagt, ich war geneigt, Ihnen die Hauptschuld zu geben. Eine so stark ausgeprägte Wesenheit wie Ihre Victoire läßt sich nicht ohne weiteres meistern. Das ist ausgeschlossen, ist auch nicht nötig. ‚Ursprünglich eignen Sinn laß Dir nicht rauben.‘ Das ist ein Goethescher Spruch.“

„Es ist ein Unterschied zwischen eignem Sinn und Eigensinn, Aline. Und dann kann auch ich beanspruchen, daß meine Selbstentwicklung respektiert wird. Bin ich nicht der Mann?“

„Ja, natürlich. Aber, Liebster, es tut nicht immer gut, sich als den Stärkeren aufzuspielen. Gegenseitiges Verständnis setzt Duldung voraus.“

„Ich hatte sie; nur wird sie mir schwer gemacht. Was Victoire möchte, kann ich ihr um meiner selbst willen nicht zusagen.“

„Was möchte sie?“

„Einen anderen Lebensstand. Ich fühle es ganz deutlich: das ruhige Landdasein behagt ihr nicht — schon jetzt nicht, am Beginn unsrer Ehe — und in einer Jahreszeit, die alle Welt auf das Land drängt.“

„Bieten Sie ihr Abwechslung. Laden Sie Gäste zu sich. Die Ernte ist ja bald vorüber.“

„Soll alles geschehen — sagte ich ihr auch schon. Aber sie will mehr. Sie hat ehrgeizige Wünsche. Hofleben, großen Train, einen Hausstand wie bei Igel-

steins. Verstehen Sie, Aline: Wirkungen nach außen hin, die mir gräßlich sind. Ich habe keine Anlagen zum Schranzendienst — und gar keine zu elegantem Nichtstun. Ich bin, der ich bin."

Er hatte die letzten Worte erregter gesprochen. Es flog heiß durch sein Herz. „Mein Gott," rief er, „ich bin hier aufgewachsen und habe meine Scholle lieb! K a n n ich sie nicht lieb haben? Schauen Sie sich um: so weit Ihr Blick reicht, reicht auch meine Welt. Ich habe Estedt erst groß gemacht. Es ist unter meinen Händen aufgeblüht. Es ist mir ans Herz gewachsen. Und doch bin ich hier nicht verknöchert. Nein, das bin ich nicht. Ich war nie einseitig genug, nur meinem Acker zu leben. Und am allerwenigsten würde ich das von Victoire verlangen. Sie soll die Gesellschaft haben, die Großstadt, den Hof. Das ist selbstverständlich: dafür ist sie meine Frau. Aber sie soll mir auch d a s lassen, was mir erst das Leben wert macht: mein Arbeitsfeld."

Aline konnte nur zustimmend nicken. Das begriff sie durchaus; die Liebe für das unschätzbare Gut der festen Seßhaftigkeit auf eigner Erde besaß auch sie. Das lag nun einmal im traditionellen Empfinden des deutschen Adels. Sie wußte nicht recht, was sie erwidern sollte. In Schutz nehmen konnte sie Victoire nicht mehr. Es gab nur noch eine Frage, die sie stellen wollte; aber obschon ängstliche Prüderie nicht ihre Sache war, scheute sie sich doch, sie auszusprechen. So sagte sie:

„Ich glaube, Friedrich, Sie fassen das alles zu ernst auf — viel zu wuchtig. Victoire ist noch jung. In ihren eitlen kleinen Wünschen sehe ich keine Gefahr für die Zukunft. Es wird sich ändern, wenn sie erst Familie hat."

‚Das ist meine Hoffnung,“ rief Friedrich; „weiß Gott, daran klammre ich mich! Aline, ich schrei' es sonst nicht in alle Winde; aber Ihnen will ich es anvertrauen: sie erwartet um die Weihnachtszeit. Es soll mir das schönste Festgeschenk sein. Ob Bube oder Mädel — ganz gleich! Freilich: einen Buben ziehe ich vor. Ich sagte es schon der Mama: zwölf Jungen wünsche ich mir. Estedtsche Orgelpfeifen. Und das glaube ich auch, daß sich dann vieles im Charakter Victoires ändern wird.“

„Sicher. Und nicht nur das. Ich bin überzeugt, daß die Unruhe ihrer Begehrlichkeit zum großen Teil in dem Geheimnis ihres körperlichen Befindens liegt. Darauf müssen Sie Rücksicht nehmen. Verlangen Sie kein stürmisches Anderswerden. In diesem Falle müssen Sie wirklich wieder die alten diplomatischen Grundsätze hervorsuchen. Dilatorische Behandlung, sanfte Versprechungen und auch ein geschicktes Ablenken. Schaffen Sie ihr Zerstreuung.“

„Ganz meine Meinung. Ich will sie zu Beginn der Budgetsitzungen mit nach Berlin nehmen. Jetzt erlaubt es ihr Zustand noch.“

‚Sehr gut. Da habt Ihr ein hübsches Haus, die Eröffnung der neuen Theatersaison, italienische Oper, Wachtel und die Trebelli, und je nach Gefallen Gäste zu Hauf, könnt Euch zurückziehen oder die Welt umarmen — ganz wie Ihr wollt . . . Und nun sind wir an der Damnower Heide, Friedrich. So weit wollte ich gar nicht mitreiten, aber ich bereue es nicht. Jetzt heißt es, im Galopp heimwärts und über die Felder karriolen, damit die Leute wenigstens von weitem die

Herrin wittern. Mit meinen Vorschnittern bin ich diesjährig sowieso nicht zufrieden . . . Friedrich, die Hand. Ich möchte wieder Sonne auf Ihrem Gesicht sehen. Denken Sie an die Weihnachtszeit — und wenn Sie im Begriff sind, sich ärgern zu wollen: denken Sie immer nur an das Weihnachtsengelchen, das zur Erde niedersteigen und zwischen Eurem Sein und Wirken schon das nötige Gleichgewicht herstellen wird. Gruß an Victoire. Adjö, Friedrich."

Sie sprengte davon. „Tausend Dank, Aline!" rief Friedrich ihr nach; dann wandte er sein Pferd und ritt langsam in die feuergeschwärzte Kiefernschonung hinein. Die Flammen hatten das trockene Gras gefressen, die Farne verdorrt, auch hier und da die Nadeln von dem untern Gezweige gesengt, im allgemeinen aber nicht viel Schaden angerichtet. Es ließ sich ertragen. Doch wäre der Schaden auch größer gewesen: er hätte in dieser Stunde nicht allzu sehr das Herz Friedrichs beschwert. Die kurze Unterredung mit Aline hatte ihm die Seele befreit. Ihm war wieder froher zumut und hoffnungsvoller, und als er den Damnower Förster sah, der ihn hier zum Rapport erwartete, rief er ihm mit heiterer Stimme zu: „Na, Hartwig, das hätte schlimmer kommen können! Da wollen wir uns keine grauen Haare wachsen lassen." Das Bodenfeuer war gemeint; aber er dachte dabei unwillkürlich auch an das junge Leid seiner Ehe.

Umgekehrt war es Aline ergangen. Die helle Freude, Friedrich einmal wieder zu sehen, war rasch erblichen, und jetzt ritten mit ihr die Sorgen um ihn. Sie

war geneigt gewesen, sich auf die Seite Victoires zu stellen, denn sie kannte ihren Freund Friedrich und seinen Feuereifer für die derbe Realität der Landwirtschaft. Aber nun sah sie wohl, daß in dem Widerstande Victoires keineswegs nur eine ästhetische Scheu vor handgreiflicher Arbeit lag oder ein erschrecktes Befremden vor dem Ungewohnten. Möglich, daß die Genußsucht an ihr rüttelte, möglich auch, daß ihr physischer Zustand sie launenhaft machte. Doch wenn man alle Möglichkeiten erwog: sie gaben immer noch keine Erklärung für diesen raschen Bruch in einer glücklich begonnenen Ehe, für eine Entzweiung, die sich sicher noch einmal zusammenflicken ließ, die aber ebenso sicher das erste Merkmal eines langsamen Auseinandergehens bildete. Man konnte Victoire nicht als albernes Kind beurteilen, das plötzlich Sehnsucht nach dem Glanz der Sterne bekommt und in den Himmel greifen will. Dazu war sie zu klug. Und das war es, was Aline unruhig stimmte: die Klugheit Victoires stand im Gegensatz zu ihren Wünschen. Es mußten noch andre Motive mitsprechen, die sie veranlaßten, nach jenen „Wirkungen nach außen“ zu suchen, von denen Friedrich gesprochen hatte: vielleicht eine heimliche Rastlosigkeit, die ihren Grund in psychischen Ursachen hatte — vielleicht aber auch eine ganze Klarheit und eine leitende Idee: die Ueberzeugung, daß sie selbst erst dann ein Glück in dieser Ehe finden würde, wenn sie Friedrich allen ihren Plänen gefügig gemacht hatte . . .

Aline riß an den Zügeln: es war ein nervöses Zucken der Hand. „Ein Pantoffelheld wird er nie,“ sagte sie sich; „eher geht die Liebe zum Teufel“ . . .

Nun ritt sie über Seehausener Erde. Auf allen Feldern arbeiteten die Leute. Die Sensen glitzerten, die Garben fielen. Sie lenkte ihr Pferd auf einen Stoppelacker; ein tiefer Seufzer schwellte ihre Brust. „Armer Kerl," murmelte sie, „armer Freund" . . . Sie hätte weinen können. Aber die aufquellende Weichheit störte sie. Ein tobendes Gegengefühl setzte ein. Herrgott, wie anders hätte alles kommen können! Ein Wort weniger zur unrechten Zeit, und ein einziges Wort zur rechten Stunde.

„Narr!" rief sie laut, griff fest in die Zügel und jagte über das erdspritzende Feld.

XIII.

Der Besuch in Branitz hatte Friedrich nachdenklich werden lassen. Prinz Albrecht-Vater, ein treuer Freund des Fürsten Pückler und immer noch der alte Jagdliebhaber, hatte sich unerwartet angesagt, um die neuen Hundezwinger in Branitz zu besichtigen. Das brauchte nicht nur ein Vorwand gewesen zu sein, denn der Prinz erschien öfters nach kurzer Ansage, gewöhnlich nur von seinem Adjutanten begleitet, bei Pückler, wilderte mit ihm ein bißchen umher, ohne sonderliche Rücksicht auf den Schonkalender, und saß dann bis Mitternacht beim Whisttische, wobei er Champagner mit Selterwasser trank. Bei diesem Anlaß aber hatte er ausdrücklich um eine Benachrichtigung Estedts gebeten, mit dem er schon zu öfterem in Branitz zusammengetroffen war. Es

handelte sich um dieselbe Angelegenheit, über die bereits Graf Bernstorff mit Friedrich in Berlin gesprochen hatte: um die Schaffung des Postens eines besonderen militärischen Attachés für Paris. Herr von Bismarck hatte darüber mit Napoleon konferiert: auch der Name Estedts war genannt worden, und der Kaiser hatte sehr lebhaft erklärt, daß der junge Fürst, den so enge verwandtschaftliche Interessen mit Frankreich verbanden, ihm außerordentlich willkommen sein würde. Aber die Sache eilte nicht; sie hatte Zeit bis zum Herbst, selbst bis zum Winter. Nur betonte der Prinz, daß auch sein königlicher Bruder sich freuen würde, wenn Fürst Friedrich sich dem Anerbieten geneigt zeigen wollte.

Alles das ging Friedrich sehr durch den Kopf. Er war vorsichtig genug, sich Victoire gegenüber auf knappe Andeutungen zu beschränken. Ließ sich die Geschichte bis zum Winter hinausziehen — um so besser. Bis dahin konnte sich mancherlei verschoben haben. Jedenfalls gewann er Zeit. Er dachte auch daran, sich gelegentlich eine persönliche Audienz beim Könige zu erbitten, um ihm auseinander zu setzen, wie wenig er sich für den in Aussicht genommenen Posten eigne. Vorläufig gab es für ihn kein Schwanken: er wollte ablehnen. Das war sein fester Entschluß. Aber er verschwieg ihn Victoire. Er ließ noch alles im ungewissen. Auch hatte der Landtag erst den Etat zu bewilligen: so lange war an den neuen Attaché nicht zu denken.

Die Aussicht auf Berlin stimmte Victoire heiter. Sie fand ihre Laune wieder. Auch gab es sonst in der

nächsten Zeit allerhand Abwechslungen. Die Schönlancks luden zu einem kleinen Diner nach ihrem Mückenschloß, und Amtsrat Kiekebusch, der am schnellsten mit seiner Ernte fertig war, weil er wenig Acker besaß, veranstaltete eine Schnitzeljagd, der Victoire von einer Anhöhe aus im Wagen zuschaute. Dann fuhr man einmal nach Prerow und einmal nach Hövelriede. Das schlichte Prerower Landhaus mit seiner altväterischen Einrichtung fand Victoire reizend; hier wollte sie einmal eine Gesellschaft geben, bei der alles im Biedermeierkostüm erscheinen sollte. In Hövelriede blieb man zwei Tage, frühstückte des Morgens unter den Buchen vor dem Portal, ging viel im Wald spazieren, ließ sich von der Förstersfrau ein frugales Mittagessen kochen und spielte am Abend eine Partie Schach. Auch das gefiel Victoire; eine Kahnfahrt im Mondenschein begeisterte sie; nun wollte sie nur noch ein Waldgewitter sehen, das im Augenblick nicht zu beschaffen war.

Endlich traf für einen der ersten Augusttage eine Einladung nach Schloß Igelstein ein. Das war die einzige Gesellschaft, die die Igelsteins im Sommer gaben. Sie verabschiedeten sich damit von der Nachbarschaft, weil sie bald darauf auf die rheinische Besitzung der Fürstin und dann auf ein Tiroler Schloß übersiedelten, das der Fürst gelegentlich geerbt hatte und aus irgendwelchen, mit standesherrlichen Rücksichten verbundenen Gründen alljährlich auf ein paar Wochen bewohnen mußte.

Zu den Igelsteins fuhr Victoire in großer Toilette; noch erlaubte ihr ihre Figur, sich schön zu machen. Das Kostüm stammte von Worth und war das Neueste

gewesen: Moiré antique über einer ungeheuren Krinoline, ganz und gar mit prachtvollen Spitzenvolants garniert; dazu eine Schoßtaille mit eckigem Ausschnitt und langen Aermeln und einem nur aus Spitzen bestehenden Figarojäckchen; die Netzcoiffüre aus Blondentüll mit einem Diadem aus Samtblumen, über denen ein Falter in Brillanten sich wiegte. Friedrich war im Frack mit dem Stern des Hausordens, einem Schmuckstück, das noch aus der Zeit stammte, da die Fürsten von Estedt Urgrafen vom Rhein gewesen waren und das er allein zu tragen berechtigt war; verliehen durfte der Orden nicht werden.

Es war eine Genugtuung für Victoire, daß sie Aufsehen erregte, und auch Friedrich war stolz auf seine hübsche Frau, an der ihn nur etwas irritierte, was sonst niemandem auffiel: sie war in den letzten Tagen ein wenig blaß gewesen und hatte heute lebhaft gerötete Wangen. Der Gedanke, daß sie sich geschminkt haben könne, belästigte ihn für einen Augenblick; dann lächelte er darüber. Es war sicher ein Irrtum; außerdem: die Hauptsache war, daß sie wunderschön aussah. Unter dem Blondentüll und den Phantasieblumen ihrer Coiffüre flimmerte die Last ihres weizengoldenen Haares; die Anmut dieses reizenden Kopfes war köstlich. Als sie in den Empfangssaal geführt wurde, schwieg die Unterhaltung: ein Augenblick der Ueberraschung trat ein. Dann schien es, als ob ein leises Murmeln der Bewunderung laut werden wollte: diese kleine Pariserin war wirklich entzückend. Natürlich, alle Welt sagte es: ganz Pariserin. Und wer nie in

Paris gewesen war, behauptete erst recht: Pariserin vom Scheitel bis zur Sohle.

Es waren an hundert Gäste geladen: außer den Landnachbarn die Regierungsbehörden der Provinz, Herren vom Gericht und zahlreiche Offiziere. Der Hofchef stand an der Tür des großen Empfangssalons und geleitete die Ankommenden zu dem fürstlichen Paare, das in der Mitte des Raumes eine Art Cercle hielt: die Fürstin in einem merkwürdigen nilgrünen Kleide mit grasgrünem Ueberrock und riesigen offenen Glockenärmeln, die mit Spitzen gefüllt waren — er in lichtblauem Frack mit Silberknöpfen und perlgrauen Beinkleidern, die sich ganz eng und in kleinen Falten um die Lackstiefel schlossen. Seine weiße Krawatte mit dem blitzenden Solitär oberhalb der Seidenweste war wieder ein Meisterstück künstlerischer Knüpfung und Verschlingung. Er sah sehr vornehm aus mit dem feinen Lächeln auf seinem grauen verknitterten Gesicht und sprach Victoire in tadellosem Französisch an.

Zum Diner, das in dem großen Marmorsaal stattfand, dessen schimmernde Wände das Leuchtgrün der alten Bäume vor den Fenstern wie mit Patina überzog, führte der Fürst Victoire. Auf ihrer anderen Seite saß der Oberpräsident der Provinz, ihr gegenüber die Fürstin, die einen reichen Magnaten, den alten Grafen Gödollu, als Nachbar hatte. Friedrich führte die Gräfin Schönlanck, und er konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er sah, daß eine Ironie des Schicksals Aline Seehausen dem jungen Grafen Bürgenstock als Tischdame gegeben hatte. Im übrigen kehrte sein Auge immer wieder zu seiner Frau zurück, die sich nach allen

Seiten hin angeregt zu unterhalten schien. Er war von Herzen froh darüber. Diese letzten glücklichen Tage hatten jede Verstimmung verwischt.

Das Diner, das ländlicher Sitte nach schon um sechs Uhr begonnen hatte, währte kaum über eine Stunde, so daß es noch hell war, als man in der Sommergalerie den Kaffee trank. Nun wurde Victoire auch von der Jugend umworben. Die Leutnants machten sich heran und die Referendare; Friedrich sah die Spitzen ihres Kleides zwischen schwarzen Fracks, den Kollern der Kürassiere, den Waffenröcken der Infanteristen. Und dann schob sich ein Arm unter den seinen.

„Einen Augenblick, Estedt," sagte Graf Bürgenstock, „ich muß Dich mal sprechen."

Sie fanden einen Platz zwischen chinesischen Wandschirmen und Yukkapalmen und kleinen lackierten Tischen, auf denen flüchtige Hände halb geleerte Likörgläser niedergestellt hatten.

„Estedt, Du mußt mir helfen," fuhr Bürgenstock in gedämpftem Tone fort, durch den eine sichtliche Erregung zitterte. „Ich will mich kurz erklären: ich habe um die Komteß Seehausen angehalten, und sie hat mich abgewiesen. Das habe ich zunächst erwartet. Aber es ist für mich noch nicht das Ende der Affäre. Ich liebe das Mädchen aufrichtig. Ich bitte Dich, steh mir bei. Euch verbindet eine alte Freundschaft, Du kennst auch mich wie Dich selbst. Sei mein Vermittler."

„Wenn ich es sein könnte, Egon," erwiderte Friedrich, „dann würde ich mich Deiner auch von ganzem Herzen annehmen. Aber Aline ist eigenwillig. Zureden läßt sie sich ganz gewiß nicht. Sie entscheidet

selbst. Uebrigens hattest Du sie ja auch bei Tische neben Dir —"

„Ja," fiel Bürgenstock ein. „Es war eine peinliche Situation. Wir sprachen von allem Möglichen — immer so von oben hin — und trotzdem muß sie gefühlt haben, wie es in mir aussieht . . . Friedrich, ich bin wirklich in Verzweiflung. Sie verschanzt sich hinter ihren blinden Vater. Das tat sie immer, wenn sie ein Todesurteil aussprach. Aber es ist Unsinn. Wir nehmen den alten Herrn zu uns ins Haus. Ach Gott, das ist ja doch nur eine Ausrede!"

„Natürlich ist sie das."

„Was hat sie denn an mir auszusetzen? Bitte, Friedrich, was? Ihr Besitz macht mich nicht glücklich; ich habe selber genug. Ich bin von gutem Adel, bin unabhängig, bin doch auch ganz leidlich gewachsen —"

Friedrich lächelte. „Du bist sogar ein hübscher Kerl," warf er ein, „etwas zu blond und zu schwipp im Oberkörper, namentlich im Sattel. Aber im allgemeinen: ein Mädel kann sich schon gratulieren, wenn sie Dich zum Mann kriegt. Auch Aline könnte das. Nur weiß ich von ihr, daß sie erst heiraten will, wenn sich bei ihr die Liebe meldet."

Bürgenstock wurde eifrig: „Estedt, ich bitte Dich . . . ich bitte Dich, Friedrich, bei allem Respekt vor Aline: aber das ist doch Redensart. Wenn sich die Liebe meldet — Herrgott, wie lange will sie denn da warten!? Sie soll mich nur heiraten — ich verpflichte mich, daß sie binnen vierzehn Tagen rasend verliebt in mich ist. Das laß nur meine Sache sein."

„Na ja, Egon, ich bin ja davon überzeugt — aber ... Ich will Dir etwas sagen: ich werde Gelegenheit finden, noch einmal mit ihr zu sprechen. Ich werde ihr alle Vorzüge der Partie auseinandersetzen und Dich als Muster eines Ehemanns schildern — in vollem Ernste — — nur mache ich Dich gleich darauf aufmerksam, daß sich die Geschichte nicht übers Knie brechen läßt."

„Schadet nichts. Ich kann warten. Einen andern laß ich doch nicht vor. Da knall' ich los."

„Sei nicht so blutdürstig. Also abgemacht. Nun still — ich sehe Kiekebusch und Wolters kommen. Sie hetzen den ganzen Kreis gegen Schönlanck auf. Diese verdammte Politik. Wenn keiner was von Vermittlung wissen will, galoppieren wir wieder en pleine carrière in die Konflikte rein . . ."

Politisiert wurde in der Galerie überall, wo ein paar Herren beieinander standen. Namen wie Twesten, Gneist, Bunsen, Bockum-Dolffs wurden genannt. Der Oberpräsident schimpfte inmitten eines Kreises von Regierungsräten auf die Marinekommission, die in der Frage der Kriegsflotte nicht zum Abschluß kommen konnte. Fürst Igelstein hatte Nachrichten aus Paris: Napoleon habe sich Bismarck gegenüber über eine völlige Umformung des deutschen Bundes ausgesprochen. Und dann wisperte man wieder von der neuen patriotischen Liga, für die Graf Eberhard Stollberg Unterschriften sammelte, und die einen Damm gegen die Uebergriffe des Parlamentarismus bilden sollte.

Nur die jüngere Welt umschwärmte nach wie vor die Damen. Victoire saß jetzt in einem dichten Zirkel

von Kavallerieoffizieren, die alle den Kopf vorgeschoben und den Rücken ein wenig gekrümmt hatten, um besser ihren Worten lauschen zu können. Friedrich hörte das fröhliche Lachen seiner Frau und freute sich darüber. Mein Gott, sie war ja noch so jung und amüsierte sich gern; es schadete auch wahrhaftig nicht, wenn sie sich ein bißchen die Kur machen ließ. Als er an der Gruppe vorüberschritt, erlauschte er Brocken der Unterhaltung. Man plauderte von dem göttlichen Paris. Ein kleiner Leutnant, der in zierlichen französischen Floskeln sprach, begeisterte sich für den Charme der Pariser Frauen; ein behäbiger Rittmeister erklärte, sein Herz schlüge schon höher, wenn er auf den Boulevards spazieren gehe, wogegen ein blasser Referendar einwandte, alles sei Illusion, die Fremde übe gewöhnlich einen größern Reiz auf uns aus als die Heimat. Und dann antwortete Victoire mit einem hübschen Schlagwort, und alles lachte wieder . . .

Eine halbe Stunde später saß man draußen auf der oberen Terrasse. Es war nun dunkel geworden; nur durch die hohen Fenster des Schloßparterres fiel ein mattes, gelbes Licht und verfing sich in dem Brillantschmuck der Coiffüren. Unten auf dem Wiesenplan, der mit seinen seitlichen Taxushecken und den schwarzen Kulissen der Blutbuchen und Douglastannen wie eine Bühnendekoration vor den Gästen lag, bereitete man ein Feuerwerk vor. Die Diener präsentierten Tee und Punsch in silbernen Tassen, und man amüsierte sich darüber, wie vorsichtig man bei der halben Beleuchtung sein müßte. Friedrich hatte seiner Frau soeben ein Surtout um die Schultern gelegt, weil es kühl zu werden

begann, und wollte sich nun zu den älteren Herren zurückziehen, als er Aline Seehausen vor sich sah, die ihm freundlich zunickte.

„Gott zum Gruß, fürstlicher Herr,“ sagte sie; „Sie haben mir noch nicht einmal die Hand gedrückt.“

„Weil ich Sie bisher nur aus der Ferne bewundern konnte. Aber ich tue es jetzt um so herzlicher.“

Sie standen etwas abseits von den übrigen und konnten ungeniert miteinander sprechen, zumal in diesem Augenblick mit aufsteigenden Schwärmern und rotierenden Leuchtkugeln der Spektakel des Feuerwerks begann.

„Wie ist die Stimmung, Friedrich?“ fragte Aline.

„Dieu merci, besser als neulich, liebe Freundin. Sie haben mich mit neuem Mut erfüllt und taten recht daran. Vicky ist wie umgewandelt. Nur eins bedrückt mich noch . . .“ Er erzählte von dem Plane, ihn in den diplomatischen Dienst zurückziehen und nach Paris kommandieren zu wollen. „Geben Sie mir einen ehrlichen Rat, Aline: würden Sie an meiner Stelle darauf eingehen?“

„Unbedingt nicht,“ erwiderte sie, ohne zu zögern. „Schon Ihrer Frau halber nicht. Dann wäre für sie die letzte Möglichkeit genommen, sich bei uns einzuleben.“

„Das wollte ich hören. Innerlich steht mein Entschluß auch fest. Aber Victoire wird außer sich sein.“

„Das ist die Frage. Vergessen Sie nicht das Weihnachtsengelchen.“

Er nickte, und dabei ging ein seliges Lächeln über sein Gesicht. „So ist es,“ sagte er, „das Engelchen

wird den Trumpf auf die Entscheidung setzen. Das Engelchen soll im Lande bleiben und sich redlich nähren. Ich denke ja gar nicht daran, mit Frau und Kind nach Paris überzusiedeln . . . Uebrigens, Aline: Bürgenstock hat mich vorhin in eine Ecke gezogen."

„Ich sah es zufällig."

„Und natürlich — Sie können sich denken, von wem wir gesprochen haben."

„Beinahe."

„Er ist ganz verzweifelt. Ich soll ihm helfen. Kann ich denn das?"

„Nein."

Der schroffe Ton fiel ihm auf. „Ich dränge mich selbstverständlich nicht in Ihre Herzenssachen, Aline," fuhr er fort, „und noch weniger würde ich den Versuch wagen, Sie überreden zu wollen. Aber Bürgenstock ist mein Freund, wie Sie meine Freundin sind. Das gibt mir die Berechtigung zu einer vermittelnden Haltung. Haben Sie an ihm etwas auszusetzen?"

„Nicht die Spur. Er ist mir sogar sehr sympathisch."

„Nun also. Da können Sie ihm doch Hoffnung lassen. Er wartet, das weiß ich. Und vielleicht, daß sich über Jahr und Tag Ihr scharfes Nein —"

Sie legte ihre Hand auf ihren Arm, und da schwieg er. In dem pyrotechnischen Schauspiel unten auf der Wiese war eine kleine Pause eingetreten. Die Dunkelheit war so groß geworden, daß er ihre Gestalt nur in Umrissen sah. Sie sprach leise und etwas schleppend; doch er verstand jedes Wort.

„Mein Nein wird bleiben," sagte sie. „Sie wissen, ich heirate nur, wenn mein Herz bei der Sache ist. Das

ist verständliches Verlangen nach selbstischem Glück. Aber das Glück kann auch an mir vorübergehen. Zuweilen grüßt es uns nur, und wenn wir es festzuhalten wünschen, ist es schon in weiter Ferne. Lieber Gott, dann muß man eben zu entsagen versuchen. Ich kann mir schon denken, daß ein Zeitpunkt im Leben möglich ist, da eine Liquidation des Herzens zur Notwendigkeit wird. Dann stellt man alle Affekte ein und hat nichts mehr als die Wahrheit vor sich selbst. Die kann sehr trist sein, aber auch eine gewisse Ruhe geben. Ich hoffe auf die Ruhe."

Nun flammte unten wieder das Feuerwerk auf: glühende Garben, die zischend durcheinander fuhren, und dann ein zum Himmel strebender Strom weißen Lichts, das sich allmählich in anderen Farbentönen abschattierte, um sich schließlich wie ein Vorhang zu teilen und für die Allegorie dahinter Platz zu schaffen, für eine goldglänzende Königskrone, die zwei gepanzerte Ritterhände hielten.

Im Widerschein dieser, mit feurigen Linien in die Luft gemalten billigen Anspielung auf die Zeitverhältnisse, die rauschenden Applaus hervorrief, sah Friedrich das Gesicht Alinens und stutzte unwillkürlich. Es war nicht ihr altes Gesicht — oder doch: es war schon das alte, aber auf den Zügen lag ein eigentümlicher Ausdruck von klarer Resignation, und aus den Augen sprach noch etwas anderes, was Friedrich in seiner Sinneswahrnehmung undeutbar erschien: etwas ihm Unverständliches und Befremdendes. Aber ihm verblieb keine Zeit zum Forschen und Fragen, denn die feurige Königskrone war das Schlußbild des Schauspiels ge-

wesen: die Diener erschienen mit Windlampen, die Stimmen fluteten durcheinander, die Kleider rauschten. Man erhob sich; der allgemeine Aufbruch schien bevorzustehen.

„Auf Wiedersehen, Friedrich," sagte die Komteß und gab ihm die Hand.

„Es tut mir schrecklich leid, Aline," entgegnete er verwirrt, „daß Sie bei Ihrem Nein verbleiben . . . vielleicht bin ich auch nicht der rechte Vermittler." Er fühlte, daß sie sehr erregt sein mußte, denn sie preßte seine Hand mit starkem Druck.

„Wir wollen das Thema für immer begraben," erwiderte sie kurz. Sie hatte seine Hand noch nicht losgelassen; aber nun geschah es fast brüsk. —

Ein paar Tage später fuhren Friedrich und Victoire nach Berlin. Altenbühl war als Kurier vorangeschickt worden; Lotzki, Suzanne, der Koch und ein paar Diener, Pferde und Wagen, Kutscher und Stallknecht wurden mitgenommen.

Nun richtete Victoire sich häuslich in dem kleinen Palais Unter den Linden ein. Es gefiel ihr ganz gut. Zur Erhöhung der Behaglichkeit wurden noch eine Anzahl Möbel und namentlich Teppiche, Portieren und allerhand Bric-à-brac nachgekauft, was Friedrich überflüssig fand und auch seiner Sparsamkeit einen Stoß gab. Aber er sagte nichts, zumal er sah, daß es seiner Frau Spaß machte, die Berliner Geschäfte kennen zu lernen. Natürlich fand sie nichts auf der Höhe und zog alle Augenblicke Vergleiche mit Paris; aber sie war dabei nicht unliebenswürdig. Ein leichtes Spötteln stand ihr ganz gut und paßte zu ihrem vollippigen Munde,

in dessen Winkeln die Geister der Moquerie nur zu lauern schienen.

An Vergnügungen bot Berlin in diesen Sommertagen wenig. Aber die Theater hatten wenigstens wieder eröffnet, und man besuchte sie häufig. Vom Schauspielhaus hielt Victoire nicht viel; sie hatte einmal „Rosenmüller und Finke" und ein anderes Mal Raupachs „Lebensmüden" gesehen und damit völlig genug von der reizlosen Kost. Aber die Oper interessierte sie; in Bellinis „Capuletti und Montecchi" fand eine junge Anfängerin, Fräulein Lucca, als Giulietta ihren Beifall, und auch für den Tenor Woworsky als Faust in Gounods „Margarethe" fand sie Worte des Lobes. Dann sah man noch das Ballett „Electra" mit der Marie Taglioni, ein Ausstattungsstück im Viktoriatheater und eine Weirauchsche Posse bei Wallner, besuchte den Zirkus Carré und fuhr auch einmal nach Potsdam hinüber, um sich Sanssouci anzuschauen, das Victoire unbegreiflich einfach erschien und sich mit Versailles nicht annähernd auf eine Stufe stellen ließ.

An den Vormittagen hatte Friedrich gewöhnlich politische Sitzungen, die unter dem Vorsitz der Grafen Stollberg und Krassow im Herrenhause stattfanden und bei denen es sehr lebhaft zuzugehen pflegte. Eine Verständigung mit dem Abgeordnetenhause schien unmöglich, obwohl es Friedrich im Verein mit Herrn von Senfft-Pilsach gelungen war, den Führer der katholischen Fraktion, Reichensperger, zu einem Antrag auf Indemnität der Regierung für ihr bisheriges Verhalten in der Heeresreform zu bewegen. Die Regierung hatte nämlich bereits vor Bewilligung des Budgets hundert-

undsiebzehn neue Infanteriebataillone eingestellt, und die Gefahr lag nahe, daß der Landtag diese Ausgaben einfach wieder streichen würde. Friedrich sah ohne weiteres ein, daß die Abgeordneten dazu berechtigt waren; die Gesetzlosigkeit des Vorgehens der Regierung lag klar auf der Hand. Andererseits war er auch davon überzeugt, daß durch eine übermäßige Anspannung des Budgetrechts das kriegsherrliche Amt des Königs zu inhaltslosem Scheine verflachen mußte, und er suchte deshalb nach einer Vermittlung, und zwar als Katholik zunächst bei der katholischen Fraktion, die bei den letzten Wahlen freilich, genau so wie die feudale und die frühere ministerielle, jetzt altliberale Partei, zu einer kleinen Gruppe zusammengeschmolzen war

An diesen Vormittagen, die immer bis in den Nachmittag hineinragten, war Victoire auf sich selbst angewiesen, und sie benützte gewöhnlich die Zeit, um auszufahren und sich Berlin anzusehen. Da wurde denn nun die Neugier und die sorglose Kauflust der Pariserin in ihr wieder wach. Bei Lissauer in der Jägerstraße war sie bald bekannt; sie konnte dort stundenlang in Samt und Seide umherkramen und sich Stoffe auswählen, für die sie vorläufig gar keine Verwendung hatte. Aehnlich war es in dem Bourquinschen Mantelgeschäft in der Markgrafenstraße und in dem großen Hutladen von Bandow und Kompagnie Unter den Linden; sie kaufte zusammen, was sie hübsch fand oder was Suzanne bewunderte, die sie häufig auf ihren Ausfahrten begleiten mußte.

Zuweilen schlenderte sie mit Suzanne durch die Straßen und ließ den Wagen neben sich herfahren. Bei

einer solchen Gelegenheit sah sie in der Auslage eines kleinen Juweliers neben dem Hotel Brandebourg einen wundervollen alten Schmuck, den sie sehnlichst zu besitzen wünschte. Sie trat ein und fragte nach dem Preise. Es stellte sich heraus, daß eine Russin, die in dem Hotel Brandebourg gewohnt, den Schmuck verpfändet und verfallen lassen hatte; der Juwelier forderte dafür sechshundert Taler, einen Preis, den Victoire nach ihrer Schätzung lächerlich niedrig fand. Sie ließ sich das Schmuckstück in ihr Palais schicken; da sie aber nicht genügend Geld hatte, so nahm der vorsichtige Handelsmann die Juwelen wieder mit und kam erst zurück, als er wußte, daß der Fürst zu Hause sein würde. Er war zufällig allein, da Victoire grade bei Madame de Saint-Guilhem auf der französischen Gesandtschaft einen Besuch machte. Friedrich hatte sich schon über die Fülle unnötiger Ausgaben bei seiner Frau geärgert; diesen Schmuck aber hielt er für absolut unnötig, fand ihn auch nicht einmal geschmackvoll für eine noch junge Frau. Er setzte sich also mit dem Juwelier auseinander, und der nahm das Diadem gegen eine Abstandszahlung denn auch wieder an sich.

Sicher hätte Friedrich klüger gehandelt, wenn er den Schmuck behalten und Victoire mit einigen ernsten Worten auf das Törichte ihrer Kaufsucht aufmerksam gemacht hätte. Aber er besaß in derlei Dingen eine gewisse Kleinlichkeit, und ihm lag daran, ein Exempel zu statuieren. Victoire sollte erkennen lernen, daß seine Hand nicht locker genug war, um das Geld zu verschleudern. Sie kehrte von der Gesandtschaft zurück und nun kam es zu einer erregten Szene. Zum ersten Male

fielen von ihrer Seite Worte so scharf wie Messerklingen. War sie nicht selbst eine reiche Frau? Hatte sie nicht eine stattliche Mitgift in die Ehe gebracht? Aber bei Gott, das Nadelgeld, das Seine Durchlaucht ihr gnädigst gewährte, wäre nicht einmal für eine simple Hofdame, nicht einmal für eine wohlhabendere Bürgersfrau angemessen gewesen. Und e r trug den Fürstentitel. Victoire lachte bitter auf. Ein Fürst, der seinem Namen die Schmach antat, ein Schmuckstück, das seine Gattin gekauft hatte, nicht anzunehmen, weil ihm die paar hundert Taler zu schade waren. Ein Fürst soll kein Geizhals sein. In Frankreich kennt man solche seltsamen Fürstlichkeiten nicht . . . und nun kam der dramatische Abschluß der häßlichen Szene: der Schrei nach der Heimat . . .

Die Zwistigkeit glich sich mählich wieder aus. Aber die Verstimmung blieb lange. Friedrich bereute insgeheim sein schroffes Vorgehen und versuchte es durch ein zärtlicheres Liebeswerben und allerhand kleine Freundlichkeiten wieder gut zu machen. Er zog auch Gäste in sein Haus: das französische Gesandtenpaar, die Talleyrands, mit einigen Attachés und ihren Damen, Kameraden von der Gardedukorps, die Victoire von Bezin her schon kannte, Abgeordnete und ein paar gleichgültigere Bekannte von früher, mit denen er hie und da zusammengetroffen war. Gegeneinladungen erfolgten: ein Diner beim Oberpräsidenten von Selchow, ein zweites im Hotel St. Petersburg, das Graf Schönlanck gab, ein Frühstück bei Ewest. Einmal fand auch ein Herrenfest im Palais des alten Feldmarschalls Wrangel zu Ehren des Prinzen Friedrich Karl statt:

eine Art Aussöhnung, denn der Feldmarschall hatte eine militärische Streitschrift des Prinzen über kavalleristische Reformvorschläge, die im Vorjahre erschienen war, gewaltig übel vermerkt. Bei Gelegenheit dieser rein militärischen Festlichkeit lud der Prinz, der immer ein besonderes Wohlgefallen an Friedrich gefunden hatte, diesen mit seiner Gattin zur Einweihung seines neu erbauten Glienicker Schlosses ein. Das war eine größere Gesellschaft mit halb höfischem Anstrich, und Victoire konnte in glänzender Toilette erscheinen, wurde wieder viel bewundert und amüsierte sich demzufolge auch gut. Aber das Unglück wollte, daß die Gräfin Luchesini, die Hofdame der Prinzessin, ihr zugeredet hatte, sie möchte sich doch um die Stelle einer Palastdame bei der Königin bemühen — und nun lag sie wieder mit diesem Wunsche ihrem Gatten in den Ohren. Es war ein dringendes Verlangen in ihr, alle Freuden und Ehren und auch die eingebildeten auszukosten, die ihr die Fürstenkrone ermöglichen und gewähren konnte — und es hielt Friedrich schwer, ihr wieder auszureden, was sie mit ihrer rasch arbeitenden Phantasie schon umfaßt hatte. Schließlich erklärte er ihr, daß sie zunächst doch die Geburt ihres Kindes abwarten müsse, und da erwiderte sie unwirsch: „Auch wir hätten abwarten können, mein Lieber . . . Ein paar Jahre kinderloser Ehe wäre sicher vergnügter gewesen . . .“ Friedrich schwieg zu dieser Aeußerung; aber sie empörte ihn. Victoire mußte wissen, wie sehr er sich nach dem Kinde sehnte.

Er hatte die Absicht, noch bis zu Beginn der Session Anfang September in Berlin zu bleiben. Sie währte diesmal nur sieben Tage. Alle rednerischen Kräfte der

Regierung und der Parteien wurden aufgeboten; auf allen Seiten pulsierte das Gefühl, daß man vor einer über Preußens Zukunft weithin entscheidenden Krisis stehe. Trotzdem erlitt die Regierung eine vollständige Niederlage. Die Vermittlungsanträge scheiterten; die Heeresreform wurde abgelehnt und der Armeeverwaltung überlassen, die neuen Bataillone wieder aufzulösen und in irgendeiner Form Verzeihung dafür nachzusuchen, daß sie im laufenden Jahre vor Bewilligung des Budgets schon monatelang die Kosten für jene Truppenkörper ausgegeben hatte.

Friedrich hatte genug. Er war kein passionierter Politiker, und gerade in diesem Falle hatte er trotz seiner Geneigtheit, zum Frieden beizutragen, schwere Bedenken gegen die Regierung nicht unterdrücken können. Es widerte ihn auch an, daß man die Mitwirkung des Herrenhauses wie in England auf ein leeres Ehrenrecht beschränken wollte. Er reiste an dem Tage nach Estedt zurück, an dem die Zeitungen verkündeten, daß der König den derzeitig in Biarritz weilenden bisherigen Gesandten am französischen Hofe, Herrn von Bismarck-Schönhausen, zu einer vertraulichen Besprechung nach Berlin befohlen habe.

Der Entschluß der Abreise war bei Victoire auf Widerstand gestoßen. Sie hatte sich in Berlin eingelebt und wäre gern noch ein paar Wochen geblieben. Sie hatte plötzlich einen Widerwillen gegen Estedt gefaßt. Bei aller ihrer geistigen Beweglichkeit fehlte es ihrem Denken an Tatkraft und Einheitlichkeit. Sie überlegte nicht, daß Friedrich in Berlin überflüssig war und daß ihn ernstere Aufgaben in Estedt erwarteten; sie hielt

es für eine Unfreundlichkeit, daß er jetzt schon, wo die Session noch nicht einmal zu Ende war, die Hauptstadt verlassen wollte, um sich auf seinem einsamen Schlosse zu vergraben. Und wieder überkam sie dabei, wie schon so oft, die Erinnerung an Paul. Der war hundertmal entgegenkommender, gefälliger, galanter als sein Bruder; der war auch ein freudiger Großstädter, und sicher hätte er einen so einfachen Wunsch seiner Frau nicht versagt. Sie verglich Friedrich häufig in ihren Gedanken mit Paul; aber sie dachte dabei immer nur an die zwei Menschen, und das, was sie bewegte und was ihre Reizbarkeit für Eindrücke noch verstärkte, war im Grunde genommen viel mehr der Gegensatz der A r t.

So saß man sich denn in keineswegs rosiger Stimmung im Coupé gegenüber. Friedrich hatte einen Stoß von Journalen neben sich, und während Victoire das neue konservative Witzblatt, den „Kleinen Reaktionär", durchblätterte und die Illustrationen läppisch fand, vertiefte er sich in die politischen Blätter. Die demokratische Volkszeitung und Glaßbrenners Montagszeitung sahen in der Berufung Bismarcks, des keckſten Vorkämpfers der feudalen Partei, einen Schlag in das Gesicht des Volkes; gemäßigter urteilte die Nationalzeitung, während die Kreuzzeitung den Kommenden mit weit offenen Armen begrüßte. Es war der alte journalistische Handwerksbrauch des Schimpfens und des Vergötterns.

In Liegnitz hatte man nur wenige Minuten Aufenthalt. Friedrich, dessen Einfluß der Bau der Kleinbahn nach Estedt zu danken gewesen war, hatte sich auch um den Fahrplan gekümmert und sich die Anschlüsse bequem gelegt. Als er bei der Einfahrt in die Station

aus dem Fenster schaute, hörte Victoire, daß er ein lautes „Donnerwetter“ ausstieß. Er sah hinter dem Bahnhofsgebäude seitwärts der zahlreichen anderen Wagen für das Personal und das Gepäck seinen Leibkutscher Dibbelt, wie er sich abmühte, die beiden augenscheinlich durch die pfeifende und heranbrausende Lokomotive erschreckten und hochaufsteigenden Pferde zu zügeln. „Es ist toll, Victoire,“ sagte er, „sieh nur — es sind die beiden Falben — ganz ruhige Tiere. Aber Dibbelt hat die feste Hand verloren. Es ist mir schon mehrfach aufgefallen. Er kann auch nicht mehr fahren . . .“ Er beeilte sich, aus dem Coupé zu kommen, grüßte den Stationsvorsteher und ging raschen Schrittes seiner Frau voran hinter das Bahnhofsgebäude.

Die Gäule standen wieder ruhiger, waren aber mit Schaum überrieselt. „Nun sage mal, Dibbelt,“ rief er dem Kutscher zu und beklopfte die Pferde, „was ist denn mit den Biestern los? Seit wann sind sie so ungeberdig?“

„Euer Durchlaucht werden entschuldigen,“ antwortete der alte Kutscher, „aber ich weiß auch nicht, was sie haben. Schon auf der Herfahrt hatten sie sich so als wie gar nicht recht klug. Der Rechte, was der Fabian ist, gefällt mir überhaupt nicht mehr. Aber wenn Euer Durchlaucht befehlen, nehmen wir die beiden Braunen vom Omnibus. Umgespannt ist ja rasch.“

„I Gott bewahre,“ rief Friedrich; „die Falben liefen ja sonst wie die Lämmer. Man darf nicht jeder Ungezogenheit nachgeben. Die Zügel fest — dann wird es schon gehen.“

Altenbühl half der Fürstin bereits in den Wagen. Friedrich setzte sich neben sie, dann griffen die Pferde aus.

Sie sprangen gleich im Galopp an, und Friedrich sah, daß der Rechte in der Tat der unruhigere, der Verführer des andern war. Die Zügel lagen prall gestrafft in den Händen des Kutschers, aber er wurde der Gäule nicht Meister. Er zwang sie streckenweise zu einem aufgeregten Trab, sie fielen aber immer wieder in galoppierende Bewegung.

Das ärgerte Friedrich. Er war selbst ein ausgezeichneter Fahrer und glaubte zu bemerken, daß Dibbelt die Fäuste nicht ruhig hielt und nicht gehörig anzog und nachgab. Er hatte die Falben oft allein im Kabriolett gefahren und sich nie über sie beklagen können. Es mußte also an dem Kutscher liegen, und er beschloß, ihm eine kleine Lektion zu geben.

„Anhalten!“ rief er. Dibbelt neigte den Oberkörper zurück, um die Leinen noch schärfer anspannen zu können und brachte die Gäule endlich zum Stehen. Friedrich sprang aus dem Wagen und umschritt die Pferde, die unruhig tänzelten und die Köpfe auf und nieder warfen. Er untersuchte Zaumzeug und Trensen: es war alles in Ordnung. Aber die Nervosität des Fabian fiel ihm auf: der Gaul trat mit den Vorderbeinen wie ein „Weber“ hin und her und „telegraphierte“; von der Schulter bis zur Köte vibrierten die Muskeln.

Friedrich schüttelte den Kopf. „Absteigen, Dibbelt!“ befahl er. Der alte Kutscher erblaßte ein wenig. Er kannte das. Es war nicht das erste Mal, daß der durch-

lauchtige Herr selber die Zügel ergriff, um seinen Leuten zu zeigen, wie man fahren müsse. Das galt immer als so eine Art von Strafe: es war eine Demütigung.

Aber Dibbelt gehorchte auf der Stelle. Er gab die Leinen vorerst dem neben ihm sitzenden Diener und stieg dann ab. Friedrich schwang sich auf den Bocksitz und ließ sich die Peitsche reichen. In dem Augenblick, da er die Zügel nahm, stieg der Fabian in die Höhe, als spüre er die fremde Hand. Friedrich ließ ihn gewähren; aber dann pfiff die Peitsche und ringelte sich um seinen Bauch. Nun wollte er davonrasen; mit gesenktem Kopf und geblähten Nüstern. Doch Friedrich hatte schon die Fäuste eingerundet und dadurch die Zügel verkürzt; er nahm die Arme zurück und saß kerzengerade. Der Fabian stieg wieder; der Linke drängte erregt gegen die Deichsel.

Jetzt hörte der Fürst die ängstliche Stimme seiner Frau. „Soll ich nicht aussteigen, Friedrich?" fragte sie. Einen Moment zögerte er mit der Antwort. Dann rief er zurück, ohne sich umzuwenden: „Nein — bitte sitzen bleiben!" . . . Es war ja lächerlich. Er war immer mit seinen Pferden fertig geworden. Jede Aengstlichkeit schien ihm beschämend.

Abermals zischte die Peitsche durch die Luft. Stürmisch schossen die Gäule vor. Aber die Fäuste des Fahrers schienen in diesem Augenblick von Eisen zu sein. Erst allmählich gaben sie nach und wurden weicher; die Zügel verlängerten sich langsam. Die Gäule trabten in flottem Tempo über die chaussierte Straße, noch mit heftiger Kopfbewegung, aber in geschlossener Gangart.

Friedrich triumphierte. Nun wurde seine Zügelführung nachgiebig. Er wollte die Pferde noch eine Strecke laufen lassen, dann anhalten und auf Dibbelt warten. Dibbelt hatte wieder einmal seine Lektion bekommen.

„Siehst Du, Vicky," sagte der Fürst und wandte sich um, „es liegt nur am Fahrer. Die Faust regelt das Tempo, aber die Gelenke . . ."

Er sprach nicht aus. Er stieß einen kurzen Schrei aus. Am Weggraben hatte sich ein Steinklopfer aufgerichtet; vor dem scheute plötzlich der Fabian. Er sprang zur Seite und riß das linke Pferd mit sich. Sie rasten blindlings gegen eine Pappel. Es krachte und splitterte. Die Deichsel brach; dann kippte der Wagen über den Grabenrand . . .

Als Friedrich wieder zur Besinnung kam, waren seine ersten fragenden Worte: „Mein Gott . . . die Fürstin?" . . . Er war mit heftigem Anprall in den Graben geschleudert worden. Alle Glieder schmerzten ihn; aber er fühlte, er hatte nichts gebrochen. Um ihn waren Altenbühl, Dibbelt und noch ein paar andere beschäftigt, richteten ihn auf und sprachen zu ihm. Er hörte es wohl, doch er verstand sie nicht. Auf der Straße hielten die Wagen für die Dienerschaft und das Gepäck — eine lange Reihe. Vom Bahnhof her stürzten die Menschen.

„Die Fürstin?" fragte Friedrich noch einmal. Da sah er sie vor sich. Sie saß staubbedeckt am Grabenrand und lachte. „Das war eine Ueberraschung," sagte sie; „hast Du Dir etwas getan?"

Nun sprang Friedrich auf und stürzte zu ihr. „Gott sei Dank," rief er, „Dir fehlt also auch nichts?!"

„Gar nichts. Ich bin ganz sanft aus dem Wagen gekugelt."

Er hob sie auf. Da verzog sie ein wenig das Gesicht.

„Oho," sagte er, „doch etwas Schmerzen?"

Sie atmete auf. „Schon wieder vorüber . . . Und Du bist mir heil geblieben?"

„Völlig. Einen Augenblick muß ich besinnungslos gewesen sein . . . Ich stand förmlich Kopf im Graben . . . Der Kerl — der Steinklopfer hat das ganze Unheil verschuldet . . . Dibbelt, wo sind Deine Pferde?"

Der Kutscher hielt den Hut in der Hand und antwortete ehrerbietig: „Durchgegangen, Euer Durchlaucht. Immer gradeaus — vor dem Stall werde ich sie wohl wiederfinden."

„Und was macht Baumscheidt?" Das war der Diener, der mit auf dem Bock gesessen hatte.

„Nichts passiert, Euer Durchlaucht. Der ist wie von Gummi."

Baumscheidt präsentierte sich. „Ich habe mir bloß eine kleine Brusche geschlagen, Euer Durchlaucht," sagte er. „Aber das macht nichts."

Nun sah Friedrich erst die Menschenmenge, die sich angesammelt hatte. Auch von der Stadt her strömte es. Die Mär von dem Unfall hatte sich im Umsehen verbreitet. Friedrichs Gesicht verfinsterte sich für einen Augenblick: er liebte nicht unnötiges Aufsehen.

„Wie kommen wir nach dem Schlosse?" fragte er Altenbühl.

„Schwiebus ist schon voran, Durchlaucht, und wird einen andern Wagen besorgen.“

„Können wir nicht den Omnibus nehmen?“ warf Victoire ein.

„Ja, natürlich,“ rief Friedrich, „da kommen wir schneller fort . . .“ Die gaffenden Menschen belästigten ihn. Der Omnibus, der für die Dienerschaft bestimmt und mit zwei kräftigen Percherons bespannt war, stand noch an der Chaussee. Man half Victoire in den Wagen; Friedrich setzte sich zu ihr; Dibbelt kutschierte, neben ihm hatte Altenbühl Platz genommen.

„Na, Gott sei Dank,“ sagte der Fürst, „nun sitzen wir ja wieder . . . So etwas ist mir noch nie passiert. Weißt Du, Vicky, grade in dem Moment, wo ich mich nach Dir umschaute . . . aber was ist Dir, Kind?“

Sie war aschgrau geworden.

„Ich habe Schmerzen,“ hauchte sie. „Auf einmal . . . ein Ziehen und Stechen . . . vorhin spürte ich gar nichts . . .“

Eine tödliche Angst ergriff ihn. Er umschlang sie und drückte sie an sich. „Mein armes Herzchen — wir bringen Dich gleich zu Bett . . . Es ist der Schreck und wird wieder vorübergehen . . .“

Es war schon besser geworden, aber nur für einige Minuten; dann begannen die Schmerzen von neuem. Da ließ Friedrich halten. Er sah den Bürgermeister von Estedt mit dem Ratsbäckermeister und dem Doktor Mittmann quer über das Feld eilen; sie mochten von dem Unglück gehört haben und wollten sich wohl dienstbar erzeigen. Friedrich bat Mittmann, zu ihm in den Wagen zu steigen, und klärte ihn mit kurzen Worten

auf. Der Arzt stellte ein paar Fragen an Victoire und sagte hierauf: „Wir werden nachher sehen . . . Ruhe ist vorläufig das Wichtigste . . .“

Eine Viertelstunde später ließ Friedrich nach Liegnitz an den Sanitätsrat Urban und gleichzeitig nach Berlin an den berühmten Gynäkologen Professor Ebmeier telegraphieren. Die Gefahr war groß.

XIV.

Drei Tage lang war Aline Seehausen in Estedt verblieben und hatte mit rührender Geduld die Krankenpflegerin gespielt. Sie war niemals erschöpft und sie schonte ihre Mädchenhaftigkeit nicht; mit ruhigem Heldenmut ging sie ihrem schweren Liebesdienste nach.

Friedrich hatte sie holen lassen, und sie war sofort gekommen. Drei Tage lang konnte sie den blinden Vater schon verlassen. Nun aber, am Morgen des vierten Tages, nach einer Nacht, die Victoire verhältnismäßig gut verbracht hatte, packte sie doch die Unruhe. Sie suchte Friedrich auf und fand ihn in seinem Arbeitszimmer.

Er hatte seit der Erkrankung Victoires das Schloß nicht verlassen. Aline erschrak, als sie ihn sah. Er war um Jahre gealtert; in dem fahlgrauen Gesicht lagen rissige Linien, als sei die Haut gesprungen; ein dunkler Dämmerton umschattete die unteren Augenlider

„Ich wollte Adieu sagen, Friedrich,“ begann Aline; „ich muß mich einmal wieder um meinen Vater kümmern. Aber ich komme am Nachmittag auf ein Stünd-

chen heran — und dann vorläufig alle Tage. Das geht ganz gut. Nachts bin ich nicht mehr nötig. Die beiden Schwestern sind zuverlässig — und Victoire befindet sich ja Gott sei Dank in der Rekonvaleszenz."

Friedrich sah sie mit müden Augen an und legte dann die Hände vor das Gesicht. Er weinte.

Aline saß ihm schweigend gegenüber. Dieser tiefe Schmerz war ihr heilig; sie begriff, daß er den kräftigen Mann aus seiner Lebensstimmung heben konnte. Sie wußte ja alles. Die Fehlgeburt wäre bei dem gesunden Organismus der jungen Frau nicht das Schlimmste gewesen. Aber eine jener unfaßbaren Zufälligkeiten, bei denen das unsichtbare Böse aus seinen Tiefen zu schlüpfen scheint, um sich auf die Menschheit zu werfen, hatte eine Komplikation herbeigeführt und einen operativen Eingriff nötig gemacht. Es galt, das Leben der Fürstin zu retten: da hätte sich jedes Zaudern gerächt. Unter den geschickten Händen der Berliner Autorität gelang die Operation so glänzend, daß sich Victoire jetzt schon wieder in der Besserung befand und an einer gänzlichen Genesung nicht zu zweifeln war. Aber was man ihr selbst noch verborgen hatte, das wußten die Aerzte, wußte Aline und hatte man auch Friedrich nicht vorenthalten können: jede Hoffnung auf Kindersegen war ihr von nun ab verwehrt.

Friedrich trocknete sich die Augen. „Es ist so läppisch, zu weinen," sagte er; „ich hasse die Tränen — aber ich kann sie nicht zwingen. Meine Nerven sind hin, Aline. Es kam zu plötzlich. Und diese Tragik ist roh. Ein alberner Zufall, der ein Menschenleben vergiftet — das ist ein Racheakt brutaler Götter, keine

christliche Schickung. War's nicht ein Zufall? Oder habe ich selbst mir Vorwürfe zu machen? Vielleicht. Ich habe seit Nächten kein Auge geschlossen. Da krochen so die Gedanken heran. Ich hätte Victoire aussteigen lassen sollen, als sie mich darum befragte. Nun ja — aber ich wußte, daß ich mir als Fahrer trauen konnte und . . . ja Du lieber Gott, wer überlegt alles Für und Wider in einem einzigen Augenblick! Der Fabian war auch nie ein scheues Tier — nie — aber er ist krank. Das erklärt alles. Gehirnwassersucht, der Beginn des Kollers, der mit erhöhter Reizbarkeit einsetzt und in Verblödung verläuft. Wer konnte das wissen!"

„Niemand. Jeder Vorwurf ist zwecklos, Friedrich. Er kann nur aus einem Gefühl der Kleinheit kommen — und dazu ist das Unglück zu groß. Ja, es ist groß. Ich empfinde es mit Ihnen, lieber Freund, und mich dünkt, es wäre verfehlt, wenn ich trösten wollte. Es gibt nur eins, das trösten kann: das Bewußtsein des Unabwendbaren — ohne Milderung und Verschleierung."

„Und mit seinem unweigerlichen Muß," setzte Friedrich hinzu. „Ja, Aline, das ist die Einsicht, vor der die Schwäche weicht. Auch die Wehrlosigkeit kann Stärke geben. Ich denke an das, was Sie mir auf dem Feste bei Igelsteins sagten — und was ich damals nicht so recht begriff. Es kann in jedem Leben ein Zeitpunkt kommen, da man liquidieren muß. Das ist die Grenze für alle hohen Aussichten und für das Vermögen des Hoffens: die Resignation fängt an . . ." Er nahm ihre Hand. „Haben Sie tausend Dank für Ihre Liebe und Freundschaft. Daß Sie mich auch in diesen schweren Zeiten nicht verlassen haben, werde ich Ihnen nie vergessen."

Sie schieden. —

Der Heilprozeß Victoires verlief überaus günstig. Sie war freilich keine geduldige Kranke. Sobald sie die Schwäche der ersten Rekonvaleszenz überwunden hatte, erwachte wieder ihre Lebhaftigkeit. Sie langweilte sich schrecklich im Bette. Anfänglich hatte Suzanne ihr aus französischen Romanen vorlesen müssen. Aber Suzanne las schlecht, und nun engagierte Friedrich eine Französin als Vorleserin, die es besser machte. Feuillet, About, Erckmann-Chatrian, Fabre und Feydeau kamen hintereinander an die Reihe; dann hatte Victoire auch die Vorlesungen satt. Jetzt mußte Friedrich stundenlang an ihrem Bette sitzen und sie unterhalten. Sie wollte das Neueste aus den Zeitungen wissen, und Friedrich erzählte unermüdlich. Die Politik hielt Bismarck als nunmehriger Ministerpräsident in den Händen. Hohenlohe und Heydt waren über Bord geflogen, Graf Bernstorff nach England gegangen, Graf Friedrich Eulenburg in das Ministerium getreten. Das Herrenhaus hatte die Anträge des Landtages abgelehnt, und nun regierte man budgetlos im preußischen Lande. Aber der König war wieder in Berlin, und die Thronrede beim Schluß der Session hatte Eindruck gemacht. Dann kam das Gesellschaftliche. Das Kronprinzenpaar wollte im Spätherbst eine große Reise in den Orient unternehmen, Prinz Karl war erkrankt, der Herzog von Dino hatte sich in Sagan den rechten Fuß gebrochen. Aus der Nachbarschaft hatte alle Welt bei der Kunde von dem Unfall Victoires Karten in Estedt abgegeben. Die Igelsteins telegraphierten häufig aus Tirol; die Schönlancks und Wolters hatten große

Blumenkörbe geschickt; Kiekebusch sandte alle zwei Tage aus Kupferhammer frische Rosen; Bürgenstock war wenigstens schon ein dutzendmal persönlich in Estedt gewesen, um sich nach Victoire zu erkundigen.

„Ach — Bürgenstock," sagte Victoire und lächelte; „der ist nett — den hab ich gern. Wenn ich erst aus dem Bett bin, kannst Du ihn mal vorlassen . . . Aber nicht Kiekebusch. Seine Dicke wirkt angreifend."

Ihre Stimmung wechselte häufig. Zuweilen war sie sehr weich und liebebedürftig; dann schickte sie die Schwestern aus dem Zimmer, um ihren Mann nach Herzenslust abküssen zu können. Einmal umschlang sie ihn und flüsterte ihm in das Ohr: „Lieb, es wird schon wieder alles gut werden. Das nächste Mal sind wir vorsichtiger." Und allerhand süße Worte folgten, während ihm das Herz wehe tat.

Es begann bereits herbstlich zu werden, als Mittmann ihr erlaubte, den ersten kleinen Spaziergang durch den Schloßgarten zu machen. Sie war warm angezogen und schritt am Arm Friedrichs auf und ab. Der köstliche Nachmittag stimmte sie freudig. Ueber die geschecten Blätter des Ahorns glitt das Sonnengold, die Buchen verfärbten sich schon, der wilde Wein bekam dunkelrote Ränder. Heiterkeit lag in der Luft, noch nicht der melancholische Hauch herbstlicher Abschiedsahnung. Es ging wie ein Festglanz über die Welt: der letzte Triumph des Sommers vor seinem Sterben.

Victoire sah wohl aus. Friedrich sagte ihr, daß sie sich verschönt habe — und die Schmeichelei barg auch Wahrheit. Die Züge waren ausgeglichener geworden;

der Zusammenfluß der Linien hatte das Kecke und Auffordernde verloren, der Mund seine spöttische Wölbung. Ueber dem hübschen Gesicht lag der Reiz fraulicher Weichheit und auch eine Vertiefung im Auge.

Man hatte ihr unter den alten Ahornbäumen, an jenem Platze, von dem aus sich in den Park hineinschauen ließ, einen Sessel hingestellt, und hier nahm sie Platz, vorsorglich in Decken gehüllt, und Friedrich mußte sich neben sie setzen.

Sie dehnte sich und stieß einen leisen Laut des Wohlbehagens aus — wie ein schnurrendes Kätzlein.

„Ach, Friedrich," sagte sie, „heut fühl' ich, daß ich wieder Mensch zu werden beginne — daß der Optimismus zurückkehrt, die Hingebung zum Leben . . . Ich weiß schon: der Tod war mir nahe. Ich habe ihn gesehen: er stand in der Ecke des Zimmers und wartete nur auf den geeigneten Augenblick, da er mich packen könnte . . . Aber ich hab' ihm ein Schnippchen geschlagen — ich hab' ihn davongelacht." Nun lachte sie wirklich: fröhlich und unbefangen. „Ich bin wieder gesund" — das klang wie ein leises Jubeln — „ich bin wieder ich selbst geworden. Noch vierzehn Tage — und ich kann mich von neuem ins Leben stürzen." Sie griff nach seiner Hand. „Du glaubst gar nicht, wie sehr ich mich darauf freue!"

Er küßte ihre Finger. „Es geht mir nicht anders, Vicky . . . ich bin ja so froh, so froh . . ."

„Wirklich? Mir ist, als sähe ich noch zuweilen einen Schatten auf Deiner Stirn. Hast Du Sorgen?"

„Gar keine, Vicky. Auch die Ernte war glänzend. Nur das Erntefest haben wir uns diesmal schenken müssen."

„Schade. Es wäre gewiß hübsch gewesen. Solche alten Volksbräuche habe ich gern. Nun beginnen die Jagden, nicht wahr?"

„Haben bereits begonnen. In Hövelriede kannst Du den Brunftschrei des Hirsches hören. Kiekebusch pirscht schon wieder über meine Grenzen und Schönlanck läßt das Waldhorn blasen. Wir können zur Feier Deiner Genesung eine Treibjagd geben."

„Gut. Ich bin einverstanden. Was noch? Die sauren Wochen habe ich hinter mir — nun können die frohen Feste beginnen. Wir haben noch niemand eingeladen. Wir müssen auch Igelsteins einmal bei uns sehen."

„Selbstverständlich. Ich gebe Dir freie Hand für die Arrangements."

„Merci. Ich werde mir den Kopf zerbrechen. Weißt Du, was uns noch fehlt? Aber räsonniere nicht gleich. Nicht so ein langweiliger Hofchef wie bei Igelsteins — Gott bewahre. Ein Haushofmeister besseren Schlages, der das Gesellschaftliche übernimmt. Das kann ich nicht allein. Ein Mann, der die gesamte Dienerschaft unter sich hat, der auch die Etikette kennt, der mir bei den Einladungen zur Hand geht — Du verstehst schon."

„Vollkommen. Ich habe auch gar nichts dagegen, uns eine solche Hilfskraft zu engagieren. Aber es wird nicht leicht sein, den Rechten zu finden."

Graf Bürgenstock ließ sich melden.

„Laß ihn vor," bat Victoire. „Aber erst schau mich an: bin ich empfangsfähig?"

Er nickte lächelnd. „Du siehst reizend aus."

Bürgenstock kam mit einem großen Buschen gelber Treibhausrosen und tat entzückt, die gnädigste Fürstin endlich einmal begrüßen zu können. Er schien den Korb, den Aline Seehausen ihm gegeben hatte, glücklich verschmerzt zu haben, war heiter und guter Dinge und begann sofort lustig zu plaudern. Er hatte die angenehme Eigenschaft, die Formen auf das äußerste zu beherrschen, ohne daß seine Korrektheit langweilig wurde, kannte alle Welt, wußte trefflich zu erzählen, besonders amüsante kleine Klatschgeschichten, und galt im übrigen für einen Menschen von großer Gutherzigkeit, gelegentlichem Leichtsinn und raschem Enthusiasmus. Er war immer begeistert und sprach am liebsten in Superlativen. Friedrich hatte sich beim Regiment näher mit ihm befreundet; Bürgenstock stand in der Reserve der Gardedukorps und hatte nach eben beendetem Referendarsexamen infolge des plötzlichen Todes seines Vaters dessen Herrschaft Nieder-Hustädt übernehmen müssen. Er war ein tüchtiger Landwirt und recht wohlhabend; die jungen Mädchen schauten ihn freundlich an; doch er war wählerisch und ließ sich nicht fangen.

Sein Besuch kam Friedrich gerade gelegen. Er hatte eine dringende Besprechung mit seinem Oberförster, und auf den Freund brauchte er keine Rücksichten zu nehmen. Auch Victoire entschuldigte gern. „Geh' nur Deinen Geschäften nach," rief sie ihm zu, „ich unterhalte mich inzwischen mit Bürgenstock . . .

Lieber Graf, schleppen Sie sich einen Stuhl heran. Wollen Sie Tee, Wein, Milch oder Schokolade?"

Er dankte für alles und war dann gleich mitten im Erzählen. Er hatte allerhand Neuigkeiten. Der Landwirtschaftsminister wollte Schlesien bereisen; da stand eine Reihe von Empfängen bevor, und natürlich mußte auch Friedrich ihm ein Diner geben. Friedrich: der Agarier pur sang, der größte Landwirt in der Provinz, der gefürstete Bauer! Gott sei Dank, daß die gnädigste Durchlaucht wieder auf dem Posten war: nun mußte doch einmal das Schneckendasein aufhören und die Fahnen auf dem Turme von Estedt flattern. „Gnädigste Durchlaucht, ich kenne Friedrich in jeder Regung seiner schönen Seele. Er neigt zum Anachoretentum. Einsamkeit gilt ihm zuweilen als höchste Vernunft, Arbeit ist ihm Gewohnheit. Es war schon immer schwer, ihn dann und wann aus seinem Maschinendasein herauszubringen — selbst seine Jagddiners ließen zu wünschen übrig; da hatte er noch seine alte Köchin, und die . . . Aber nun herrscht ja die Pücklersche Perle im Souterrain! Und vor allen Dingen: Herr Gott, gnädigste Durchlaucht, was haben wir uns gefreut, als wir von seiner Heirat hörten! Und noch dazu mit einer unverfälschten Pariserin. Nun, sagten wir uns, muß doch die Sonne über Estedt aufgehen — jetzt wird endlich Leben in die Bude kommen . . . tausendmal Verzeihung wegen des studentischen Ausdrucks — aber so dachten wir . . . Ja, Kuchen. Zuerst war gar nichts, dann wieder nichts, dann gingen Sie nach Berlin, und dann kam Ihre Erkrankung. Aber die ist doch jetzt gottlob gehoben. Jetzt kann es losgehen!"

„Was losgehen?“ fragte Victoire lachend.

„Das Leben, Durchlaucht!“

„Lieber Graf, wenn Sie Friedrich in der Tat in jeder Regung seiner Seele kennen, werden Sie auch wissen, daß das Leben, wie Sie es meinen und auffassen, ihn nicht sonderlich reizt.“

„Natürlich weiß ich das. Ich sagte es ja schon. Deshalb basierte alles Hoffen seiner nachbarlichen Freunde auf der durchlauchtigsten Gattin.“

„Deren Machtgebiet aber auch seine Grenzen hat.“

„Falsch, Durchlaucht. Vergebung, wenn ich widerspreche — aber das ist wahrhaftig irrig. Ich bin Junggeselle —“

„Leider noch immer.“

„Nun ja — aber schließlich bin ich es. Also objektiver Beobachter. Habe selbst drei verheiratete Schwestern — und eine Unmasse Cousinen — und in viele Ehen geguckt. Die Frau ist immer die Hüterin des Paradieses.“

„Gott, was reden Sie schön!“

„Das hab' ich so an mir. Die Frau ist die Erzieherin des Mannes. Es kann für Sie nur eine Kleinigkeit sein, Friedrich ein wenig weltlicher zu stimmen. In bestem Sinne natürlich. Er ist ein wenig geselligkeitsscheu und klebt zu sehr am Dienstlichen. Wahrhaftig: die Arbeit ist Dienst für ihn. Gut. Aber auch ein Gegengewicht muß da sein. Und das sollten gnädigste Durchlaucht bilden.“

Er sprach noch weiter und meinte es auf seine Art gut, ohne zu ahnen, wie sehr seine Worte zündeten. Die jüngeren Herren im Kreise waren alle weit lebens-

lustiger als Friedrich, der sich von ihren oft recht stürmischen Vergnügungen immer zurückgehalten hatte. Sie hatten gewaltigen Respekt vor ihm, spöttelten aber auch gern. Der Spitzname „Gefürsteter Bauer“ war ihm selbst zu Ohren gekommen; aber er hatte ihn lächelnd aufgenommen. Er wußte ja, wie er war. In die unangreifbare Festigkeit seines Charakters ließ sich nicht so leicht Bresche schlagen.

Und doch fühlte Victoire mit feinem Fraueninstinkt, daß ihre letzten Leidenswochen ihn zugänglicher gestimmt hatten. Sicher machte er sich über den Unfall Vorwürfe. Jedenfalls war es schon ein großes Zugeständnis gewesen, daß er ohne weiteres in das Engagement eines Hausmarschalls eingewilligt hatte. Sie erzählte es Bürgenstock, und da geriet der Graf wieder in Enthusiasmus. Das war ja famos, das war der erste Schritt zu einem neuen Leben! „Gnädigste Durchlaucht, ich applaudiere Ihnen. Die Oekonomie, die bisher auf Estedt geherrscht hat, ist ein Verkennen des aristokratischen sozialen Berufs. Bei uns vom niederen Adel ist das etwas anderes — aber für Friedrich ist das Standesgemäße einfach Ehrensache. Schlankweg. Durchlaucht, wir wollen uns verschwören. Wir werden Friedrich sozusagen lancieren. Wir heben ihn in höhere Sphären. Estedt wird Fürstensitz: Igelstein soll blaß werden. Einen Hof- und Hausmarschall . . . Durchlaucht, ich habe schon einen — einen, der wie geschaffen für Sie ist.“ Er erzählte. Ein alter Herr von Mehnert, ein Freund seines Vaters, hatte sich einmal an ihn gewandt und um Unterstützung seines Sohnes gebeten, eines früheren Offi-

ziers, der einer Liebesdummheit halber den Abschied genommen hatte. Und Bürgenstock war es geglückt, den jungen Mann als Leiter des Hofhalts bei einer württembergischen Prinzessin unterzubringen. Aber die Prinzeß war vor kurzem gestorben, und sicher war Herr von Mehnert noch frei. „Ein Gentleman, Durchlaucht — hat sich bei der Prinzeß Ulrike ausgezeichnet gemacht — versteht sich glänzend auf die Führung eines großen Haushalts — ist nebenbei bescheiden und eine angenehme Persönlichkeit. Soll ich ihm mal schreiben?"

Victoire war sehr vergnügt. Die Bundesgenossenschaft des liebenswürdigen Grafen paßte ihr ausgezeichnet. Sie interessierte sich rasch für ihn und wurde intimer. Sie wollte ihn verheiraten. Er sollte eine nette, liebe, reizende Frau bekommen, hübsch, vermögend, von gutem Hause — mein Gott, so etwas gab es doch! . . . Aber da wurde Bürgenstock kleinlaut. Er machte erst ein paar Redensarten — und plötzlich schüttete er Victoire sein ganzes Herz aus. Nun wuchs ihr Interesse. Sie wollte vermitteln — das machte ihr Freude. Friedrich — nein, den mußte man ausschalten; auf derlei verstand er sich nicht. Der durfte auch keine Ahnung von ihrer Mitwisserschaft haben. Da mußte man zart zu Werke gehen, und das konnte nur eine Frau. Sie war ja mit Aline befreundet, und wenn auch ihre gegenseitigen Neigungen oft weit auseinandergingen: sie schätzte sie hoch und sprach die Ueberzeugung aus, daß sie eine vortreffliche Gattin werden würde.

Gewiß; aber ein Querstrich kam, den keiner vorausahnen konnte. An diesem selben Nachmittag traf

ein reitender Bote aus Seehausen ein, der Friedrich ein Billett von Aline brachte, das ihn tief erschreckte. Sie schrieb:

„Lieber Friedrich, nun ist es vollendet. Meine Sorge hat sich erfüllt. Vater ist tot. Wir wollten zu Tisch gehen, als er ohne einen Laut umfiel. Herzschlag. Kommen Sie zu mir, sobald es Ihre Zeit erlaubt. Ihre Aline."

Er ließ sofort satteln und jagte nach Seehausen. Aline war ruhig und gefaßt, so lange Dritte dabei waren. Aber in einem Augenblick des Alleinseins umarmte sie den Freund und weinte bitterlich. Der alte Mann mit den erloschenen Augen war der Inhalt ihrer letzten Lebensjahre gewesen.

Friedrich half ihr bei allen Aeußerlichkeiten, die der Todesfall nötig machte. Da zeigte sie auch wieder ihre menschliche Klarheit und ihr Verhältnis zu dem Ganzen, über das sie nun Herrin war. Den schluchzenden Leuten gegenüber behielt sie eine stille Würde; nur die geröteten Augen sprachen von ihrer Trauer.

Victoire konnte dem Begräbnis noch nicht beiwohnen. Sie schrieb einen herzlich gefaßten Kondolenzbrief an Aline; innerlich aber schalt sie auf die Tücke des Schicksals, die es ihr verwehrte, ihre Pläne in bezug auf ihren jungen Freund Bürgenstock in die Tat umzusetzen. Nun mußte man erst wieder das Trauerjahr abwarten. Und noch etwas belästigte sie: Friedrich bestand darauf, auch seinerseits vier Wochen hindurch Trauer zu halten. Das war eine neue Hemmung des gesellschaftlichen Lebens, und das einzige, was sie trösten konnte, eine gelegentliche Bemerkung

Mittmanns, daß auch diese kurze Karenzzeit für ihre Gesundheit außerordentlich gut sein würde.

Inzwischen hatte wenigstens der Briefwechsel Bürgenstocks mit Herrn von Mehnert zu einem Resultat geführt. Herr von Mehnert schrieb glücklich zurück, daß er froh sei, gleich wieder einen ihm zusagenden Posten zu finden, und meldete sich auch ohne weiteres zu einer persönlichen Vorstellung an. Er erschien und gefiel: ein junger eleganter Herr mit bartlosem vornehmen Gesicht, in dem ernste Lebenserfahrung mit fester Energie sich paarte; höfisch geschult, aber doch nicht Schranze, bestimmt in seinem Auftreten und sicher ein tüchtiger Arbeiter. Er hatte bei der Prinzeß Ulrike den Titel Hofmarschall geführt. Den wollte Friedrich aber nicht beibehalten; er erschien ihm zu anspruchsvoll. Der Dienerschaft gegenüber war indessen irgendein Titel zweckmäßig, und so wählte man den eines Intendanten.

Herr von Mehnert übernahm nun das ganze Hauswesen. In den ersten Tagen hatte er lange Konferenzen mit Victoire, die sie sehr interessierten. Sie hörte, wie alles bei der Prinzeß Ulrike gewesen war, doch auch andere Hoflager hatte der neue Intendant kennen gelernt. Man inspizierte gemeinsam das Schloß, von den Livreekammern unter dem Dache bis zu den Vorratsräumen im Souterrain. Herr von Mehnert schlug manche Neuerungen vor, die Victoire praktisch erschienen; dann hörte er mit seinem ernsten Gesicht ihre Wünsche an und machte sich umfangreiche Notizen; hierauf arbeitete er ein paar Tage lang das Budget durch und ließ sich endlich bei Friedrich melden,

um ihm zu erklären, daß er mit einer Höchstausgabe von sechzigtausend Taler jährlich allen Wünschen der gnädigsten Fürstin gerecht zu werden hoffe.

Friedrich hörte ihn ruhig an. Es hatte eine schlaflose Nacht gegeben, in der er sein Leben überschlagen und sich die Zukunft den Forderungen kaltblütiger Vernunft gemäß zurechtgelegt hatte. Starb er kinderlos, so fiel die Herrschaft Estedt mit ihren alten Grenzen an die Krone; nur über Prerow, Hövelriede und einige kleinere Ankäufe neuerer Zeit konnte er testamentarisch frei verfügen. Er war tatsächlich der letzte Fürst von Estedt. Ein Testament hatte er noch nicht aufgesetzt. Da ihm selbst die Aussicht auf Nachkommenschaft verwehrt war, so gingen seine Gedanken weiter: Paul wurde seine Hoffnung. Es war anzunehmen, daß Camille nicht das einzige Kind Honorines bleiben würde. Bei einem zweiten Sohn wollte er Paul den Vorschlag machen, dies Kind zu adoptieren. Wenn die alten Bestimmungen des Heiratsvertrages seiner Mutter in bezug auf die Erziehung des Zweitgeborenen auch hier in Kraft treten konnten, so war er der Zustimmung des königlichen Lehnsherrn nicht zweifelhaft. Aber vorläufig war der künftige Adoptivsohn noch nicht einmal geboren, und Victoire wußte noch nichts von ihrer Aussichtslosigkeit. Alles schwebte noch in der Luft.

Trotzdem war Friedrich des Willens, nach wie vor für die Zukunft zu arbeiten. Praktische Tätigkeit war ihm Bedürfnis; sie füllte nun auch mehr denn je die Kluft aus zwischen ihm und der Gewalt der Dinge. Aber in einem gab er ohne weiteres nach. Es war

nicht nötig, daß er bei seinen Geldausgaben die karge Hand behielt. Er wollte mit Victoire in Frieden leben und ihr ihren Willen lassen. Die sechzigtausend Taler, die der neue Intendant als Jahresbudget forderte, waren eine große Summe. Doch sie vertrug sich durchaus mit seinen Einnahmen; es konnte sogar noch genügend zurückgelegt werden. So war er denn einverstanden, prüfte indes sorgfältig die Anschläge

Herrn von Mehnerts Ausarbeitungen gingen in alle Einzelheiten: dieser junge Mann war ein ausgezeichneter Rechner und ein organisatorisches Talent. Nichts war vergessen: weder die Abstufung der neuen Kostüme für die Dienerschaft von der großen Gala bis zur einfachen Hauslivree noch die Schürzen für die Zofen und die Jacken für den Koch; weder Silberwäscherin noch Plättmamsells; weder die Veranschlagung für einen Bruch des Geschirrs noch die Verpflichtung für den Gärtner, in den Treibhäusern stets für frische Blumen zur Dekoration der Zimmer und Tafel zu sorgen. Vier Galadiners waren in das Budget eingestellt, ein Ball für Berlin, verschiedene Routs, zwei große Jagden, eine Schleppe, ein paar Herrenfrühstücke und eine bestimmte Anzahl kleinerer Gesellschaften. Die Papiere des Herrn von Mehnert waren ein Grundriß vornehmer Lebensführung in Talern und Groschen

Friedrich lächelte nicht mehr darüber. Er gewöhnte sich ein zustimmendes Kopfnicken an. Er gewöhnte sich auch an das steifere Zeremoniale, das im Hause begann und das ihm früher entsetzlich gewesen wäre: an alle die feierlichen Meldungen bei jeder Gelegenheit,

an den Vortritt des Intendanten, wenn es zum Diner ging, an den ewigen Toilettewechsel, an das ganze Brimborium des Kleinen und Abgezirkelten, in dessen Mittelpunkt viel mehr Herr von Mehnert mit seinem glatten Sphinxgesicht als das Fürstenpaar selber stand. Nur „draußen" blieb Friedrich der Alte, und es war ihm immer, als wechsele er auch den Menschen, wenn er die Flausjoppe auszog und Altenbühl ihm den Frack reichte. Er war sehr viel stiller als früher, und auf seinem Gesicht markierte sich zuweilen ein finsterer Zug. Den beobachtete er an sich selbst, wenn er gelegentlich in den Spiegel schaute. Aber vor Victoire zeigte er ihn nicht.

Sie blühte nach ihrer Genesung wie eine Rose auf. Sie war nun wirklich eine wunderschöne Frau geworden und trug ihren anmutigen Kopf auf üppigen weißen Schultern. Bei dem Diner zu Ehren des Landwirtschaftsministers geriet Fürst Igelstein förmlich in Verzückung, und Prinz Biron von Kurland, der galante Oberschenk des Hofes, verfolgte sie unausgesetzt mit seinen stechenden, tief dringenden Augen. Diesmal hatte Stengler das Kostüm geliefert: ein Tarlatankleid mit einer Tunika aus lichtgrünem Satin, deren Spitzenschmuck von kleinen Sträußchen aus Rosenknospen gehalten wurde. Der von einer Blumengirlande umrankte Taillenausschnitt war sehr tief; die Achselbänder ersetzten Efeuranken, und eine Efeuranke zog sich auch durch ihr goldenes Haar, das hochgekämmt war und den köstlichen Nacken freiließ.

Unter den Gästen bei diesem Diner befand sich auch der Fürst Pückler, und er verabsäumte nicht, Victoire

eines seiner reizenden altmodischen Komplimente zu sagen, dem diesmal sogar der gern von ihm beliebte feinironische Unterton fehlte. Und beim Kaffee zog er Friedrich beiseite und flüsterte ihm zu: „Jetzt kann ich Ihnen zum zweiten Male gratulieren, mein lieber Estedt. Ihre Frau ist bewundernswert. Als ich sie auf Ihrer Hochzeit sah, fiel mir eine gewisse Aehnlichkeit mit einer hübschen Irländerin auf, die ich gelegentlich in London kennen gelernt hatte. Aber sie trifft nicht mehr zu. Ueber das Nurhübsche ist Victoire längst hinaus. Sie ist eine ungewöhnlich schöne, stolze und vornehme Frau geworden — ganz Fürstin, und das hätte ich — ja, eigentlich hätte ich das der kleinen Komteß nicht zugetraut. Aber ich freue mich darüber; es fehlt uns an repräsentativer Weiblichkeit und an Erscheinungen, die bei dem raschen Verbrauch in unserm gesellschaftlichen Leben die rassige Kraft der Aristokratie verkörpern . . . Und auch Sie selbst — ja auch Sie, mein lieber Friedrich, sind ein anderer geworden. Ich sehe und fühle und spüre es. Ich möchte sagen: zu dem Verbliebenen — und um Gottes willen, es möge bleiben, so wie es ist — ist ein Dekorum des Standes getreten, das zu Titel und Krone paßt. Gut so. Ich überschätze die Aeußerlichkeiten des Lebens gewiß nicht. Aber eine Krone soll Glanz haben — sonst kann man sie auch in die Westentasche stecken . . . Also nochmals gratulor. Morgen schreibe ich Ihrer lieben Mutter, welches Glück ich in Estedt gefunden habe . . ."

Victoire hatte die Absicht, bis nach Weihnachten auf dem Lande zu bleiben und erst dann nach Berlin

überzusiedeln. In der inneren Politik hatte die Erklärung Bismarcks in einer Sitzung der Budgetkommission, daß die deutsche Frage nur durch Blut und Eisen gelöst werden könne, ein gewaltiges Schaumspritzen der öffentlichen Meinung hervorgerufen, dem eine gewisse Stille gefolgt war, weil die Verhältnisse im Auslande, Garibaldis keckes Auftreten in Italien und die Unruhen in Polen das Interesse in Anspruch nahmen. Das Parlament sollte erst im Januar einberufen werden. Aber auch in Estedt amüsierte Victoire sich nun gut. Die Gesellschaften häuften sich. Eine große Jagd hatte Herrn von Mehnert Gelegenheit geboten, sich auch als kunstgerechter Veranstalter im Sportlichen zu zeigen. Zum ersten Male bliesen die neuen Hifthörner, und beim Diner servierte die Dienerschaft in Jägertracht.

Der Troß mehrte sich. Victoire bekam einen eigenen Marstall und einen eigenen Stallmeister; die Winterreitbahn wurde vergrößert. Mit dem ersten Schneefall kehrte die Lust am Schlittenfahren ein, das für Victoire ein bisher unbekannter Genuß war. Friedrich schenkte ihr einen Schwanenschlitten und ein neues silbernes Geläut für das Gespann, und nun fuhr sie zuweilen stundenlang durch den Winterwald, nur einen Boy in grauer Pelzjacke und Pelzkappe hinter sich auf der Pritsche; über den dampfenden Pferden blähten sich die Schneedecken, die selbst weiß wie der Schnee waren und mit purpurroten Säumen besetzt. Oefters traf sie auch an bestimmten Stellen mit Bürgenstock zusammen, und dann veranstalteten sie eine Wettfahrt oder verfolgten die Schnur eines Fuchses oder

schossen vom Schlitten aus mit Pistolen auf harmlose Krähen. Bürgenstock war ihr bevorzugter Verehrer geworden, ihr verhätschelter Liebling. Er hatte eine besondere Art, ihr die Kur zu machen; er schaffte nie Situationen, die intim werden konnten, und wahrte immer den Respekt; aber er hatte auch einen Freimut, der ihr gefiel. Zudem war er ihr Berater in allen gesellschaftlichen Fragen. Besser noch als durch persönliche Anschauung lernte sie durch seine Schilderungen die Schloßeingesessenen Schlesiens kennen; er war nichts weniger als ein Zyniker, aber ein leises Spötteln liebte er und fand in Victoire eine verwandte Seele. Ohne eine andere Triebkraft als die, seiner schönen Freundin gefällig zu sein, veranlaßte er Victoire, die sowieso zur Verschwendung neigte, zu kostspieligen Ausgaben. Er hatte Verständnis für geschmackvolle Toiletten, Friedrich nicht. Sie fragte denn auch nie ihren Mann, wie ihm ein neues Kostüm an ihr gefalle; aber auf das Urteil des Grafen gab sie etwas. Und wenn er in seiner Offenheit dann dies und jenes zu tadeln hatte, trug sie die Robe überhaupt nicht mehr. Er kam häufig zur Teestunde nach Estedt und blätterte mit ihr die Modejournale durch, auch die deutschen, den „Bazar" und die „Viktoria"; sie zeigte ihm ihren Schmuck und er riet ihr hie und da zu neuen Fassungen; er wußte im Bereich ihrer Toilette bald ganz genau Bescheid. Vor allem aber war er ihr beratender Freund in bezug auf die Ausgestaltung ihres kleinen Hofhalts. Es war ihre feste Absicht, sich in ihrer ersten Berliner Saison gleich eine beherrschende Stellung zu schaffen, und da gab er ihr

Winke und Anleitungen. Denn er kannte Berlin und, da er Kammerjunker war, auch die höfischen Verhältnisse ganz genau, die von den Pariser unendlich verschieden waren. Sein Aesthetizismus, die Feinschmeckerei seines Auges, sein Kultus des Schönen, alles Dinge, die ihrem Gatten so gar nicht lagen, huldigten ihrer Eigenliebe, und anderseits war für ihn der Verkehr mit dieser reizenden Frau, die das moderne Leben in seiner reichsten Entfaltung verkörperte, eine Quelle sich immer wieder erneuernden Genusses.

Friedrich war nicht eifersüchtig, ganz und gar nicht. Dazu war er eine viel zu kühle, in realer Verständigkeit wurzelnde Natur, dem alle Philosopheme der Ehewissenschaft lächerlich erschienen wären, und setzte auch ein zu felsenfestes Vertrauen in Bürgenstock. Es war für ihn eine Undenkbarkeit, daß der Jugendfreund ihn je betrügen könnte, und wenn einer gekommen wäre, der ihm gesagt hätte, daß der vertrauliche Verkehr zwischen den beiden sich nicht mehr in den Grenzen der Schicklichkeit hielte: er würde ihm ohne weiteres die Tür gewiesen haben. Im Gegenteil: Friedrich war im Grunde genommen froh über dieses harmlos freundschaftliche Verhältnis, das ihm viel von seiner Freiheit wiedergab. Er war in den Nachmittagsstunden häufig in Seehausen, um Aline bei der Nachlaßordnung ihres Vaters behilflich zu sein, die eine Menge unbequemer Formalitäten erforderte, und es kam schließlich dahin, daß ihm diese Stunden zu unentbehrlichen wurden. Da fand er rein äußerlich eine Behaglichkeit, die wohltuend von dem steif gewordenen Formalismus in Estedt ab-

stach, und innerlich eine herzliche Zuneigung, die ihm viel von dem verlorenen Gleichgewicht zurückschenkte. Es gab so manches, was er mit Victoire nicht besprechen konnte und wollte; vor Aline aber hatte er keine Geheimnisse. Ihre Anteilnahme schaffte ihm Sammlung und Stimmung, die Kraft ihrer Gesinnung stärkte in ihm das Gefühl der Selbstüberwindung. Wenn er von ihr ging, schien der Dämon, der in sein Leben eingegriffen, gewichen zu sein; sein Zutrauen kam wieder und ein Empfinden von Sicherheit gegenüber der Willkür des Schicksals; ihre ausgleichende Art milderte die Gegensätze, die sein Leben verschoben hatten.

Es war das eine andere Freundschaft wie die zwischen Victoire und Bürgenstock, ein an Ernst und Gesinnungswahrheit festerer Bund als jener. Beide aber lockerten das Verhältnis zwischen dem Ehepaar noch mehr. Sie und er schlossen dem Freund und der Freundin sich an und wurden sich gegenseitig fremder. Es gab kein Band trauter Geheimnisse mehr zwischen ihnen, keine starke Liebe, die ein Gegengewicht bildete zu der Tragik der Geschehnisse und der Nichtigkeit des Gesellschaftslebens. In den kleinmenschlichen Wünschen ihrer widerspruchsvollen Seele suchte sie Schutz und Hilfe bei Bürgenstock; und wollte *er* sein übervolles Herz ausschütten und Befreiung finden von quälenden Zweifeln, so floh er zu Aline. In diesem gleichsam mechanischen Egoismus lag nichts, was gemeinem Klatsch schmeicheln konnte, denn allen diesen Menschen wohnte das Gefühl des Anstands inne, das unsichtbare Mauern schuf. Aber die Ueberzeugung, bei Freund und Freundin ein vertiefteres Verständnis zu finden als

bei Mann und Frau, nahm der Ehe ihren sittlichen Halt schon zu einer Zeit, da äußerlich noch nichts erkennen ließ, daß das Fundament längst bröcklig geworden war.

Für den Weihnachtsabend hatte Victoire anfänglich die Idee gehabt, die sämtlichen Junggesellen der Nachbarschaft nach Prerow zu laden, um dort das Biedermeierfest zu geben, das sie sich in den Räumen des alten Landhauses so hübsch dachte. Doch Friedrich wandte sich mit Entschiedenheit dagegen. Den Heiligen Abend wünschte er stiller zu verleben; er hatte außerdem Aline dazu gebeten, und bei ihrer Trauer war eine Gesellschaft sowieso ausgeschlossen. Die Feier des deutschen Weihnachtens kannte Victoire noch aus ihrer Kindheit von Kolmar her; sie hatte für Stimmungswirkungen überhaupt etwas übrig. Da sie aber fürchtete, zu dreien könne der Abend langweilig werden, so steckte sie sich hinter Herrn von Mehnert und beschloß eine allgemeinere und prunkvollere Inszenierung des Festes.

Es kam ein ganzes Programm zustande: zunächst eine gottesdienstliche Handlung im großen Saal, bei der beide Pfarrer sprechen sollten, Orgelmusik und allgemeiner Gesang; dann Bescherung der Waisenkinder und Ortsarmen des Städtchens, Bescherung sämtlicher Dienstboten in der Winterreitbahn, Abfütterung der Waisenkinder, endlich Familiendiner und Feier im engsten Kreise. Die nächsten Tage brachten die Vorbereitungen. Victoire fuhr zu den geistlichen Herren, zum Kantor Rübsam, der die Orgel spielen sollte, zum Bürgermeister und Waisenhausdirektor und begann dann mit den Einkäufen. Alle Ladeninhaber des Städt-

chens wurden in Nahrung gesetzt: es war eine starke Bewegung. Inzwischen hatte auch Herr von Mehnert zu tun; der große Saal mußte geräumt, die Reitbahn dekoriert werden; er ließ Tannenbäume fällen, trommelte Weiber und Mädchen zusammen, die endlose Girlanden aus Wintergrün flechten mußten, hatte Konferenzen mit dem Koch und der Leinenbewahrerin; ließ ganze Kisten mit Wachskerzen kommen, instruierte die Pfarrer, um Gottes willen alle konfessionellen Anspielungen beiseite zu lassen, und übergab dem Kantor den Entwurf einer Dankrede im Namen der bescherten Kinder. Er war bald da, bald dort, lief unermüdlich umher, immer mit seinem tiefernsten Gesicht und beseelt von Pflichteifer, aber in dem beständigen Angstgefühl, der Fürst könnte ihm im entscheidenden Augenblick irgend etwas an seinem Zeremoniell verderben. Das kam zuweilen vor; namentlich an den sogenannten Vortritt, an dem der Intendant mit äußerster Strenge festhielt, hatte sich Friedrich lange nicht gewöhnen können.

Aline war benachrichtigt worden. Diese Allgemeinbescherungen waren nach ihrem Sinne; auch Friedrich hatte nichts dagegen, zumal sie ihm für die Popularität seiner Frau günstig erschienen. Nur hätte er alles viel einfacher gewünscht. Herr von Mehnert hatte den großen Saal etwas theaterhaft ausstatten lassen, mit goldenen Sternen, Spruchbändern, einer Weihnachtskrippe, symbolischen Darstellungen aller Art und auch mit Lichteffekten nicht gespart. Aber das Orgelspiel brachte die Stimmung, und als die Kinder nach den gottlob nur kurzen Ansprachen der Geistlichen das „Stille Nacht, heilige Nacht“ gesungen hatten und nun

jubelnd an die Geschenktische stürmten, da gab auch Victoire, die bis dahin wie eine Königin in einem hochlehnigen Sessel gethront hatte, ihre feierliche Patronessenwürde auf. Dann kam der Dank des Kantors, wie Herr von Mehnert ihn vorgeschrieben hatte, endend in einem Hoch auf die durchlauchtige Wohltäterin, und als Abschluß eine Schokoladenfestivität mit Bergen von Kuchen. Da glänzten die Kinderaugen und die Mäulchen färbten sich schwarz.

Aehnlich spielte sich die Bescherung des Personals ab, bei der Altenbühl das Dankwort sprach; dann bliesen die Jäger Tusch und ein besonders begabter Waldhornist gab noch ein Solo zum besten. Nun konnte man zum Diner gehen, zu dem nur die beiden Pfarrer (der protestantische war Witwer) Einladungen erhalten hatten. Man ging aber auf Herrn von Mehnerts Anordnung nicht direkt in den Speisesaal, sondern versammelte sich erst im gelben Damastzimmer. Als Altenbühl die Tür öffnete, stieß Herr von Mehnert mit seinem Zeremonienstock, den er bei großen Gelegenheiten immer zur Hand hatte, auf den Boden und machte nun den Vortritt: durch drei Zimmer und die kleine Bildergalerie und durch ein Spalier von Lakaien bis in das Speisegemach. Die Tafel sah reizend aus; vor jedem Platze brannte ein winziges Weihnachtsbäumchen und zwischen dem Tannengrün, das die große Jardinière in der Mitte des Tisches füllte, entfalteten Jerichorosen ihre kleinen weißen Blüten und bauchigen Schoten.

„Ah, wie hübsch,“ rief Aline, als man in das Zimmer trat, und auch Friedrich freute sich. „Allerliebst, Herr von Mehnert,“ sagte er, und der Intendant ver-

neigte sich mit einem Gesicht, als ob er einen Verweis bekommen hätte.

Eine geheime Verabredung, die Victoire mit dem Grafen Bürgenstock getroffen hatte, sollte auch von der Tafel die Langeweile bannen. Man hatte kaum Platz genommen, als es an die Tür klopfte und Bürgenstock ohne Anmeldung eintrat. Er war im Frack, hatte ein Paketchen in der Hand und sah strahlend aus.

„Tausendmal Verzeihung," sagte er, „wenn ich störe. Aber ich hoffe, ich störe n i c h t, sondern werde willkommen sein. Friedrich, zu Hause hielt ich es nicht mehr aus. Meinen Dienstboten habe ich beschert und ihnen einen riesigen Punsch gebraut. Ich selbst irrte flüchtig umher und fand keine Ruhe. Ich bin nicht auf die Einsamkeit zugeschnitten. Na — und da nehmt Ihr's mir wohl nicht übel, daß ich mit schnellen Rossen zu Euch geeilt bin. Ich kann versichern, daß ich mich wahnsinnig freue, noch grade zum Diner zurechtzukommen, denn ich habe fürchterlichen Hunger. Uebrigens nahe ich nicht mit leeren Händen — o nein . . ."

Und er wollte die Umschnürung seines Pakets lösen; aber Friedrich rief ihm zu: „Halt, Egon! Für uns wird erst nachher beschert. Also bewahre Deine Kostbarkeiten noch ein Weilchen. Nimm Platz, lieber Junge — Du hast uns eine freudige Ueberraschung bereitet."

Bürgenstock küßte Victoire die Hand, begrüßte Aline mit offener Herzlichkeit und ließ sich den Geistlichen vorstellen, während Herr von Mehnert Anweisungen gab, ein neues Kuvert einzuschieben. Die Störung paßte ihm nicht; Ueberraschungen soll es für einen Hofmarschall

nicht geben; die Etikette hat ihre Gesetze; das Formale regelt das Leben. Aber er verzog keine Miene.

Nun verfloß das Diner unter angenehmer Unterhaltung. Auch der Koch hatte sein Bestes getan; der Champagner trug zur Anregung bei. Selbst die beiden Geistlichen, zwei prächtige alte Herren mit bequemem Verständnis für gegenseitge Duldsamkeit, wurden vergnügt. Friedrich trank mehr als sonst; er hatte diesem Weihnachtsabend tausend Hoffnungen entgegengebracht, aber er wehrte sich gegen die Verkümmerung seines Lebens: er *wollte* noch an die Zukunft glauben, wenn sie auch Schranken um ihn aufbaute, die nie zu werfen waren. Er stieß mit Aline an, und ihre Augen trafen sich in Verständigung. Ein starker Lebensdrang steckte in ihm wie in ihr, und beiden verlangte es nach den Werten ihres Daseins. Untergehen wollten sie nicht.

Nach beendeter Tafel fand im großen Salon die Familienbescherung statt. Auch hier brannte der Christbaum; Harzduft und das Arom der Wachskerzen quoll durch die Luft. Victoire konnte sich an einer kostbaren Schlittendecke aus Straußenfedern erfreuen; ihrem Mann hatte sie neben allerhand Niedlichkeiten eine verschließbare Schreibmappe (als Neuestes) mit selbstgesticktem Monogramm aufgebaut. Auch Aline brachte und erhielt ein paar Geschenke; die Pastoren fanden Zigarren, Tabak und Meerschaumpfeifen, denn sie waren gewaltige Wolkenbläser; Herrn von Mehnert wurde ein Etui mit Chemisette- und Manschettenknöpfen und einer Krawattennadel überreicht, Gegenstände, die er mit versteintem Gesicht betrachtete, um hierauf seinen untertänigsten Dank in aller Gehorsamkeit auszu-

sprechen. Dann kramte auch Graf Bürgenstock seine Gaben aus: für Friedrich ein unbrauchbares dickes Taschenmesser mit zweiunddreißig Klingen, für Victoire ein großes Herz aus Braunschweiger Pfefferkuchen mit der schnurrigen Aufschrift in Zuckerguß: „In der Treuen nimm mich hin, bis ich aufgegessen bin." Das braune Herz erregte natürlich allgemeine Heiterkeit und gab Friedrich von neuem Anlaß, sich über die naive Harmlosigkeit der Verehrung Bürgenstocks zu freuen.

Als Punsch und Pfannkuchen gereicht wurden, ließ Friedrich auch Zigarren präsentieren; Victoire selbst zündete sich eine Papyros an und gab damit die Erlaubnis zum Rauchen. Während Herr von Mehnert mit den Pastoren über die Umtriebe in Polen und Mieroslawskis jüngstes Manifest debattierte, hatten die Fürstin und Bürgenstock sich in eine Plauderecke zurückgezogen; der Graf erzählte von der Hofjagd in Letzlingen, zu der er befohlen worden war, und von dem merkwürdigen Räuberkostüm, das Graf Dönhoff dabei getragen hätte. Friedrich suchte nach Aline; sie war nicht im Salon, doch fand er sie in dem kleinen Zimmer nebenan, wo sie sich vor dem Kamin niedergelassen hatte und ihren Gedanken nachhing.

„So ganz allein?" fragte Friedrich und trat näher. „Nein, Aline — bleiben Sie sitzen: ich verstehe ja, daß Sie grade heute abend, wenn auch nur auf ein paar Minuten, sich von der Beherrschung der Stimmung frei machen möchten. Es geht mir im Grunde genommen genau so — aber andererseits: ist es nicht wieder ganz gut, daß wir einem Zwange unterstanden, der uns die Kunst des Vergessens leichter machte?"

„Ja, Friedrich," erwiderte Aline, „trotzdem . . . Jede Kunst will gelernt sein. Der Zwang war ja doch nur gesellschaftliche Uebung. Nun ist sie vorüber, und unwillkürlich kehrt die Erinnerung wieder. Warum sie verscheuchen? Auch die Wehmut hat ihr Recht im Leben. Nur soll sie uns nicht schwach werden lassen."

Friedrich zog sich einen Sessel neben den der Komteß. „Das ist es," sagte er, „ja, das. Ich habe diesem Abend mit bangem Herzen entgegengesehen — und eigentlich müßte ich Victoire dankbar sein, daß ihre Arrangements mich nicht so recht zu stillem Sinnen kommen ließen. Denn das Grübeln hat keinen Zweck mehr, wenn es sich an unüberwindlichen Hindernissen stößt. Und die Wehmut? — Sie findet keinen Resonanzboden in mir. Unsre Schicksale sind verschieden, Aline. Sie verloren den Vater. Ich weiß, was das zu bedeuten hat —"

„Nein," fiel Aline ein, „das können auch Sie nicht wissen, Friedrich. *Diesen* Vater habe nur ich gekannt. Nie hat die Vorsehung einen guten und großen Menschen härter behandelt als ihn. Und er verlor seine Größe nicht, als er nicht mehr die Sonne schauen durfte: da wurde er weise. Er stand noch in den Sechzigern. Durfte Gott ihn mir nehmen?"

‚Aline, in allem Fluß der Zeiten kommen wir nicht über die Gegenströmungen hinweg, die das Unbegreifliche schafft. Da hilft nur ein knirschendes Fügen. Immerhin: Ihr Vater näherte sich der Grenze des Lebens. *Mir* aber ward mehr genommen: das Ungeborene — und jede Aussicht auf Hoffnung . . . Wissen Sie noch: unser Gespräch in der Damnower

Forst — und Ihr Trostwort? . . . Ach, Aline, es steigt kein Weihnachtsengelchen mehr zu mir herab!"

Da er das sagte, quoll es stürmisch auf in seiner Brust, und die Tränen kamen wieder, die er so haßte. In Aline aber wurde der eigene Kummer still bei dem Leiden des Freundes. Sie wußte ja, wie er sich auf dies Kind gefreut hatte, das seiner Ehe festeren Kitt geben und der jungen Mutter die Reize der Häuslichkeit erschließen sollte. Die Brücke sollte es bilden zu einem bessern Dasein und einer viel stärker verbindenden Macht, als die Ehe selbst es war. Die Kinder erst sollten die Erfüllung seines Lebens werden. Aber als Prometheus den Menschen die Hoffnung gab, hatte er nicht mit den Göttern gerechnet. Den Sterblichen blieb die Zukunft verhängt, bis einmal der Schleier riß vor dem Grauen des Nichts.

Und das war die Höhe der Tragik: das hoffnungs- und aussichtslose Nichts.

Ihre Hand strich zärtlich über die Friedrichs. Sie lauschte einen Augenblick nach nebenan: da erklang noch immer das Plätschern fröhlicher Unterhaltung — und dann sagte sie mit leiserer Stimme:

„Ich habe überlegt, Friedrich — ich habe mich viel in Gedanken mit Ihrem Schicksal beschäftigt. Es scheint mir nötig, daß Sie Ihrer Frau Aufklärung geben. Das wird eine schwere Stunde werden — aber sie ist ein Weg zur Wahrheit. Und die muß sein. Wenn sie weiß, daß sie selbst nicht mehr Mutter werden kann, wird sich vielleicht — vielleicht — eine verständnisvolle Einigung erzielen lassen."

„Es gibt nur zwei Möglichkeiten, Aline. Ich habe beide erwogen. Die eine ist die Trennung. Erschrecken Sie nicht — bei Gott, ich habe auch daran gedacht. Es war keine Herzensroheit dabei im Spiel, es war . . . gleichviel: das ist ausgeschlossen. Ausgeschlossen, weil sie keine Schuldige ist. Die zweite Möglichkeit ist eine Adoption.“

„Das war's,“ sagte Aline, „was auch mir durch den Kopf schoß. Das ist des Ueberlegens wert.“

„Ein Notbehelf,“ entgegnete Friedrich finster. Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann mit schwerer Stimme fort: „Kein eigenes Fleisch und Blut . . . kein Weihnachtsengelchen . . .“

Und wieder schoß ein heißer Strom durch sein Herz, und es tropfte über seine Wangen.

Da trat Victoire in die Tür. „Warum so zurückgezogen?“ fragte sie. „Gräfin Aline, wir möchten Ihr Urteil hören. Bürgenstock behauptet . . .“ Nun sah sie die Augen ihres Mannes . . . „Friedrich, was ist Dir?“

Er erhob sich verlegen. „Nichts, Vicky — nichts.“

Sie starrte ihm noch immer in das Gesicht. „Mein Gott, warum hast Du denn . . . hast Du geweint?“

Auch Bürgenstock erschien jetzt im Türrahmen. Friedrich wandte sich ab, um das verräterische Rot seiner Augen nicht länger zu zeigen, und Aline sagte rasch:

„Wir sprachen über mancherlei — auch über den Tod meines Vaters . . . Also, Durchlaucht, welches Urteil soll ich fällen? Was behauptet Graf Bürgenstock?“

„Ich behaupte,“ warf Bürgenstock ein, „daß die verwitwete Kaiserin von Rußland eine Schwester unsers

Königs ist, und Durchlaucht sind der Ansicht, es sei eine Württembergerin.

„Doch nicht," entgegnete Aline, „im Genealogischen kann man sich auf Bürgenstock verlassen. Sie ist eine Tochter Friedrich Wilhelms des Dritten . . . Durchlaucht, ich will mich empfehlen. Haben Sie herzlichen Dank für den stimmungsvollen Abend — und sollte ich Sie vor Ihrer Abreise nicht mehr sehen: viel Vergnügen für die Berliner Saison."

„Sie bleiben in Seehausen, Komteß?"

„Vorläufig. Baronin Thouars, meine Tante, hat mich zwar dringend gebeten, sie in Paris zu besuchen, aber der Entschluß der Abreise wird mir schwer."

Nun kamen die Pastoren und verabschiedeten sich. „Was hilft's," sagte Graf Bürgenstock, „da muß ich auch in meine Einsamkeit zurück." Diesmal forderte ihn sogar die Fürstin nicht zu längerem Bleiben auf. Sie war einsilbig geworden

Herr von Mehnert gab seine Befehle an Altenbühl. Dann stellte er sich steif und kerzengerade an die Wand, seinen Zeremonienstab wie einen Degen an die Hüfte gepreßt. Altenbühl hatte die Tür zu den Vorzimmern geöffnet. Herr von Mehnert schielte hinüber, ob auch die Lakaien zur Stelle seien; hierauf verbeugte er sich.

„Haben die durchlauchtigen Herrschaften noch eine Order für mich?" fragte er.

„Danke sehr, lieber Herr von Mehnert," entgegnete Friedrich, „wir wollen nun auch zur Ruhe gehen . . Es war ein sehr gelungener Abend — sehr."

Der Intendant nahm das Lob mit tiefernstem Gesicht entgegen und verneigte sich nochmals. Dann riß

er die Tür auf, die zu den inneren Wohngemächern führte und ließ das Ehepaar voran. Hier war ein Vortritt seinerseits nicht am Platze; er wußte, was sich gehörte, und wäre unglücklich gewesen, hätte er sich selbst einmal bei einer Abweichung von der Vorschrift ertappt.

„Friedrich, warum hast Du geweint?“ fragte Victoire in ihrem Boudoir.

Er zuckte ein wenig zusammen. „Erlaß mir die Antwort,“ entgegnete er, „ich bitte Dich herzlich.“

„Gut. Aber . . . ja, das muß ich noch fragen: hab' ich als Deine Frau nicht das Recht, nach Deinen Tränen zu forschen? Ich sah Dich noch nie weinen — noch nie. War es Aline, die eine so starke Gemütsbewegung in Dir auszulösen verstand?“

„Nein.“ Und dann wandte er sich stracks um und sah sie forschend an. Der Blick ihres Auges gefiel ihm nicht . . . „Vicky, es wäre der Höhepunkt der Torheit, wenn Du Dich als Eifersüchtige aufspielen wolltest.“

„Ich denke nicht daran,“ erwiderte sie schroff. „Aber ich verteidige mein Frauenrecht. Ich will nicht hinter Deiner Freundin zurückstehen.“

Er fuhr mit der Hand durch die Luft. Er wollte keinen Streit: er fühlte sich seelenmüde.

„Das sollst Du auch nicht,“ sagte er. „Verbarg ich Dir meine Tränen, so geschah es aus Rücksicht für Dich.“

„Warum weintest Du?“ fragte sie nochmals.

„Weil ich . . . weil ich daran dachte, daß wir um diese Weihnachtszeit ein Kind erwartet haben.“

Nun flog sie ihm entgegen. „Friedrich — ist das wahr? Nur deshalb?“

„Nur deshalb, Vicky.“

Sie legte ihren Kopf an seine Brust. Eine süße Weichheit ging durch ihr Herz, ein Evasgefühl, das sie hingebend stimmte.

„Du Lieber," flüsterte sie, „Du bist viel besser als ich . . . Ach, unser Kind! Es sollte nicht sein . . . Aber wenigstens ich — ich bin doch mit dem Leben davongekommen, bin wieder gesund geworden . . . Ja, gesund, Friedrich — und wir sind beide noch jung — und noch immer gehört uns die Zukunft. Ich will Deine Augen küssen, Du großer weichherziger Bär. Sie sollen wieder das Weinen verlernen — und sollen in Hoffnung lachen. Es gibt noch mehr Weihnachtsfeste für uns" — sie zwitscherte auf — „und muß es denn grade Weihnachten sein? Ein Fest wird es ja immer."

Da zog er sie mit Inbrunst an sich und wappnete sich mit Mut. „Wir werden kein Fest mehr feiern," sagte er und wollte leise sprechen, aber es klang eine heisere Rauheit durch seine Stimme, „kein Fest mit Kinderlachen und . . . Vicky, Du mußt endlich die Wahrheit wissen. Du warst schwerer, viel schwerer krank, als Du ahntest. So krank, daß Dein Leben auf dem Spiel stand. Und da . . ."

Sie riß sich von ihm los und warf den Kopf in den Nacken. Ihr fiebriger, erschreckter Blick bohrte sich in seine Augen. „Und da?" wiederholte sie. Es war kaum zu verstehen; es war ein mattes Hauchen.

Er faßte sie an den Händen, ließ sich nieder und zog sie auf seine Knie. Und dann sprach er weiter: schonend, in zarten Worten, aber wahrhaftig

In ihrer inneren Angst begriff sie anfänglich nicht, was er meinte. Und als das Begreifen kam, stieß sie einen jammernden Laut aus und glitt von seinen Knien zur Erde.

XV.

Am ersten Feiertag in aller Frühe erhielt Friedrich ein Telegramm aus Paris, das er dreimal durchlas, obwohl es nur wenige Worte umfaßte. Es lautete nämlich:

„Als Feiertagsgeschenk hat mich Honorine gestern vormittag elf Uhr mit Zwillingen beglückt. Natürlich Buben. Alles wohlauf. Paul.“

Der erste Eindruck, den die Meldung auf Friedrich machte, war der maßloser Ueberraschung. In keinem Briefe hatte Honorine ihre Hoffnungen erwähnt. Dann schlich ein Gefühl des Neides sich in sein Herz; er verscheuchte es. Und dann glitt ein heller Sonnenstrahl über sein Gesicht.

Er stand vom Frühstückstische auf, trat an das Fenster und schaute in den schneeglitzernden Park. Er hatte vorhin das Ohr an die Schlafzimmertür seiner Frau gelegt. Nichts hatte sich drinnen gerührt. Sie schlummerte wohl noch — und er gönnte es ihr. Er hatte die halbe Nacht hindurch an ihrem Bette gesessen und sie zu beruhigen versucht. Ihr wimmerndes Schluchzen klang noch immer in seiner Erinnerung nach.

Am Büfett stand Altenbühl, den Silberteller als Attribut des Servierenden mit der Hand gegen die Brust gedrückt (Vorschrift des Herrn von Mehnert).

Friedrich wandte sich um. Die Sonne war auf seinem Gesicht verblieben.

„Alter," sagte er, „eine freudige Nachricht aus Paris: die Frau Herzogin hat meinem Bruder ein Zwillingspärchen geschenkt. Jungen."

Altenbühl legte den Teller auf das Büfett und küßte seinem Herrn die Hand.

„Ich gratuliere, Euer Durchlaucht. Zwillinge — mein Gott, grade wie bei der durchlauchtigsten Frau Mutter. Ist das eine Freude!"

„Geh' und frage Suzanne, ob Durchlaucht die Fürstin schon wach sind."

Altenbühl verschwand, und Friedrich las das Telegramm zum vierten Male. „Die Glücklichen," sprach er leise vor sich hin. Sein Auge wanderte. Er sah Honorine in aller ihrer Pariser Niedlichkeit, mit Spitzen und Bändern, im Wochenbett und rechts und links die beiden Buben.

Altenbühl trat wieder ein. „Befehlen, Durchlaucht," meldete er, „Ihre Durchlaucht haben soeben ihr Frühstück bestellt."

Friedrich ging nach dem Schlafzimmer seiner Frau und trat nach kurzem Anklopfen ein. Victoire saß im Bett, zu seiner Verwunderung frisch und rosig wie sonst, und hielt einen Roman in der Hand. Auf einem geschickt konstruierten Tischchen, dessen Platte sich durch einen Hebeldruck weit über die Bettdecke schieben ließ, stand das Frühstück. Suzanne schenkte soeben die Schokolade ein

„Guten Morgen, Vicky," sagte Friedrich. „Hast Du noch etwas schlafen können?"

„Denke Dir: ja — und ausgezeichnet. Bin auch viel ruhiger geworden. Das macht der helle Tag. Gestern abend war ich schrecklich nervös."

Friedrich schickte Suzanne aus dem Zimmer. „Lies," sagte er und gab seiner Frau das Telegramm

Sie wurde blaß, dann glühend rot, und wieder ebbte das Blut zurück; sie neigte den Kopf und begann leise zu weinen.

Friedrich setzte sich zu ihr und nahm ihre Hand. „Vickychen — höre, mein Liebling, Du mußt Dich zu trösten versuchen. Ich tue es auch. Eine größere Macht ist wider uns. Gegen das Unabänderliche gibt es kein Wehren. Aber ich will Dir einen Vorschlag machen. Wir haben beide die Kinder lieb: wir wollen ein Kind adoptieren."

Ueberrascht hob Victoire den Kopf. Sie hatte eine schnelle Antwort auf der Zunge; das sah man an der Bewegung der Lippen. Aber sie biß die Zähne zusammen, schaute Friedrich geraume Zeit stumm an und entgegnete endlich:

„Nein, Friedrich, das geht nicht. Ein fremdes Kind . . . irgendein fremdes Kind könnte ich nie als das meine betrachten."

„Nicht ein beliebiges fremdes, Vicky. Wenn es nun ein Kind Honorines wäre?"

„Hono . . ." Sie schnellte die beiden Silben von ihren Lippen und dabei zuckte sie zusammen wie unter einem unerwarteten moralischen Eindruck. Aber Friedrich hielt ihre Hand noch immer fest und fuhr in raschem Anschluß an seine letzte Frage fort:

„Laß mich ruhig ausſprechen, Vicky. Ich dachte ſchon an ähnliches, ehe die Depeſche eingetroffen war. Sie hat meine Idee gefeſtet. Zwillinge ſind Caſtaingſche Eigentümlichkeit. Wenn die Mama nicht ſo geſcheit geweſen wäre, einem Vielliebchen das Leben zu geben, würde die Krone Preußens Eſtedt in die Taſche geſteckt haben. Ich glaube, es liegt auch im Intereſſe Pauls, wenn wir das in dieſem Falle ebenſo zu verhindern ſuchen. Nehmen wir einen der Buben an Kindes Statt an und laſſen wir ihn zum künftigen Fürſten von Eſtedt erziehen. An der Erlaubnis des Königs zweifle ich keinen Augenblick, auch nicht an der Zuſtimmung Honorines. Natürlich: eine Mutter trennt ſich nicht leicht von ihrem Kinde. Aber hier ſprechen ſo gewichtige Motive mit, daß ſie den Trennungsſchmerz erleichtern werden — und erſt recht etwaige nationale Bedenken . . .“

Er ſchwieg und ſchaute Victoire fragend an. Sie war wie in ſich zuſammengefallen, hatte Kopf und Oberkörper tief geneigt, und ihr ſchönes Haar ringelte ſich in goldenen Strähnen über das zarte Seidenblau des Plumeaus.

Friedrich ſtrich mit liebevoller Bewegung ihr Haar von der Stirn zurück und küßte ſie auf die Schläfe.

„Es iſt ſelbſtverſtändlich, Vicky,“ ſagte er, „daß ich eine Entſcheidung in einer ſo lebenseinſchneidenden Frage nicht von heute zu morgen verlangen kann. Die Depeſche war nur der Antrieb, die Idee einer Adoption einmal mit Dir zu beſprechen. Ich kenne manche kinderloſe Ehe, der eine Adoption erſt Bewegung und Bedeutung gegeben hat. Und in unſerm Falle würde es

sich nicht einmal um eine künstliche Verwandtschaft handeln. Der Bube ist Castaingsches Blut, ist meines Bruders Sohn . . . Natürlich: unser Kind müßte er werden, auch nach dem Gesetz. Aber er soll der Mutter nicht völlig entzogen werden. Sie kann ihn bei uns sehen, wann sie will. Nur in den Erziehungsmaximen haben wir allein zu sprechen . . ."

Er pausierte einen Augenblick, als erwarte er eine Antwort Victoires, und begann dann von neuem:

„Mir scheint das eine sehr glückliche Lösung: ethisch wie materiell . . . Und wie gut würde es für uns sein! Dies Kind wäre ein neues Lebensziel. Es soll mein Junge werden — ganz und gar. Für ihn will ich arbeiten — und bei Gott, es ist keine Arbeit mehr pour le roi de Prusse. Estedt verbleibt dann den Estedts . . . Ich sehe Dich schon als Mütterchen, Vicky. Du wirst den Kleinen so lieb gewinnen, als sei er Dein Eigenstes — da sorge ich mich nicht. Du wirst ihn sehr lieb gewinnen . . ."

Wieder wartete er auf eine Antwort, auf ein kurzes, Wort, nur auf einen zustimmenden Einwurf. Aber Victoire sprach nicht. Sie starrte vor sich hin, in den Augen ein schweigsames Dunkel, und ihre Finger hasteten nervös über das Plumeau.

Da atmete er tief auf und fragte: „Vicky, was meinst Du dazu? Sagt Dir die Idee nicht zu?"

Und nun erhob er sich. Ein Gefühl der Durchkältung durchströmte ihn, denn er sah, daß Victoire den Kopf schüttelte: kurz und energisch. Das gelbe Haar flog wieder über ihr Gesicht.

„Nein," antwortete sie rauh, „ich will nicht."

Er war völlig fassungslos. Diese harte Absage begriff er nicht. Er konnte sie auch nicht begreifen, denn das Herz seiner Frau war ihm fremd, und in ihre Seele sah er nicht. Er wußte nichts von dem Sturm, der mit herrschender Gewalt durch diese Seele gefahren war und ihre Selbständigkeit erschüttert hatte; nichts von den jagenden Gedanken im Hirn der Frau und von den zitternden Impulsen, die sie zum willenlosen Produkt ihres Empfindens machten. S i e Mutter des Sohnes dessen, dem die leidenschaftlichsten Regungen ihres jungen Herzens gehört hatten, und an den sie noch immer nicht denken konnte, ohne daß eine sehnsuchtsvoll schwermütige Stimmung in ihr zum Durchbruch kam! .. In der sich überstrudelnden Hetze des rein Gefühlsmäßigen drang freilich auch eine kühlere Erwägung auf die Oberfläche: das Verständnis dafür, daß eine andere Frau in gleicher Lage das Kind des Geliebten vielleicht mit stürmischem Jubel an ihre Brust gerissen haben würde. Gewiß war das denkbar: aus Hysterie des Geistes, die in krankhaftem Ueberschwang jede Reflexion vergißt, oder aus dem natürlichen Verlangen, wenigstens ein Ebenbild des Vergötterten besitzen zu dürfen. Sie aber — nein, sie konnte das nicht. In ihr quollen immer wieder Differenzen auf, die sich nicht heben ließen. Sie hätte dies Kind nie lieben können, denn wenn sie es sah, hätte sie daran denken müssen, daß es der Zärtlichkeit zu einer anderen sein lebendiges Sein verdankte. Sie hätte dies Kind hassen müssen, weil es nicht ihres Schoßes war; sie fühlte im Zucken der Nerven und im Schlag ihres Herzens den wütenden Wider=

stand gegen eine neue Verwirrung ihres Lebens — und da stand der Entschluß eines nackten, unversöhnlichen und brutalen Nein fest in ihr . . .

Friedrich war sehr blaß geworden. Dieses nackte, unversöhnliche und brutale Nein hatte er nicht erwartet. Es wirkte wie eine Betäubung und wie ein Faustschlag gegen seine ehrliche Gütigkeit. Sein Gesicht färbte sich langsam röter; eine Welle des Zorns brandete auf.

„Warum nicht?“ fragte er kurz.

„Weil ich nicht will — Du hörst es ja. Oder nein: weil ich nicht k a n n.“

Das klang anders als das Nichtwollen. Es mahnte ihn, ruhig zu bleiben.

„Vicky, das glaubst Du,“ sagte er. „Aber Du kannst Dich irren. Ich bitte Dich: laß Dir meinen Vorschlag noch einmal in Ruhe durch den Kopf gehen. Erwäge alle Momente, auch die praktischen. Warum soll mein Name mit mir aussterben? Warum ein prachtvoller Besitz aus den Händen unsrer Familie gleiten? . . . Und denke doch auch an mich, Vicky! Ich liebe die Kinder — ja, ich liebe sie, ihr süßes Stammeln, ihre lachenden Schreie. Soll ich denn ewig einsam bleiben?“

Das war ein Ruf aus tiefster Herzensnot, und Victoire verstand ihn wohl. Aber im Saitenspiel ihrer Stimmungen klangen die Akkorde des Leidens nicht nach. Längst schossen ihre Gedanken schon weiter, in die unbeengte freie Zukunft hinein

Ein Kräuseln ging über ihre Stirn. „Hab' i ch Dich zur Entsagung verurteilt?“ gab sie zurück. „Was Du sagst, klingt wie ein Vorwurf für mich. Ich ver-

diene ihn nicht. Der Unfall, der mich des Glücks der Mutterschaft beraubte, war der m e i n e Schuld?"

„Nein, Vicky," rief Friedrich schmerzlich, „die meine war's! Ich weiß es ja. Mein Trotz war schuld, mein Unverstand, ein herrisches Bewußtsein — — schalte jede Bosheit des Zufalls aus und häufe die ganze, ganze Schuld auf mich!" Er stürzte vor ihrem Bette nieder und küßte ihre Hände. „Aber verschließe auch Deine Augen nicht vor meinem Leide . . . Ach, Vicky, mein Herz ist so wund, so zerrissen . . . und wenn ich denken muß, daß wir noch nicht ein Jahr miteinander verheiratet sind, könnte ich wahnsinnig werden!"

Ein Aufschluchzen erstickte seine Stimme. Victoire fuhr sanft mit der Hand über seinen Kopf. Sie war ja nicht roh: im Labyrinth ihrer Gefühle gab es viel Feines und Zartes. Er tat ihr herzlich leid. Aber dies Mitleid trat nicht störend in ihr freies Verhältnis zu sich selbst; es unterdrückte sie nicht. Sie war auch keine müde Seele, die sich in stillen Klagen erschöpfte: die Schwingen ihrer Lebenskraft rasteten nie. Die Ekstase eines Augenblicks konnte sie niederwerfen; so war es gestern abend gewesen. Nun war sie weit hinaus über dies Gestern, und dem matten Augenblick war schon wieder der helle gefolgt.

Er tat ihr leid. Er war wie gebrochen: als hätte seine arme Seele ein Gottesbild verloren. Sie streichelte ihn und sagte mit weicher Stimme:

„Friedrich, versündige Dich nicht. Müßte ich nicht schwerer leiden als Du? Müßte i ch nicht dem Wahnsinn entgegentreiben? . . . Nein, lieber Freund, ich bringe dem Schmerz kein Opfer. Zu mystischem Insich-

verlieren fehlt mir die Anlage. Was war, das war; ich stehe dem Geschehenen mit klarem Auge gegenüber. Hast Du mir vorhin nicht selber gesagt, daß es gegen das Unabänderliche kein Wehren gibt? Wären wir Menschen des Mittelalters, vielleicht hätte ich in einem Kloster Zuflucht gefunden. Wir aber haben eine solche Zuflucht nicht nötig: uns bietet das Leben Heilung. Ja, Friedrich, so ist es. Es liegt nichts Unwahres in dem Bekenntnis meines Lebensmuts: es ist die Stimme der Gesundheit . . . Was willst Du? Gibt es nicht viele Ehen, denen der Kindersegen versagt ist? Wäre es nicht auch möglich gewesen, daß ich Dir ohne den Unfall den ersehnten Sohn nicht hätte schenken können?"

Er stand auf. Die klare Durchsichtigkeit ihrer Ruhe war von starkem Eindruck auf ihn. Er selbst haßte im Grunde genommen das Verschwommene der Gefühle.

„Alles richtig, Vicky," entgegnete er; „verzeih mir, wenn ich übertrieb. Was Du sagst, ist unbestreitbar. Auch das Unabänderliche steht fest. Aber es braucht unsrer nicht Herr zu werden. Es gibt eine Möglichkeit, an die Stelle verlorenen Glücks ein neues zu setzen — sicher kein ganzes und volles — immerhin einen Ersatz, der mich froh machen würde. Und da riefst Du mir ein so hartes Nein zu —"

„Halt," fiel sie ein, „ehe Du weiter sprichst, höre mich. Ich verteidige meine Schroffheit nicht. Ich kann mich nicht für etwas begeistern, was außerhalb meiner Natur liegt. In dem Augenblick, da Du mit Deinem Vorschlag kamst, empörte sich alles in mir dagegen. Jetzt denke ich ruhiger. Du botest mir Ueberlegungszeit an. Die muß ich freilich haben. Sie er=

gibt sich auch von selbst. Im ersten Jahre können wir Honorine das Kind nicht nehmen. Wie war es seinerzeit bei Dir? Wann kamst Du von Deiner Mutter fort?"

„Erst im vierten Lebensjahre. Aber das war doch noch etwas anderes."

„Weshalb? Mutter bleibt Mutter."

„Gewiß, nur glaube ich, je früher Honorine uns den Jungen überläßt, um so verhältnismäßig leichter wird es ihr werden."

„Darin liegt etwas Wahres. Aber vor Ablauf des ersten Jahres würde sie ihn uns bestimmt nicht geben. Ich würde mir auch gar nicht zutrauen, ein Kind in so zartem Alter zu übernehmen. Wir müssen also schon notgedrungen warten. Jedenfalls bitte ich Dich um eins: sprich nicht eher, und keinem Menschen gegenüber, von unserm Plan, ehe er nicht ausgereift ist. Es ist nicht nötig, daß sich die Leute vorzeitig um unsre Intimitäten kümmern; geklatscht wird sowieso noch genügend werden." Sie lächelte. „Kann ich nun zu Ende frühstücken, Brummbär?"

Er küßte ihr die Hand. „Ich danke Dir herzlich für Deinen Willen, Vicky. Ich warte also — und brauche die Hoffnung nicht aufzugeben. Nun will ich unsre Glückwünsche nach Paris telegraphieren."

„Tue das. Ich schreibe noch heute."

Er ging, und Victoire begann mit gutem Appetit zu frühstücken. Sie war zufrieden: sie hatte Zeit gewonnen. Ihre geistige Gymnastik hatte sich wieder einmal bewährt. Vorläufig lag ein Jahr der Freiheit vor ihr, das sie ausgenießen wollte; und dann ließen

sich wohl noch Möglichkeiten finden, um einer drohenden Belastung ihres Daseins auszuweichen. In ihrer ästhetisierenden Lebensauffassung, die immer nach dem Genießen strebte und flüchtig über die Momente des Ernstes hinwegspielte, suchte sie überall nach Möglichkeiten. Sie schufen für sie den Inhalt der kommenden Zeit: im Gegensatz zu Friedrich, der an die Stelle der Möglichkeiten sich Aufgaben zum Ziel setzte. Und dieser Gegensatz war schon längst zu einer unsichtbaren Scheidewand zwischen den beiden geworden. —

Die letzten Tage des alten Jahres waren von rastloser Tätigkeit erfüllt. Friedrich arbeitete mit dem Oberinspektor, hatte lange Konferenzen mit den Vorstehern seiner Betriebe und vergrub sich bis in die Nachtstunden in Bücher, Aktenbündel und Rechnungen. Bei den Rechnungen stöhnte er oft genug: sein Etat war im letzten halben Jahre gewaltig in die Höhe geschnellt. Aber er wollte sich gerade jetzt nicht mit ängstlichen Fragen quälen; ihm lag auch daran, seine Frau in guter Stimmung zu erhalten. Victoire hatte mit den Zofen zu tun: die Verpackung ihrer Toiletten erforderte viel Zeit und Umstände. Das ging Gott sei Dank Herrn von Mehnert nichts an. Auf seinen Schultern häufte sich sowieso die Arbeit. Eine Berliner Saison — mein Gott, was erforderte die für Vorbereitungen! Das Palais Unter den Linden kannte er ja nicht nur nach den Grundrissen; er war selber auf ein paar Tage nach Berlin gefahren, um es genauestens zu beaugenscheinigen und seine Maßnahmen zu treffen. Da konnte man sich nicht so ausdehnen wie im Estedter Schlosse; man hatte mit allerlei Schwierig-

die Nebensache gewesen war, man sich dafür aber auch besser amüsiert hatte. Hier ging es ziemlich steif zu, selbst der Cercle brachte wenig Abwechslung. Nach dem Souper pirschte sich Fürst Igelstein an sie heran, der als Obertruchseß selten bei einer höfischen Veranstaltung fehlte, und machte ihr in seiner halb locker geschmeidigen, halb vornehm zurückhaltenden Art ein wenig die Cour: das war noch die amüsanteste Viertelstunde.

Nun aber stieg ihr Stern. Schon nach den ersten Wochen ihres Berliner Aufenthalts war sie die gefeierte Königin der Saison. Der Hofmoniteur, das „Berliner Fremden- und Anzeige-Blatt", brachte einen besonderen Artikel über sie und beschrieb alle ihre Toiletten. Die waren freilich auch der Beschreibung wert. Man beflüsterte und bestaunte sie; man bewunderte ihren vollendeten Geschmack, die Logik und Symmetrie dieser Kostüme, die aus den Händen eines Zauberkünstlers hervorgegangen zu sein schienen. Man bewunderte aber auch die reizende junge Frau, die Schönheit ihres Haares, die duftige Zartheit ihres Teints, die Wölbung der Stirn mit ihren dunklen Brauen, die in so pikantem Gegensatz zu der lichten Farbe des Haares standen. Friedrich hatte längst herausgefunden, daß sie kleine kosmetische Mittelchen nicht verschmähte, und sich anfänglich über den Pariser Unfug geärgert, dessen sie nicht bedurfte. Aber er schwieg darüber.

Er gewöhnte sich an das Schweigen, wenn auch nur widerwillig. Es paßte ihm manches nicht. Victoire wurde viel umworben. Dagegen hätte er nichts einwenden können; aber ihre aufmunternde Keckheit schien

ihm nicht würdig. In ihrem ganzen Sichgeben ähnelte sie mehr und mehr der Art Honorines. Es war schwer, sie zu analysieren. Ihre Klugheit ließ sich nicht recht in Einklang bringen mit ihrer Sucht nach Sensationen, die Folie ihres spießbürgerlichen Elternhauses nicht mit den Begierden und Wünschen ihrer Phantasie. Zuweilen erstickte ein ästhetisches Bildungselement ihren Hang nach rauschenden Vergnügungen. In solchen Zeiten wollte sie nur klassische Musik hören: Schumanns „Manfred" in einer Soiree der Königlichen Kapelle oder Händels „Samson" im Sternschen Gesangsverein, besuchte eifrig die Kunstakademie, wo Adolf Menzel die Entwürfe seiner Bilder zur Geschichte Friedrichs des Großen ausgestellt hatte, wohnte einer Predigt Müllensiefens in der Marienkirche bei und las statt französischer Romane Schillers Abfall der Niederlande und den neuesten Band von Mommsens Römischer Geschichte. Und dann stürzte sie sich wieder gierig in den Wirbel des Lebens.

Friedrich erstaunte oft, was sie körperlich aushalten konnte. Ihn ermüdete der Strudel der Festlichkeiten rasch; die gesellschaftliche Elastizität ging ihm ab. Sie aber blieb immer gleich frisch, und wenn einem Balle, der weit über Mitternacht hinaus gewährt hatte, irgendeine Matinee folgte, so war sie auch dabei zur Stelle, um ihr neuestes Promenadenkostüm zeigen zu können.

Binnen kurzem hatte sie der jungen Männerwelt die Köpfe verdreht. Wenn man von der „Fürstin" sprach, meinte man sie; der kleine Leberfleck, den man eines Abends unterhalb ihrer linken Schulter entdeckt hatte, bildete tagelang die Unterhaltung der goldenen

Jugend. Anekdoten begannen über sie zu kursieren. Man erzählte, daß der Herzog von Braunschweig, der in dieser Zeit Berlin besuchte, sich wahnsinnig in sie verliebt habe; dann wieder hieß es, ein gewisser Caratheodory von der türkischen Gesandtschaft habe sich ihretwegen erschießen wollen, sei aber noch glücklich gerettet worden. Am meisten Aufsehen erregte aber die Geschichte von dem jungen Walachen Bibescu und dem Goldschuh der Fürstin. Auf einer Soiree bei Herrn von Oubril, dem russischen Botschafter, war Victoire auch der Fürst Bibescu vorgestellt worden, der abwechselnd in den Großstädten seine Reichtümer verstreute, und sich sofort der schönen Frau an die Fersen heftete. Victoire trug an diesem Abend zu einer Robe aus weißer Gaze und einem Ueberwurf aus rotem Samt, den ein goldenes Mäanderband abgrenzte, niedrige Goldlackschuhe, die eben Mode geworden waren. Der linke Schuh drückte sie ein wenig, und bei der Unterhaltung nach dem Souper im Kreise junger Herren war sie vorsichtig aus dem Schuh geschlüpft und hielt den Fuß unter dem Kleide verborgen. Das hatte der Walache bemerkt und in der Unverfrorenheit seines Wesens und angeregt vom Wein ergriff er den Schuh, trug ihn im Triumph von dannen, füllte ihn am Büfett mit Champagner und leerte ihn. Victoire war tödlich erschrocken, wollte aber keine Szene machen und bat den anwesenden Bürgenstock, ihr ohne Aufsehen den Schuh zurückzuverschaffen. Ohne Aufsehen ging es jedoch nicht ab: es kam vielmehr zu drei Duellen zwischen Bibescu, Bürgenstock, einem Grafen Neïlisseff und einem Herrn d'Abeille. Sie verliefen

zwar durchaus unblutig, und Bibescu schickte auch vor seiner schleunigen Abreise aus Berlin ein Entschuldigungsbukett aus weißen Rosen in Wagenradgröße an Victoire: viel beklatscht wurde die kleine Geschichte indessen doch.

Friedrich regte sich gewaltig darüber auf. Es war natürlich klar, daß die Hauptschuld an der Taktlosigkeit des Walachen lag, und er konnte seiner Frau daher keine Vorwürfe machen. Aber er wurde das belästigende Gefühl nicht los, daß auch ihre ganze Art und Weise zu derartigen Szenen beitrug, ihre Soubrettenmanier, sobald sie in erregtere Stimmung kam, das Lockende ihrer Augen, das nervös Girrende ihres Lachens, all das übermütig Heischende, das einer Inkarnation der Gefallsucht glich. Bei Gott, da wurde sie völlig wie Honorine oder wie sonst eine der jungen eleganten Frauen des Kaiserreichs — aber zum Donnerwetter, man lebte hier nicht in Paris, sondern in der viel nüchterneren preußischen Hauptstadt und an einem Hofe, an dem man im allgemeinen ziemlich streng zu urteilen pflegte! Er war wütend über die törichte Geschichte — aber Victoire lachte über sein brummiges Gesicht und küßte die Falten auf seiner Stirn. „Drei Duelle um meinetwegen," sagte sie; „da bin ich Honorine voraus. Der Walache hat alle dreimal in die Luft geschossen — wir können ihm also vergeben. Und mein Goldlackschuh ist auch längst trocken geworden . . ." Dann machte sie Toilette, um einer Vorlesung des „Sommernachtstraum" von Emil Palleske im Konzertsaal des Schauspielhauses beizuwohnen.

Für den Subskriptionsball hatte sie ein neues Kostüm erhalten, das erste, das in Berlin gefertigt worden war, und zwar bei einem Schneider, den Frau von Talleyrand entdeckt und bisher geheim gehalten hatte; aber die Fürstin Blücher hatte Victoire die Adresse verraten. Diesmal dauerte die Toilette lange. Victoire fand, daß das Kostüm schlecht sitze, und Suzanne hatte im Verein mit der zweiten Zofe viel zu tun, um überall da ihre ergänzenden und ausgleichenden Nadeln anzubringen, wo es die Herrin verlangte.

Friedrich war heute nicht in Kammerherrnuniform, sondern hatte den roten Galarock seines alten Regiments angelegt. Er hatte bereits bei seiner Frau anklopfen und ihr sagen lassen, daß es höchste Zeit sei, wenn man den Eintritt des Königspaares nicht versäumen wolle, und war hierauf noch einmal in sein Arbeitszimmer gegangen, um zu sehen, ob die Abendpost etwas Wichtiges gebracht habe. Unter den Briefen, die auf seinem Schreibtische lagen, fand er auch einen mit einer französischen Marke und den unverkennbaren Schriftzügen Pauls auf dem Kuvert. Friedrich erbrach ihn hastig und las:

„Lieber Bruder,

zuvörderst Dir und Victoire vielen Dank für Eure elektrischen und postalischen Glückwünsche. Gottlob geht es Mutter und Kindern ausgezeichnet; von letzteren heißt der Senior Dir zu Ehren Frédéric — Honorine versucht ihn Fritz zu nennen, aber Du solltest hören, wie sie sich dabei die Zunge zerbricht — und der Junior Alexander Bonifaz nach unserm

Großvater. Denke Dir, daß dies couragierte kleine Eheweib den Ehrgeiz hat, die beiden Schlingel selbst zu nähren. Ein berühmter Professor, so berühmt, daß mir im Augenblick sein Name entfallen ist, hat nämlich im großen Saale des Stadthauses weitschweifige Vorträge gehalten, in denen er die kühne Behauptung aufstellte, der Rückgang der Bevölkerung Frankreichs läge lediglich an dem Unfug des Ammenwesens. Da besagter Professor ein außerordentlich schöner Mann mit assyrischem Barte und gekochten Pflaumenaugen ist, so hatte er ungeheuren Zulauf seitens unsrer Damenwelt, und da auch die Kaiserin sich bemüht, für seine Ideen Propaganda zu machen, so ist die Liebfrauenmilch gegenwärtig das begehrteste Getränk unter unsern Säuglingen. Nur fürchte ich, daß bei der Lebhaftigkeit Honorines der Zustand des Reichbaren bald nicht mehr zu erreichen sein wird. Vorläufig macht sie sich jedenfalls sehr niedlich als fruchtbare Mutter und empfängt mit großem Stolze alle ihre Freundinnen mit Romulus und Remus an der Brust. Dies ist freilich mehr parisisch als römisch

Meine Wahl für die Deputiertenkammer ist nach mancherlei Anfechtungen glücklich bestätigt worden. Und nun bin ich, o hehre Würde, auch noch Mitglied des Stadtrats geworden und habe mich auch gleich gewaltig für das Wohl unsrer guten Stadt in das Zeug gelegt. Mein erster, mit Triumphgeheul begrüßter Vorschlag in pleno betraf die Reorganisation unsrer vorsintflutlichen Feuerwehr, und um mich auch sonst als den scharmanten Mitbürger zu zeigen, habe ich eine kleine Summe gestiftet, damit eine sogenannte

gemischte Deputation — o, sie ist sogar sehr gemischt — sich einmal die Berliner Feuerwehr in nächster Nähe ansehen kann. Natürlich habe ich mich selbst an die Spitze dieser Deputation gestellt, habe bereits mit Herrn Seydel, Euerm Oberbürgermeister, und Herrn von Bernuth, Euerm Polizeipräsidenten, korrespondiert und bin von beiden mitsamt meinen Genossen herzlichst eingeladen worden, nach Berlin zu kommen. Schließlich habe ich auch noch dem Kaiser einen schönen Vortrag gehalten, der mir ein Handschreiben für Talleyrand und einen Auftrag für Dich mit auf den Weg gegeben hat.

So treffe ich also mit meinen Leuten am Dritten bei Euch ein. Für die Unterkunft der übrigen sorgt Herr Claude, ein Divisionschef unsrer Polizei, gemeinsam mit Euerm Polizeirat Goldheim. Für mich bitte ich Dich, ein paar anständige Zimmer im Hotel Petersburg zu bestellen. Ich steige keinesfalls bei Euch ab, weil ich Euch und mich nicht beengen will, hoffe aber, viel und vergnügt mit Euch zusammen sein zu können. Ich küsse Deiner Frau die Hand und grüße Dich von Herzen

als Dein getreuer Bruder

Paul.

Paris, 23. 1. 63."

In dem Augenblick, da Friedrich den Brief wieder in das Kuvert steckte, trat Altenbühl ein, um zu melden, daß die Frau Fürstin Seine Durchlaucht bereits im Vestibül erwarte. Friedrich ließ sich den Mantel

umhängen und den Adlerhelm reichen und ging dann seiner Frau entgegen.

„Eine freudige Mitteilung, Vicky," sagte er, während er mit ihr die Treppe hinabstieg.

„Und welche?"

„Ich möchte Dich raten lassen."

„Aus Paris?"

„Richtig."

„Was kann es sein? Zwillinge sind schon da. Hat Paul irgendeine neue Würde bekommen?"

Sie stand jetzt in dem großen Torbogen. Der Diener half ihr in den Wagen.

„Auch das," entgegnete Friedrich. „Aber noch mehr: Paul kommt nach Berlin."

Nun stieg auch er ein und die Pferde zogen an.

„Du antwortest gar nicht," sagte er. „Freust Du Dich nicht?"

Jetzt fand sie ohne weiteres den richtigen Ton. „Aber natürlich — sehr. Freue mich herzlich. Erzähle, was will er hier?"

Er berichtete, während der Wagen die Linden hinabfuhr, zwischen neugierigen Menschenmassen, die sich auf den Trottoirs stauten, um die Anfahrt zum Opernhause beobachten zu können.

Als man ausstieg, hatte Friedrich grade den Inhalt des Briefes wiedergeben können. Der Diener begleitete die beiden durch das Vestibül des Opernhauses bis zu den Garderoben.

„Es ist gar zu nett," sagte Victoire, ihren Mantel ablegend; „das wird eine vergnügte Zeit werden.

Sagtest Du nicht, Paul hätte auch einen Spezialauftrag Napoleons an Dich?"

„So schreibt er. Was wird es sein? Wahrscheinlich einen schönen Gruß. Nun komm, Vicky. Es ist höchste Zeit. Teufel, was siehst Du wieder hübsch aus!"

Sein Blick glitt befriedigt über ihre Erscheinung. Der Schneider hatte um dreißig Jahre zurückgegriffen und die Mode von 1832 der Krinoline adaptiert. Der mit Blumenknospen bestickte Rock bestand aus gerissenem wassergrünen Samt; die bis zu den Schultern ausgeschnittene Taille mit einer kurzen Schnebbe war à la tyrolienne mit einer Reihe Schleifen und Gazeband garniert; die Hüfte umschlang eine Seidenschnur mit Quasten, die zwischen die Garnitur des Rocks aus Gazepuffen und Bändern in leichter Verknüpfung herabfiel. Die hochgerafften Puffärmel mit ihren wogenden Spitzenmanschetten ließen den mit langem Handschuh bekleideten Unterarm frei. An Stelle des üblichen Blumenschmucks trug Victoire einen indischen Seidenschal um den Kopf, über dem sich, von einer Brillantagraffe gehalten, eine hohe Reiherfeder wiegte.

„Sehr hübsch," wiederholte Friedrich, als sie in den Saal traten.

„Berliner Ware," entgegnete Victoire lächelnd. Aber nun war auch sie zufrieden, denn sie sah, daß aller Blicke ihr folgten, und daß sich ein Flüstern und Zischeln erhob, wo sie vorüberschritt. Sie hatte übrigens kaum Zeit, ein paar Bekannte zu begrüßen, als die drei Klopftöne des Oberstkämmerers das Nahen des Hofes verkündeten. Fanfaren ertönten, dann be-

gann die Musik zu spielen. Meyerbeer, den sein Ehrenamt als preußischer Generalmusikdirektor zuweilen nach Berlin führte, dirigierte persönlich seinen für die Hochzeit der Prinzessin Marie mit dem Könige von Bayern komponierten Fackeltanz, und nun schwirrte plötzlich eine Anzahl Kammerherren in goldbordierten Schoßröcken durch den Saal, um für den Umgang des Hofes Platz zu schaffen.

„'n Abend, Friedrich," sagte die Stimme Bürgenstocks, „zu Ihren Füßen, gnädigste Durchlaucht . . . o Gott, welch Kostüm — ein Gedicht, keine Schneiderarbeit! . . . Wollen die Herrschaften denn nicht in den ersten Rang?"

„Merci," antwortete Victoire, „hier unten ist's viel amüsanter."

„Auch richtig. Man muß zuweilen mit dem Publiko fraternisieren. Postieren Sie sich hierher, Fürstin. Hier muß . . . Donnerwetter, es geht schon los!"

Er stürmte weiter. Auf der großen Freitreppe wurde der Zug des Königs sichtbar. Generalintendant von Hülsen und die Palastdame Gräfin Hacke gaben den Vortritt, dann folgten das königliche Paar, die Kronprinzessin mit dem Prinzen Friedrich Karl, Prinz Albrecht mit der Landgräfin Luise von Hessen, die übrigen Prinzen und Prinzessinnen, der alte Wrangel mit Frau von Hülsen und schließlich ein glänzender Schwarm von Hofwürdenträgern und Offizieren des Hauptquartiers mit ihren Damen. Nur die Musik erklang; die Menschenmenge war stumm geworden.

Der König blieb öfters stehen, um an diesen und jenen ein paar Worte zu richten. Auch Victoire begrüßte er huldvoll.

„Reizend, liebe Fürstin," sagte er. „Melusine up to date . . . Sie erwarten Besuch, lieber Estedt?"

Friedrich war erstaunt darüber, daß das der König bereits wußte. „Zu befehlen, Euer Majestät," erwiderte er, „meinen Bruder Paul."

„Mir schon gemeldet worden," entgegnete der König nickend. „Hoffe, die berühmten Zwillinge einmal bei mir zu sehen . . ."

Ein liebenswürdiges, an Victoire gerichtetes Wort der Königin folgte; dann bewegte der Zug sich weiter, und nun kamen die Estedts aus den Begrüßungen nicht mehr heraus. Sie kannten den ganzen Hof.

Ueber die Brüstungen der Ranglogen neigten sich die hochtoupierten, brillantenflimmernden Köpfe der Damen. Namentlich im diplomatischen Korps erregte man sich über das Kostüm der Fürstin. Irgend jemand mochte geplaudert haben; jedenfalls sah Frau von Talleyrand das Geheimnis ihres Schneiders verraten und kniff die Lippen zusammen. Lady Buchanan und Frau von Araujo standen hinter ihr und konnten grade auf den Kopfputz Victoires schauen; sie tauschten flüsternd ihre Bemerkungen darüber aus. Die Herren rissen die Augen auf. Eine Minute später schienen sich die Blicke aller in den Ranglogen auf Victoire vereinigt zu haben.

Sie spürte das, und ein leiser Schauer rann über ihren Nacken. Es war ein neuer Triumph, und sie war glücklich darüber. Sie hatte nur einen einzigen

sehnlichen Wunsch: daß Paul sie so hätte sehen können. Und da begann auf einmal ihr Herz schneller zu klopfen. Noch wenige Tage — und sie würde ihn begrüßen können . . . Nur noch wenige Tage. . . . Die Hoffnungsfreude goß einen verklärenden Schimmer über ihr Gesicht, gab ihrer Stirn reineren Glanz, ihren Augen ein tieferes Leuchten . . . Sie sah nicht den kleinen Mann mit dem grotesken Künstlerkopf auf breiten Schultern, der sich hinter ihr an der Saalwand auf einen Stuhl niedergelassen hatte und nun ein Büchelchen hervorzog, um die schöne Frau zu skizzieren, die ihm eine prachtvolle Figur für eins seiner Gesellschaftsbilder dünkte. Sie war plötzlich ganz in Erinnerungen versenkt und schrak fast zusammen, als sie die Stimme ihres Gatten vernahm.

„Noch einen Rundgang, Vicky," sagte Friedrich, „dann müssen wir zum Tee und zum Cercle. Gib mir Deinen Arm . . ."

Schon während der ersten Tänze hatte er eine gewisse Unruhe im Saal bemerkt. Auf den Plätzen des diplomatischen Korps steckte man die Köpfe zusammen; Graf Karolyi und Herr von Oubril unterhielten sich eifrig miteinander; der König stand im Hintergrund seiner Loge und hatte die Minister von Itzenplitz, von Bodelschwingh und Graf Eulenburg um sich.

„Bürgenstock — hallo — Du, Egon!" rief Friedrich dem Grafen nach, der in seinem Kammerjunkerfrack eilfertig an ihm vorüberstürmte, „wohin denn? Was ist eigentlich los?"

„Der König will Dubril sprechen," wisperte Bürgenstock. „In Polen ist die Revolution ausgebrochen."

„Herrjeh! — Uebrigens war es vorauszusehen. Also wirklich Revolution?"

„Und feste. Die Aufständischen haben eine ganze Reihe russischer Garnisonen überfallen und das Militär niedergemacht."

„Aber was geht u n s das an?" fragte Victoire.

„Teuerste Durchlaucht, das weiß ich auch nicht. Ich kann Ihnen bloß wiederholen, was ich vorhin von politischer Seite hörte: nun wird's sengrich."

Und damit stürzte er weiter.

Victoire lachte. „Auch auf die Gefahr hin, daß es sengrich werden könnte," sagte sie, „— ich habe Durst und möchte ein Glas Sekt trinken. Führ mich zum Büfett, Friedrich."

Sie schritten die Treppe hinauf. Friedrich lachte nicht; er war still geworden. Er überlegte: Preußen mußte seine Grenzen schützen und teilweise mobilisieren; auch eine Konvention mit Rußland lag nicht im Bereiche der Unmöglichkeiten, falls die Revolution an Ausbreitung gewinnen sollte. Das aber würden die Großstaaten sicher nicht dulden, denn dann stand eine Verschiebung des politischen Gleichgewichts in Europa auf dem Spiele. Ein Krieg konnte ausbrechen — und der einzige, den Friedrich fürchtete, war ein Krieg mit Frankreich.

XVI.

Es kam nicht zum Kriege, doch sonst so ungefähr, wie Friedrich erwartet hatte. König Wilhelm schickte den General von Alvensleben nach St. Petersburg, um mit dem Zaren eine Verständigung über eine gemeinschaftliche Unterdrückung des Aufruhrs anzubahnen. Inzwischen hatte Napoleon, den Sturm voraussehend, bereits ein Handschreiben an seinen Gesandten in Berlin gehen lassen, in der polnischen Frage Rücksicht auf die Stimmung in Frankreich zu nehmen, wo der gesamte Klerus sich mit den Liberalen zugunsten Polens verständigt hatte, und wo, wie in den meisten andern Ländern, wie auch in Preußen, die öffentliche Meinung sich in sentimentaler Begeisterung auf die Seite des „ritterlichen unterdrückten Volkes“ schlug.

Der Ueberbringer des Handschreibens an Herrn von Talleyrand war Herzog Paul gewesen. Er hatte keine Ahnung von der Wichtigkeit seiner Mission, und das hatte sein Kaiser auch wohl so beabsichtigt. Vertreter der städtischen und polizeilichen Behörden, der Branddirektor und einige Feuerwehroffiziere hatten die Pariser Deputation empfangen; man hatte sich gegenseitig begrüßt und einige Verbindlichkeiten gesagt — dann aber hatte Paul es sehr eilig gehabt, sich von den Herren zu verabschieden und nach dem Hotel Petersburg zu fahren.

Hier erwarteten ihn Friedrich und Victoire. Es war von beiden Seiten eine herzliche Bewillkommnung. „Kinder, was freue ich mich, Euch mal wiederzusehen!“ rief Paul. „Laßt Euch angucken! Friedrich, Du machst den alten Eindruck peinlichster Gewissenhaftigkeit; Du

bist preußisch geblieben — durch und durch. Und Sie, Victoire — wahrhaftig, Sie sind in Germanien pariserischer geworden. Und wenn Sie noch so gut Deutsch sprechen: Paris schaut Ihnen aus den Augen, lacht um Ihren Mund, blickt aus jeder Falte Ihrer Toilette. Das ist ganz famos . . ."

Er sprudelte seine Liebenswürdigkeiten in alter Lebhaftigkeit hervor und gab dazwischen seinem Kammerdiener hastig hingeworfene Befehle. Er war ein wenig stärker geworden, hatte aber nichts von seiner elastischen Frische verloren und war noch immer der bildhübsche Junge, der jeder Frau mit verliebtem Lächeln unter den Hut schaute, und für den die Rosen niemals zu verblühen schienen.

Die Estedts wollten ihn mit in ihr Palais nehmen, um dort zu frühstücken, aber Paul bat darum, mit ihm im Hotel zu speisen, da er sich unmittelbar nachher umkleiden wollte, um sich schleunigst seines Auftrages auf der französischen Gesandtschaft zu entledigen. Nun gab es noch ein kurzes Hin und Her mit dem Oberkellner, dann wurden die Zimmer besichtigt und für gut befunden, ein paar Koffer aufgerissen, ein paar Sachen durcheinander geworfen — und eine Viertelstunde später saß man im Salon beim Frühstück, und Fragen und Antworten flogen wie ein Pelotonfeuer über den Tisch.

„Apropos, Victoire — Ihnen bringe ich eine Herrlichkeit mit: einen neuen Hut, den Honorine ausgesucht hat — einen Hut, von dem sie behauptet, er sei eine Metamorphose der absolutesten Schönheit — so etwas gebe es nur einmal im Leben . . . Dir, Fried

rich, bringe ich gar nichts mit — ich wollte eigentlich, aber ich wußte nicht was — ich überlegte sehr lange, und dann ließ ich es ganz . . . Aber schön grüßen soll ich Dich, zunächst von der Mama —"

„Wie geht es ihr?"

„Aelter geworden — und noch fülliger. Besucht gar nicht mehr die Tuilerien, seit Eugénie einmal eine bissige Bemerkung über ihre Toilette gemacht hat, und sitzt den ganzen Tag über am Schreibtisch. Aber sonst: lieb, gut und prachtvoll. Wenn ich mich einmal schachmatt fühle und angeekelt von der Pariser Hetze, gehe ich zu ihr: das ist wie ein erfrischendes Reinigungsbad. In ihrem Hause scheint die Welt still zu stehen. Zuweilen geht auch die Uhr zurück . . . Victoire, nehmen Sie noch von dieser Pastete. Man speist nicht so übel bei Euch in Berlin."

„Danke, Herr Stadtrat. Oder soll ich Sie lieber Herr Deputierter nennen?"

„Um Gottes willen! . . . Uebrigens, der Stadtratsposten ist der wichtigere. Ich gehöre zu der Jury der Entschädigungen bei den Expropriierungsarbeiten. Ahnungslose Kinder, was wird dabei geschwindelt! Halb Paris liegt in Trümmern, ganze Stadtteile sollen neu aufgebaut werden. Scheinankäufe sind an der Tagesordnung. Das mache ich natürlich nicht mit — im Gegenteil, ich klopfe der Gaunerbande ganz gehörig auf die schmutzigen Finger . . . aber eine günstige Gelegenheit lasse auch ich nicht vorübergehen. Im November allein habe ich zwei Millionen verdient — Dalmas hat noch mehr in die Tasche stecken können. Regulärer Verdienst — man muß nur hinterher sein und

die Konjunktur auszunützen verstehen. Darin ist Dalmas groß — er hat eine höllisch feine Nase."

Und während er die Gläser füllte, wechselte er das Thema und begann von den Verwandten Victoires zu erzählen. Der philosophische Marquis war lange krank gewesen; man hatte an seinem Aufkommen gezweifelt. Quacksalber hatten ihn behandelt: ein Magnetiseur und ein amerikanischer Heilgehilfe. Jetzt ging es wieder besser; aber er sehe noch immer wie ein Gespenst aus.

„Und Hermance?" fragte Victoire.

„Wer ist das?"

„Aber, Paul! — Die Coëtlogon."

„Gibt's nicht mehr. Aber es gibt dafür eine neugebackene Herzogin von Deligny."

„Du sprichst in Rätseln. Hermance ist doch nicht etwa Herzogin geworden?"

„Jawohl. Sie hat einen uralten Grafen Delignn geheiratet, der schon mit einem Fuße im Grabe stand und auf dem andern gichtisch war. Das soll die Prinzeß Clotilde vermittelt haben. Drei Monate nach der Hochzeit starb der Graf infolge seiner Gefälligkeit. Einen Teil seines hinterlassenen Vermögens opferte Hermance zum Bau einer neuen Kirche auf dem Montmartre. Dafür wurde sie umgehend Herzogin. Nun lebt sie ungeheuer fromm und sehr beschaulich in einem hübschen Palais an der Place du Chateau d'Eau, und da besucht sie der Kaiser zuweilen — um mit ihr über Fragen der Witwen- und Waisenversorgung zu plaudern. Sie ist sehr angesehen."

Friedrich schüttelte den Kopf. „Es ist nicht zu sagen. Verkehrt man denn noch mit ihr?"

„Aber erst recht. Ich wiederhole Dir: sie ist äußerst angesehen. In den Tuilerien wird sie allerdings nicht empfangen: Eugénie verkennt ihre Eigenart. Sonst spielt sie eine große Rolle. Ihr Ehrgeiz scheint gelöscht zu sein; sie ist sehr sanft geworden, spricht immer nur in gedämpftem Tone und hat sich einen wundervollen Augenaufschlag angewöhnt. Für die Klerikalen ist sie das nicht mehr zu umgehende Vermittlungsbureau zwischen Kirche und Kaiser."

Der Kellner servierte einen kalten Rehrücken: François, der Kammerdiener, schenkte Cliquot ein.

„Was macht der Kaiser?" fragte Friedrich. „Du schreibst, Du hättest einen Auftrag von ihm an mich."

„Habe ich auch. Er hofft Dich baldigst in Paris zu sehen."

„Was heißt das? . . . Ah — ich kann mir schon denken: die alte Geschichte. Ich soll als Militärattaché nach Paris."

„Ganz richtig."

„Fällt mir ja gar nicht ein."

„Abwarten, Friedrich. Einen kaiserlichen Wunsch kann man nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Ich sprach auch mit dem Grafen Goltz, Euerm neuen Gesandten, über die Sache. Er meint, Du könntest nicht nein sagen."

„Oho! Ich bin doch nicht gezwungen, eine Stellung anzunehmen, die mir ganz und gar nicht paßt. Ich bin kein Diplomat."

„Ist auch nicht nötig. Du brauchst nur eine hübsche Figur zu spielen. Die hast Du ohnehin. Und zu repräsentieren. Das besorgt Victoire — nicht wahr, Vicky?“

Sie zog die Augenbrauen höher. „Ich mische mich nicht gern grade in diese Angelegenheit,“ antwortete sie vorsichtig.

„Lassen wir das Thema fallen,“ sagte Friedrich. „Ich werde mich entscheiden, wenn es an der Zeit ist. Jedenfalls weiß ich, was ich tue. Erzähle uns lieber von Honorine und Deinen Jungen.“

Das geschah auch. Paul sang seinen Zwillingen Hymnen. Und Camille wäre nun schon beinahe erwachsen und schaute voll brennender Neugier auf seine Brüder. Und Honorine wäre wieder eine reizende Mutter. Aber sie wüßte es auch. Es sei gegenwärtig in Paris sehr in der Mode, sich von mütterlicher Seite zu zeigen. Man gebe große Damengesellschaften, und dabei würden die Kinder herumgeführt und herumgetragen, und man nähre sie sogar vor versammeltem Publikum. Theater und Tableaus, hübsche Inszenierung und lebende Bilder, nichts weiter. Im Grunde genommen eine neue Spekulation der lieben Eitelkeit; aber alles mit viel Grazie ins Werk gesetzt. Darauf verstehe man sich auch in dieser modernsten Art des Familienkultus.

Nun bat Paul um Entschuldigung; er wollte seine Mission bei Herrn von Talleyrand los werden. Man traf eine Verabredung für den heutigen Abend. Den hatte Paul noch frei. Sonst waren die nächsten Tage besetzt: Frühstück im Rathaus, ein Diner beim Ober-

bürgermeister, Besichtigung der Feuerlöschgeräte, ein Exerzitium der Feuerwehr, ein großes Manöver in einem Löschbezirk, Appell der Spritzenmänner und Ordnungsmannschaften, Besuch der Sanitätsabteilung — es gab viel zu tun. Dazwischen Audienz beim König und Vorstellung bei Hofe — und dann wollte Paul sich auch ein wenig amüsieren. Er fragte nach einem Führer durch das dunklere Berlin, und da empfahl Friedrich ihm den Grafen Bürgenstock. Der wußte Bescheid in allen Nachtlokalen: bei Callenbach, im Orpheum, in Mesers Salon, in Vauxhall, in Arnims Blumensälen und in den Polkakneipen des Studentenviertels.

Victoire war ein wenig enttäuscht, und sie empfand das wie eine Erleichterung. Sie hatte sich das Wiedersehen mit Paul anregender und aufwühlender gedacht: aber er hatte sie ziemlich gleichgültig gelassen. Verändert hatte er sich sicher nicht; er war in dem Sprunghaften seines Wesens, in seinem leichtherzigen Grundverhältnis zu Welt und Menschen, in seinem ganzen Gehaben durchaus derselbe geblieben wie früher. Aber vielleicht hatte s i e sich geändert. Sie dachte darüber nach. War ihre Ehe eine umwälzende Macht gewesen? Ach nein. Sie hatte Melodie in ihr Leben gebracht und Rhythmus in ihre Persönlichkeit: das war alles. Von einer Umbildung ihres Charakters konnte keine Rede sein. Woran lag es also, daß sie kaum eine stärkere Bewegung in ihrem Innern gespürt, als Paul ihr nach langer Trennung zum ersten Male wieder die Hand gereicht hatte? Das Gefühl einer gewissen Erleichterung haftete nicht lange; eine ausgesprochene

Verärgerung trat an seine Stelle: Mißstimmung über sich selbst.

Inzwischen hatte die politische Situation an Spannung zugenommen. Die Konvention mit Rußland hatte nicht nur in Frankreich und England große Aufregung hervorgerufen: auch Gortschakoff intrigierte dagegen, und die liberalen Blätter in Preußen waren voller Entrüstung über die tolldreiste Politik Bismarcks. Am achten Februar sollte die polnische Frage im Abgeordnetenhause zur Verhandlung kommen, und Graf Schönlanck, der das Wort nehmen wollte, hatte Estedt gebeten, dabei zugegen zu sein. An diesem Mittage ließ Paul sich bei Victoire melden. Victoire war am Abend vorher bei dem brasilianischen Gesandten, Chevalier de Araujo, zu einer Soiree gewesen und hatte ziemlich lange geschlafen. Nun aber machte sie eiligst Toilette und empfing Paul sodann in ihrem kleinen Boudoir: zu ihrer eigenen Verwunderung mit einer gewissen Spannung des Herzens und rascher schlagenden Pulsen.

Der Herzog war im Frack und Ordensschmuck. „Entschuldigung, liebste Schwägerin," sagte er und zog ihre Hand an die Lippen, „daß ich schon zur Frühstückszeit in großer Tenue bei Ihnen erscheine — aber ich komme soeben aus dem Schlosse. Euer glänzender Grand-Chambellan, Herr von Mehnert — der Mann ist einzig, den möchte ich photographiert haben — er lächelt nur innerlich, und wenn er einen Witz macht, sieht er aus, als ob er weinen wollte . . . also, Herr von Mehnert sagte mir, daß Friedrich im Landtage sei, um den Sturm gegen Bismarck — Donnerwetter, hat

der sich 'rausgemacht — anhören zu können. Und das ist mir ganz lieb. Da kann ich ein bissel allein mit Ihnen verhandeln."

Er nahm ohne weiteres Platz: auf einem Taburett zu Füßen Victoires und schaute sie mit verzückten Blicken an. Es war das wie eine stumme Vorrede — und nun wußte auch Victoire, was sie an Paul enttäuscht hatte: seine Augen hatten noch nicht gesprochen.

Aber sie hielt sich in geordneter Verfassung; sie ließ auch die Koketterie noch nicht spielen.

„Wie war der König?" fragte sie harmlos.

„Einen Moment," erwiderte Paul, „ich berichte sofort. Erst will ich Ihren Anblick ausgenießen. Es soll nur zwei Minuten dauern. In zwei Minuten habe ich Sie voll umfaßt — bildlich natürlich. Victoire, ist es möglich, daß Sie noch viel schöner geworden sind?"

„Lieber Freund, keine Alltagsschmeicheleien!"

„Verzeihung: es kann so klingen, ist aber doch nur Zwang des Gefühls. Sie sind schöner geworden, weil Sie die Mädchenhaftigkeit abgestreift haben. Die hübschesten Mädchen können täuschen: sie verwandeln sich in der Ehe zu ihrem Nachteil. Sie werden robust und hausmütterlich; die Kinderstube hat sie aus der Form gebracht; die Regierung des Mannes hat ihnen den Zauber der Selbständigkeit genommen. Anders bei Ihnen, Vicky. Sie sind wirklich erst Sie selbst geworden. Sie sind die Frau, die Sie werden mußten."

„Die zwei Minuten sind um," sagte Victoire. „Wie war der König?"

„Ja — wie war er? Liebenswürdig, gütig, voll großer Huld. Aber das ist nicht die Hauptsache. Er sprach auch von Friedrich."

„Ah!"

„Ich soll ihn bearbeiten. Irgendein Prinz hat schon im Sommer versucht, ihn schlüssig zu machen. Damals war Bismarck noch bei uns. Jetzt hat die Geschichte eine neue Wendung genommen. Das Militärische will man fallen lassen, nur der Attaché bleibt. Außerdem soll die Stellung interimistisch sein — aus Budgetgründen oder dergleichen . . . Ich verstehe schon, was der König will. Ein höfliches Kompliment vor Napoleon, dem der Fürst von Estedt eine sehr genehme Persönlichkeit ist. Warum ist er ihm genehm? . . . Liebe Victoire, glauben Sie, daß der Kaiser auch nur einen Augenblick an Friedrich gedacht haben würde, wenn man ihn nicht immer wieder auf diesen deutschen Fürsten französischen Geblüts aufmerksam gemacht hätte?"

„Und wer hat das getan?"

„Ich mit Ihrer Erlaubnis. Zum Teil direkt — es fand sich die Gelegenheit — zum Teil durch geeigneten Freundesmund. Auch Hermance ist gefällig gewesen."

Victoire wurde unruhig. Sie wagte jetzt nicht mehr, Paul in die Augen zu sehen.

„Und warum das alles?" fragte sie.

„Wissen Sie es nicht?"

„Nein. Friedrich ist nur vorübergehend in diplomatischen Diensten gewesen; es finden sich sicher auch bessere oder wenigstens geeignetere Kräfte für den in Aussicht genommenen Posten."

„Und Sie selbst? Würden Sie sich nicht freuen, wieder einmal nach Paris zu kommen?"

„Das ist etwas anderes. Berlin ist nicht Paris — und Estedt ist auch nicht Vezin oder Bouche-du-Lot."

„Nun also. Warum forschen Sie da erst meinem Geheimnis nach?"

„Einem Geheimnis?"

„Meinem allereigensten. Von dem Augenblick an, da Sie Paris verließen, war es mein Bestreben, Sie wieder nach Paris zu bringen."

Victoire stand auf. Jetzt hielt sie es für an der Zeit, ein wenig Komödie zu spielen.

„Mein lieber Paul," sagte sie. „Sie vergessen, daß ich inzwischen die Frau Ihres Bruders geworden bin."

„Vergebung," antwortete er, „warum soll ich das vergessen haben? Kann ich nicht auch und erst recht den lebhaften Wunsch hegen, die Frau meines Bruders in meiner nächsten Nachbarschaft zu wissen?"

Sie lächelte unwillkürlich. Dieser unverbesserliche Flaneur ließ sich mit Vernunftgründen nicht schlagen. Aber auch die eigene Vernunft tanzte schon wieder auf schwank gewordenem Boden.

„Spitzfindigkeiten," sagte sie.

„Nein, Logik. Aber wir wollen darüber nicht streiten. Vorläufig ist es von Wichtigkeit für mich, daß Sie — S i e nichts gegen Paris haben."

„Im Gegenteil. Ich träume davon, wieder einmal über die Boulevards zu schlendern, die Sonne im Bois leuchten und in den Tuilerien die Kerzen strahlen zu sehen. Bin ich nicht eine Pariserin?"

„Da sind wir also schon Verbündete. Der Wunsch unsers Kaisers ist auch der König Wilhelms. Doch das letzte Wort werden S i e sprechen müssen."

„Ich will es versuchen . . . Aber, Paul, ich bitte, merken Sie auf: ich tue es nicht um Ihretwillen."

„Es wäre eine Vermessenheit, wollte ich das glauben . . . Dennoch — nicht wahr: glücklich sein darf ich doch bei dem Gedanken, Sie wieder in Paris zu sehen? . . . Entsinnen Sie sich noch —"

„Nein," fiel sie ein, „ich entsinne mich nicht mehr. Ich will keine Erinnerungen."

„Gut. Also sprechen wir nur von der Zukunft. Ich habe schon ein kleines Palais für Euch in Aussicht. An der Chaussée d'Antin — sehr geräumig, dabei lauschig: das, was Ihr gemütlich nennt. Von oben bis unten möbliert — Ihr braucht nicht einen Stuhl mitzunehmen. Es gehörte dem Marquis Lencastre; die Erben wollten es vermieten oder verkaufen. Denn natürlich müßt Ihr Euer Land würdig vertreten — ich meine, mit einer gewissen Großzügigkeit —"

„Sagen Sie das nur Friedrich!"

„Ist er noch immer so sparsam?"

„Es hat Mühe gekostet, ihn davon zu überzeugen, daß auch das Geldausgeben eine Tugend sein kann . . . Es hat vieles Mühe gekostet."

Er nickte. „Das wußte ich. Ich kannte Victoire Saint Marsault . . . Hin und wieder hat mir Honorine einen Ihrer Briefe gegeben. Da konnte ich manches zwischen den Zeilen lesen . . . Victoire, entsinnen Sie sich noch — Sie wollen zwar nichts von Erinnerungen

hören, aber ich frage dennoch: entsinnen Sie sich noch, daß ich Sie vor dieser Ehe gewarnt habe?“

„Warum geschah es? Aus Eigennutz.“

„Zum Teil. Aber in der Hauptsache, weil ich Sie beide kannte. Wissen Sie, was man in der Geometrie divergente Linien nennt? Linien, die sich voneinander entfernen. So ist es auch bei der Divergenz der Naturen. Von zweien kann jeder einzelne ein Prachtexemplar der Menschheit sein, und trotzdem ist eine gegenseitige Anpassung unmöglich.“

Er war ernster geworden. „Aber Ihr lebt nicht unglücklich?“ fragte er zögernd.

„Nein,“ erwiderte sie rasch, „wenigstens ich — ich nicht . . . Freilich, ich habe mit einer ganzen Folge von Widerwärtigkeiten kämpfen müssen. Sie kamen von außen her und lagen auch tiefer — vielleicht in der — der Divergenz unsrer Naturen. Aber ich habe mich über sie fortschwingen — nein, fort a r b e i t e n können — manchmal mühselig — immerhin, es gelang. So kann ich also nicht klagen.“

„Und Friedrich?“

„Fragen Sie ihn selbst.“

„Ich kann S i e befragen, nicht ihn. Zwischen uns liegt das Glück eines Geheimnisses, das uns Freimut gibt. Er würde mir auch nicht die Wahrheit sagen.“

Victoire errötete leicht bei der Anspielung an eine Gemeinsamkeit in der Vergangenheit. Aber es war richtig: dies Geheimnisvolle war noch immer nicht zu Ende und schlang ein Band des Vertrauens um ihn und sie.

„Da sind wir also schon Verbündete. Der Wunsch unsers Kaisers ist auch der König Wilhelms. Doch das letzte Wort werden Sie sprechen müssen."

„Ich will es versuchen . . . Aber, Paul, ich bitte, merken Sie auf: ich tue es nicht um Ihretwillen."

„Es wäre eine Vermessenheit, wollte ich das glauben . . . Dennoch — nicht wahr: glücklich sein darf ich doch bei dem Gedanken, Sie wieder in Paris zu sehen? . . . Entsinnen Sie sich noch —"

„Nein," fiel sie ein, „ich entsinne mich nicht mehr. Ich will keine Erinnerungen."

„Gut. Also sprechen wir nur von der Zukunft. Ich habe schon ein kleines Palais für Euch in Aussicht. An der Chaussée d'Antin — sehr geräumig, dabei lauschig: das, was Ihr gemütlich nennt. Von oben bis unten möbliert — Ihr braucht nicht einen Stuhl mitzunehmen. Es gehörte dem Marquis Lencastre; die Erben wollten es vermieten oder verkaufen. Denn natürlich müßt Ihr Euer Land würdig vertreten — ich meine, mit einer gewissen Großzügigkeit —"

„Sagen Sie das nur Friedrich!"

„Ist er noch immer so sparsam?"

„Es hat Mühe gekostet, ihn davon zu überzeugen, daß auch das Geldausgeben eine Tugend sein kann . . . Es hat vieles Mühe gekostet."

Er nickte. „Das wußte ich. Ich kannte Victoire Saint Marsault . . . Hin und wieder hat mir Honorine einen Ihrer Briefe gegeben. Da konnte ich manches zwischen den Zeilen lesen . . . Victoire, entsinnen Sie sich noch — Sie wollen zwar nichts von Erinnerungen

hören, aber ich frage dennoch: entsinnen Sie sich noch, daß ich Sie vor dieser Ehe gewarnt habe?"

„Warum geschah es? Aus Eigennutz."

„Zum Teil. Aber in der Hauptsache, weil ich Sie beide kannte. Wissen Sie, was man in der Geometrie divergente Linien nennt? Linien, die sich voneinander entfernen. So ist es auch bei der Divergenz der Naturen. Von zweien kann jeder einzelne ein Prachtexemplar der Menschheit sein, und trotzdem ist eine gegenseitige Anpassung unmöglich."

Er war ernster geworden. „Aber Ihr lebt nicht unglücklich?" fragte er zögernd.

„Nein," erwiderte sie rasch, „wenigstens ich — ich nicht . . . Freilich, ich habe mit einer ganzen Folge von Widerwärtigkeiten kämpfen müssen. Sie kamen von außen her und lagen auch tiefer — vielleicht in der — der Divergenz unsrer Naturen. Aber ich habe mich über sie fortschwingen — nein, fort a r b e i t e n können — manchmal mühselig — immerhin, es gelang. So kann ich also nicht klagen."

„Und Friedrich?"

„Fragen Sie ihn selbst."

„Ich kann S i e befragen, nicht ihn. Zwischen uns liegt das Glück eines Geheimnisses, das uns Freimut gibt. Er würde mir auch nicht die Wahrheit sagen."

Victoire errötete leicht bei der Anspielung an eine Gemeinsamkeit in der Vergangenheit. Aber es war richtig: dies Geheimnisvolle war noch immer nicht zu Ende und schlang ein Band des Vertrauens um ihn und sie.

„Lieber Paul," antwortete sie, „auch wenn Sie mein Beichtiger wären, könnte ich Ihnen keine erschöpfende Auskunft geben. Aber das eine weiß ich: Friedrich hat in mir nicht gefunden, was er suchte und hoffte. All das Widerwärtige, das mich zeitweilig äußerlich von ihm trennte, ist bei ihm im Reflex des Innern verblieben. Das liegt nicht etwa in der Verwicklung seines Charakters, sondern in seiner Einfachheit, die meinem Wesen gänzlich widerstrebt. Es gibt zu wenig Punkte, in denen wir uns treffen und finden können. Unsre Ehe ist im Grunde genommen nichts als eine Mesalliance. Oder sagen wir eine Desalliance. Aber auch eine solche läßt sich ertragen, wenn man alle romantischen Ideale preisgibt und nur den Verstand sprechen läßt."

Paul antwortete nicht sogleich. Er spürte sehr wohl das zweischneidige Schwert in seinem Herzen. Es war seiner Eitelkeit eine Befriedigung, daß in dieser Ehe so rasch alle Illusionen zum Erlöschen gekommen waren; und da er dies dachte, fühlte er auch ein aufrichtiges Mitleid mit seinem Bruder. Er hätte, wenn ihm die Gelegenheit geboten worden wäre, keinen Augenblick gezögert, Friedrich um seine Liebe zu betrügen — und doch gönnte er ihm auch wieder ein schattenloses Glück.

„Ihr seid merkwürdige Menschen," sagte er schließlich. „Naturen, die sich gegenseitig aufreiben. Euch fehlt die Duldung, das ist es. Wie lebe i ch denn mit Honorine? Wir können beide nur auf Ehre und Gewissen sagen: sehr glücklich. Zweifellos. Und warum so glücklich? Weil wir uns nicht künstlich das Leben

erschweren. Honorine läßt mich meiner Wege gehen. Sie weiß, ich komme doch immer wieder zurück. Natürlich: sie schimpft auch zuweilen. Ah bah — was tut's! Eine Gardinenpredigt ist bei uns höchstens das pikante Vorwort zu einem Duo mit Küssen. Und bin ich selbst etwa ein Haustyrann? Bei Gott nicht. Ich lasse meiner Frau viel goldene Freiheit, und sie genießt sie ohne Mißbrauch. Wir suchen beide den Sonnenschein . . . Sie können mir antworten: Friedrich ist von andrer Art, und das wäre schon richtig. Ich meine sogar, er ist besser als wir und hundertmal tüchtiger; gewissenhafter, ehrlicher, von größerer Pflichttreue. Aber das hat nichts mit der Liebe zu tun. Die Liebe will nur ihr Allerheiligstes haben; dann vergibt sie viel. Sie ist langmütig — das steht schon irgendwo in der Bibel. Sie ist auch das Substanzielle in der Ehe . . . Nun ja — und wenn Friedrich erst seine Castaingschen Zwillinge auf den Knien hat, wird er auch nicht mehr den Schatten suchen statt der Sonnenseite."

Er lachte. Aber Victoire blieb stumm. Einen Augenblick schien es, als ob sie sprechen und alles gestehen wollte. Dann schoß blitzschnell ein andrer Gedanke durch ihr Hirn: nun hatte sie das Lockmittel für Friedrich, ihn nach Paris zu ziehen.

„In einem haben Sie recht," entgegnete sie, „Duldung ist alles. Aber sie will gelernt sein — und das erfordert Zeit. Eine deutsche Landfrau, die im Stall und in der Speisekammer nach der Beikost ihres Lebens sucht, kann ich ebensowenig im Handwenden werden wie Friedrich ein Mann der Repräsentation, der seine

Standesinteressen auch im Gesellschaftlichen zu betonen weiß. Aber ich werde nach Estedt zurückkehren, und ich hoffe, daß Paris von starkem Einfluß auf Friedrich sein wird. Dann ist uns beiden geholfen . . . Und nun bitte ich Sie: zergliedern wir uns nicht weiter. Setzen Sie sich wieder auf das Taburett — aber regulieren Sie dabei Ihre Blicke und dämpfen Sie das Allzuflammende — und dann lassen Sie uns von Paris plaudern. Ich möchte Näheres über das hübsche Hotel an der Chaussée d'Autin hören . . ."

. . . Friedrich kam erst in den Nachmittagsstunden aus dem Abgeordnetenhause zurück. Es hatte eine leidenschaftliche Debatte gegeben, und da Bismarck jede Mitteilung über den Inhalt und Zweck der Konvention mit Rußland verweigerte, so faßte das Haus mit überwältigender Mehrheit den Beschluß, daß Preußens Wohl eine strenge Neutralität während der polnischen Kämpfe erfordere. Friedrich freute sich, daß Graf Schönlanck mit energischen Worten darauf hingewiesen hatte, wie sehr ein solcher Beschluß das Ansehen der Regierung im Auslande schädigen müsse . . . „aber es war die Stimme eines Predigers in der Wüste, Vicky", fuhr er fort, „und sie wurde übertobt von der Linken, die in der Unterdrückung der Revolution faktisch nichts andres zu sehen scheint als einen reaktionären Handstreich Bismarcks. Es ist unfaßlich. Ich habe auch lebhafte Sympathien für Polen — aber es ist klar, daß es weder für Posen noch für Westpreußen fortan eine ruhige Stunde mehr geben wird, wenn die rote Partei in Rußland an das Ruder kommen sollte."

Victoire hatte keinen Sinn für Politik; Persönliches lag ihr näher. Sie erzählte von dem Besuch Pauls und seiner Audienz beim König, und das brachte Friedrich von neuem in Aufregung.

„Vicky, ich begreife ja, daß Du Dich wieder nach Paris sehnst," rief er, „aber Du mußt doch auch bedenken, was i ch damit aufgebe! Ich bin mit Vergnügen bereit, alljährlich auf ein paar Wochen mit Dir in Deine Heimat zu reisen: nur verlange nicht, daß ich mich auf Jahre hinaus binde. Was geht mich im Grunde genommen der Wunsch Napoleons an?! Der ‚Wunsch' — lieber Gott, es ist doch nichts weiter als eine gnädige Augenblickslaune! Und auch der König, dem an der Sache zu liegen scheint, wird nachgeben, wenn er erst meine stichhaltigen Gründe gehört hat."

„Verzeihe, wenn ich Dir widerspreche, Friedrich. Ich will meine eigenen Wünsche und die der beiden Herrscher völlig zurückstellen. Es handelt sich um Wichtigeres. Du kannst Dir denken, daß ich oft genug über die Adoptionsfrage gegrübelt habe. Sie läßt sich nach meiner Ansicht nur ermöglichen, wenn wir in enge persönliche Beziehungen zu Honorine treten. Ich muß auch das Kind erst liebgewinnen lernen — und das muß Honorine fühlen. Verstehst Du? Sie muß f ü h l e n , daß der Junge bei mir gut aufgehoben sein würde — sonst gibt sie ihn uns nicht. Jetzt nährt sie ihn selbst noch; ich taxiere, das wird nicht mehr lange dauern. Dann beginnt für uns die Zeit vorsichtigen Handels. Aber aus der Entfernung läßt sich das nicht machen. Siehst Du das ein?"

Friedrich hatte sich gesetzt. Er war nachdenklich geworden. Was Victoire anführte, entsprach ohne Zweifel klugem Ermessen. Honorine mußte umschmeichelt und umworben werden; man mußte ihr unaufhörlich klar zu machen versuchen, welche Vorteile die Adoption dem Kinde bringen würde. Paul sah das wohl auch ohne weiteres ein; eine Mutter aber verlangt gesichertere Bürgschaften.

„Gib mir Deine Hand, Vicky," sagte Friedrich, „ich will sie küssen. Ich danke Dir, daß Du nicht mehr auf dem alten abweisenden Standpunkt stehst —"

„Danke noch nicht," fiel sie ein, „danke erst, wenn es Zeit ist."

„Gut. Mein Dank wird nicht zu spät kommen." Er stand auf und streckte sich. „Nun ist alles schon anders; jetzt hat Paris einen Zweck für mich. Einen Lebenszweck, Vicky — dem muß ich mich unterordnen. Ganz gewiß: es wird mir herzlich schwer, mich von Estedt zu trennen — schwer auch . . . aber das ist gleich. Ich sehe vollkommen ein, daß Du recht hast. Wir müssen uns dies Kind erobern. Laß Dich umarmen, liebe Vicky, — es wird alles noch gut werden, wenn wir das Kind erst haben. Das ist ein neuer Bund für unser Leben . . ."

Sie küßten sich. In diesem Augenblick war Victoire keine niedrige Heuchlerin; denn auch das Lockmittel für Friedrich war keine gemeine Lüge mehr. Da sie Paul wiedergesehen, empfand sie anders als an jenem Feiertag, an dem ihr Mann ihr zum ersten Male von der Adoption gesprochen hatte. Der Besitz dieses Kindes erschien ihr nicht mehr so schrecklich: er war zu einem

interessanten Punkt in ihrem Herzensleben geworden. S i e die Mutter eines Sohnes dessen, dem die leidenschaftlichsten Regungen ihrer Mädchenjahre gehört hatten und dem immer noch ihre stille Liebe galt: das ergab plötzlich pikante Kontraste, die eine ferne feine Melancholie ahnen ließen und ein anreizendes Wehmutsgefühl — Stimmungen, die sie noch nicht kannte, und die ihr in der Phantasie wie neue Sensationen erschienen. Sie drapierte sich auch schon mit dem Mantel der Heldin: sie war ja ein bedauernswertes Weib, dem ein grausamer Zufall ihr Heiligstes geraubt hatte, und war dennoch heroisch genug, ein fremdes Kind an ihre Mutterbrust zu schließen. Sie kannte die Macht des Wortes und das Pathos der Ueberzeugung und sah sich Paul gegenüber, wie sie ihn beschwor, ihr seinen Knaben zu lassen — und eine ganz ehrliche Träne der Rührung konnte inmitten der Falschmünzerei ihres Empfindens ihr Auge feuchten, wenn sie daran dachte, welche dramatische Szene dies werden könnte. Die Träne war echt; aber da sie sie weinte, war sie sich auch schon des Zaubers ihrer Tränen bewußt und der Wirkung, die sie ausüben sollten. —

Ein paar Tage später wurde Friedrich zu Herrn von Bismarck berufen, der neben dem Posten des Ministerpräsidenten auch das Auswärtige Amt übernommen hatte, und wiederum ein paar Tage darnach erhielt er den Befehl zu einer Audienz beim Könige. Bismarck hatte im Tone leichter Unterhaltung und mit einem Lächeln der Gleichgültigkeit mit ihm über die neue Stellung gesprochen: sie werde den Fürsten nicht sonderlich in Anspruch nehmen; zunächst werde er als

‚secrétaire de légation par intérim‘ geführt, dann aber unter Ernennung zum Major den schönen Titel eines ‚aide-de-campe général‘ erhalten. Die Beförderung zum Major kündigte auch der König ihm an. Der Monarch schien sichtlich erfreut zu sein, daß Friedrich keine Schwierigkeiten mehr machte, sprach abermals davon, daß Napoleon die Berufung des Fürsten sehr lebhaft gewünscht habe, und deutete auch an, daß man Friedrich möglicherweise der Person des Kaisers ‚pour les affaires militaires‘ attachieren werde, ähnlich so, wie stets einer der russischen Attachés im Verhältnis zu der Person des Königs stehe. Es machte den Eindruck, als liege ihm besonders daran, grade jetzt dem Kaiser gefällig zu sein, wo dessen Regierung unter der Führung des intriganten Drouyn de Lhuys Preußen die Situation zu erschweren bemüht war.

Jedenfalls war nun die Entscheidung gefallen. Friedrich folgte mit Victoire noch einer Hofeinladung, die auch Paul zugegangen war, gab selbst ein großes Abschiedsdiner, bei dem Herr von Mehnert allen Glanz und Gleiß entwickeln konnte, mit dem sich die Etikette vereinigen ließ, und kehrte dann schleunigst nach Estedt zurück, um dort die Vorbereitungen für die Uebersiedlung nach Paris zu treffen. Daß Victoire in Berlin blieb, war ihm ganz recht: er hätte sich in diesen Tagen, die ihn von früh bis spät in Anspruch nahmen, doch nicht viel um sie kümmern können. Es galt, in kurzer Frist eine gewaltige Arbeit zu bewältigen; denn, wenn Friedrich auch die Absicht hatte, seinen Urlaub alljährlich in Estedt zu verleben: er konnte immerhin darauf

rechnen, daß er vor Ablauf von zwei oder drei Jahren hier nicht mehr sässig werden würde.

Inzwischen amüsierte Herzog Paul sich ausgezeichnet in Berlin. Bürgenstock erwies sich als ein gewandter und zuverlässiger Führer. Wenn man den Abend bei Hofe oder einer Gesandtschaft oder auf irgendeiner Soirée verbracht hatte, kleideten die beiden sich um und bummelten die Nacht durch, kamen in der Frühe nach Hause, schliefen bis in den hellen Tag hinein und zogen am Abend von neuem los. Dazwischen aber fand Paul immer noch Zeit zu gelegentlichen Besuchen im Palais Estedt, fuhr und ritt mit Victoire spazieren, besuchte mit ihr die Kaulbach-Ausstellung, die Oper bei Kroll, sogar ein geistliches Konzert in der Matthäikirche und erwies sich immer als der liebenswürdige Schwager. Aber er war dabei von einer gewissen Zurückhaltung, als geniere ihn die Abwesenheit seines Bruders; er ließ weder die Augen spielen, noch fand er lockere Worte; seine Stimme wurde niemals zu leisem Flüstern, und noch mehr vermied er Momente, in denen auch das Flüstern zu schweigen pflegt, weil nur noch die Blicke sprechen.

Victoire wurde das langweilig. Sie wußte, daß sie ihn lieb hatte wie immer. Sie hatte andererseits auch das Bestreben, einer ernsthaften Erklärung aus dem Wege zu gehen. Aber dabei regte sich immer in ihr ein Gefühl der Sehnsucht: zuweilen nach dem, was hinter ihr lag, nach den Impulsen und Schauern ihrer verliebten Mädchenzeit, zuweilen nach dem, was noch kommen konnte. Jedenfalls ärgerte sie die höfliche Kühle Pauls, und sie sagte ihm das auch offen, als sie

am Abend vor seiner Abreise den Zirkus besucht und dann daheim soupiert hatten. Der Herzog hatte noch ein Stelldichein mit Bürgenstock, schob aber vor, daß er das Packen seiner Koffer überwachen müßte, und wollte sich baldigst verabschieden

„Gut,“ sagte Victoire, „ich habe nichts dagegen. Gehen Sie. Nur erlauben Sie mir die Bemerkung, daß ich grade an diesem letzten Abend Ihren frühen Aufbruch nicht sehr freundlich finde . . . Was ist Ihnen, Paul? Ich klage nicht über Ihren Mangel an Liebenswürdigkeit. Liebenswürdig kann jeder sein, der sich zu beherrschen weiß und Lebensart kennt. Mir fehlt an Ihnen die Herzlichkeit. Habe ich Sie unwissentlich verletzt?

„I Gott bewahre, entgegnete er und nahm wieder Platz. „Aber . . . liebste Vicky, mit der Herzlichkeit ist es bei mir eine ungewisse Sache. Entweder sie ist gemacht — dann hat sie keinen Zweck. Oder sie ist echt — dann wird sie auch gleich stürmisch. Gefühle des Zwischenraumes kenne ich nicht — und den Sturm kämpfe ich nieder — denn er hat auch keinen Zweck. Nein, gar nicht. Nicht wahr?“

„Ich werde mich hüten, Ihnen darauf Antwort zu geben.“

„Aber Sie haben mir darauf schon einmal geantwortet. Darüber sind freilich Jahr und Tag verflossen. Trotzdem: es steht mir noch gut in der Erinnerung. Es war —“

„Gleich, wann es war. Dahinter liegt unser Abschied in Bezin.“

„Und das Versprechen des Nichtvergessenwollens.“

„Haben Sie es gehalten?"

„Seltsame Frage, Vicky, da Sie doch wissen, daß i c h die treibende Kraft gewesen bin, die Friedrich und damit auch Sie wieder nach Paris zieht."

„Das sagten Sie mir neulich schon, und ich will es glauben. Aber ich bin neugierig: ich möchte gern erfahren, warum — ja, warum Ihnen so viel daran liegt, mich in Ihrer Nähe zu haben."

Eben, w e i l ich mein Versprechen gehalten und Sie nicht vergessen habe."

„Eine Zirkelwendung. Aber doch nur eine Redensart."

So will ich klarer sein. Als wir uns in Bezin den letzten Kuß . . . pardon, ich spreche klar und wahr . . . den letzten Kuß gegeben hatten, war ich mir mit Bestimmtheit bewußt, daß Sie auch mich nicht vergessen würden. Denn ein junges Mädchen kann vieles vergessen, aber niemals eine Situation. So sagt Sören Kierkegaard, ein dänischer Philosoph, den ich Ihnen bestens empfehlen möchte; und er hat recht. Mit diesem Bewußtsein hätte ich mich trösten können. Doch es ging nicht. Die Tage verflossen wie immer, langweilig und pläsierlich, aber ewig suchte ich S i e . . . Wissen Sie, was das für ein wunderliches Gefühl ist? — Man ist in Gesellschaft und hat hundert Menschen um sich; aber immer sieht man nur eine — eine, die nicht da ist. Man ist im Theater und schaut auf die Bühne: jede Darstellerin trägt die Züge der einen. Diese eine verfolgt uns, sitzt mit uns am Tische, überschreitet mit uns die Schwelle zum Schlafgemach, drängt sich in unsre Träume — aber sie ist unfaßbar.

Und es hat einen besondern Zauber, daß wir das Bild dieser mit uns Lebenden bald in ihrer Leibhaftigkeit, bald von idealem Nimbus verklärt vor uns zu haben wähnen. Es hat seinen Zauber — und seine Schattenseite. Es zerreibt die geistigen Kräfte . . . So erging es mir. Es war eine Krankheit des Herzens, für die es nur eine einzige Heilung gab: Sie in Tat und Wahrheit wiederzusehen."

Victoire lächelte. „Das ist eine hübsche Geschichte," entgegnete sie, „ein gut erzählter und ganz interessanter Krankenbericht. Aber der Abschluß fehlt. Nun haben Sie die ‚eine' ja glücklich wiedergesehen. Sind Sie geheilt?"

„Sie werden ironisch, Vicky — es schadet nichts. Ich habe Ihre Lippen spötteln hören, während Sie nahe am Weinen waren, und habe Sie lachen sehen, während jede Fiber in Ihnen vor Erregung bebte. Das kann ich auch; man erlernt derlei in der Komödie des Lebens, wenn man leidlich geschickt zu agieren versteht. Aber ich meine, zwischen uns — zwischen uns ist ein Spiel nicht mehr nötig. Wir kennen die Dialektik unserer Herzen und brauchen sie nicht hinter Phrasen zu verstecken. Wir wissen, daß wir uns lieben."

Sie blieb ganz ruhig und neigte nur ein wenig den Kopf. „Und da wir es wissen," sagte sie, „was nun? Wir geraten in Konflikte mit dem Moralischen; das ist klar. Hie Seligkeit, hie Pech und Schwefel . . . Ich kann auch bedächtig sein, lieber Freund. Lassen Sie uns den Mittelweg wählen zwischen Himmel und Hölle und die süße Sünde in die letzte Kammer unsers

Herzens sperren. Lassen Sie uns an unsre Liebe glauben — und nichts weiter."

Er war aufgestanden. „Das ist ein matter Friedensschluß, Vicky. Ich habe mich noch nie vor dem Teufel gefürchtet und vor spießbürgerlicher Moral nie den Hut gezogen. Alle Gewalt der Bußprediger haben mir Eros und Aphrodite nicht verleiden können — und auch nicht unser menschliches Anrecht auf eine holde Torheit. Hören Sie, Vicky: der erste Kampf, den ich um Sie gekämpft habe, galt der Befreiung. Den hab' ich verloren. Der zweite ist ein Eroberungskrieg. Den will ich gewinnen."

Wieder versuchte sie es mit einem anmutig spöttischen Lächeln. Aber diesmal gelang ihr das Spiel der Miene schlecht. Die Ironie wollte nicht mehr Siegerin bleiben. Dennoch zwang sie sich zu einem heiteren Gegenton.

Soll das eine Erklärung für die Methode Ihrer Kriegführung sein? Oder gar eine Warnung?"

Er stand mitten im Zimmer und verneigte sich mit keckem Auflachen.

„Warum nicht?" rief er. „Also ja — eine Warnung. Unsre Kampfstellung kennen wir. Nun hüte Dich vor einem Ausfall. Leb' wohl, süße kleine Schwägerin — und auf Wiedersehn in Paris."

Er nahm ihre Hand, um sie an seine Lippen zu führen — und da erhob sie sich und stand aufrecht vor ihm. Warum sie aufgestanden war, wußte sie nicht: es konnte eine unwillkürliche Bewegung gewesen sein und auch eine Reflexwirkung aus dem Innern. Sie schaute ihn nicht an, und in dem Bemühen, ganz un-

befangen und gelassen zu erscheinen, war sie ein wenig steif.

Sie hatte ihre Hand zurückgezogen und sagte mit einer Stimme, die nichts von Mut verriet: „Sicher — ich werde tapfer sein.“

Aber nun forderte sein Auge ihren Blick; es zwang ihn empor. Und da war es wie damals bei dem Abschied in Bezin: wortlos sank sie an seine Brust.

XVII.

An einem der letzten Apriltage hatte Fürst Friedrich sich seinen Tilbury nach dem Hotel der preußischen Gesandtschaft bestellt. Der Kutscher brauchte nicht lange zu warten: Punkt drei Uhr erschien Friedrich im Portal des Hauses, wechselte ein paar Worte mit dem alten Concierge, der ihm die Tür geöffnet hatte, und gab die lederne Aktenmappe, die er unter dem Arm getragen, dem auf dem Rücksitz des Wagens hockenden Boy. Dann steckte er sich eine Zigarette an, schwang sich auf das Gefährt und nahm selber die Zügel.

Paris prangte bereits im Glanze des Frühlings. Es war ein wunderschöner Tag, mit lichten weißen Wolken am Himmel, die aber der Sonne nicht wehren konnten. Ihr goldener Widerschein flutete in voller Pracht durch die Straßen, über die neuen Boulevards und die großen freien Plätze, die unter der Napoleonischen Herrschaft entstanden waren: ein verjüngtes Paris, das sich aus den Trümmern und dem Kalkstaub

des alten geschält hatte. Das Straßenleben mutete bereits ganz sommerlich an: vor allen Cafés standen Stuhlreihen und kleine Tische, die Magazine bauten ihre Dutzendwaren längs des Trottoirs auf, die Blumenläden strahlten in bunten Farben. Die Lenzmoden wurden schon zur Schau getragen: viel helle Stoffe und leuchtende Töne; bei den Herren hatte der Prinz von Wales, der zum Grand Prix nach Paris gekommen war, den Zylinderhut aus grauem Filz eingeführt.

Auch Friedrich trug den grauen Zylinder: Altenbühl sorgte dafür, daß sein Herr einigermaßen Schritt mit dem Neuesten hielt. Dazu einen langschößigen grauen Rock und eine Rose im Knopfloch. Nur auf seinem Gesicht fand der Frühling kein Gegenspiel. Es war ernst und sorgenvoll.

Friedrich hatte sich sehr verändert. Er war nicht mehr der robuste Landjunker von früher. Seine Figur hatte das Straffe verloren; er neigte sich jetzt mit dem Oberkörper ein wenig nach vorn. Er war auch magerer geworden, zumal im Gesicht, in dem sich die Backenknochen markierten. Und er hatte sich ein rasches Atmen angewöhnt, wie Leute, denen die Bewegung schwer wird, und war bei der Unterhaltung zuweilen so zerstreut, daß es verletzend wirken konnte.

Er fuhr zu der Baronin Thouars, die noch immer in dem Hotel ihres Schwagers Jussuf-Khan zwischen dem Palais de l'Institut und der Münze wohnte und ihn sofort in ihrem kleinen, einem Museum Bonaparte gleichenden Salon empfing.

„J, sieh da, mein lieber Fürst," sagte sie heiter und lud ihn mit einer Handbewegung ein, neben ihr Platz

zu nehmen, „das ist hübsch, daß Sie sich wieder einmal bei mir zeigen. Wir treffen uns zwar heute abend auf dem Frühlingsfest bei Hermance —“

„Doch nicht, Baronin,“ entgegnete Friedrich, — „deshalb nämlich komme ich zu Ihnen. Ich möchte Sie bitten, der Herzogin unser Bedauern auszusprechen, daß wir im letzten Augenblick verhindert worden sind, ihrer Einladung Folge zu leisten. Vielleicht sagen Sie ihr, daß ich grade jetzt mit Berufsgeschäften überhäuft bin.“

„Aber, lieber Gott, ich denke, die polnische Frage ist erledigt, seit man Jules Favre in der Kammer mundtot gemacht hat! . . . Beste Durchlaucht, lassen Sie uns ehrlich sein: Sie *wollen* nicht nach dem Palais Deligny.“

„Nein, ich will nicht. Ich möchte aber auch unliebsames Aufsehen vermeiden, und deshalb bitte ich Sie um gütige Vermittlung.“

„Die soll Ihnen werden — selbstverständlich. Aber . . . Sie haben anfänglich zugesagt, nicht wahr?“

„Nicht ich, sondern meine Frau — und gegen meinen Willen. Sie hat mich nicht vorher befragt.“

Frau von Thouars wiegte den kleinen feinen weißen Kopf hin und her. Dann zog sie ihr silbernes Büchschen aus dem Pompadour und nahm eine Pille.

„Entschuldigen Sie — ich bin ewig erkältet. Der Pariser Frühling sitzt mir im Halse. Ich vertrage den Blütenstaub nicht . . . Also gut: Sie wollen nicht. Und weshalb nicht, wenn ich fragen darf? Halt — antworten Sie nicht. Ich kann mir schon denken: es gibt mancherlei in der Vergangenheit der Deligny, das

Ihnen nicht paßt. Zugegeben. Man weiß nicht so recht Bescheid, warum sie so plötzlich den alten Grafen geheiratet hat. Man erzählt sich, daß ihn die Prinzeß Clotilde ihr auf Spezialwunsch des Kaisers zugeführt habe — daß er für diese Heirat irgendwelcher greuelhafter Geschichten halber pardonniert worden sei: man hätte Dinge niedergeschlagen, die ihm sonst den Hals gebrochen haben würden. Das erzählt man. Aber was ist Wahrheit an diesen Geschichten? Wahrheit ist nur, daß Napoleon sie nach dem Tode ihres Gatten zur Herzogin erhoben hat. Sie hat eine halbe Million für eine Kirche gestiftet. Dafür konnte sie schon Herzogin werden. Montauban ist Graf von Palikao geworden und hat bloß den Sommerpalast in Peking geplündert. Und dann erzählt man auch noch von Besuchen des Kaisers bei ihr. Aber der Kaiser ist ein alter Herr geworden und Eugénie hat ihn, auf gut deutsch gesagt, an der Strippe. Das ist ja alles Unsinn. Wir können uns nicht an das on dit halten, sondern müssen mit dem Tatsächlichen rechnen. Und Faktum ist, daß bei Hermance alle Welt ein- und ausgeht. Der Kaiser selbst wird heute abend nicht kommen; aber ich weiß, daß Leboeuf, der Flügeladjutant vom Dienst, da sein wird."

„Liebe gnädige Frau — verzeihen Sie, wenn ich ein wenig schroff antworte: es ist mir ganz gleichgültig, wer da ist und wer nicht. Wir brauchen uns auch nicht darüber zu streiten, ob die Vergangenheit der Herzogin einwandfrei ist oder nicht . . . Ich bin kein Tugendwächter und habe vor allem nicht das Bedürfnis, in den Intimitäten anderer herumzukramen. Aber ich

will mir auch die Freiheit der Entscheidung vorbehalten. Ein Verkehr mit der Herzogin von Deligny paßt mir einfach nicht. Wäre ich unverheiratet, dann würde ich mich vermutlich nicht lange besinnen. Rücksichten auf Victoire machen es mir unmöglich, die Einladung anzunehmen."

„Aber Victoire selbst denkt anders."

„Das ist richtig. Sie war mit Hermance Coëtlogon befreundet — bei ihr sprechen Sentiments mit, die ich nicht teile."

„Und Honorine? Und Ihr Bruder Paul? — Hermance Coëtlogon durfte nicht ihre Schwelle betreten. Mit der Herzogin von Deligny stehen sie in regem Verkehr. Der beste Beweis dafür, daß sie rehabilitiert ist."

„Was ich gar nicht bestreiten will. Mißverstehen Sie mich bitte nicht. Meine Absage soll keineswegs eine Demonstration sein. Im Gegenteil — ich möchte alles Auffällige vermeiden — deshalb wende ich mich ja an Sie. Aber unter uns gestehe ich Ihnen zu, daß mir die Freundschaft der Herzogin mit Victoire unsympathisch ist. Victoire ist sowieso nicht wählerisch in ihrem Umgang."

Frau von Thouars nahm ein zweites Dragée aus ihrem silbernen Büchschen.

„Schön," sagte sie, „die Sache ist abgemacht. Ich werde eine passende Entschuldigung für Sie finden . . Nur —"

Sie verstummte, da Friedrich sich erhob. Ihm war plötzlich eingefallen, daß er seine Aktenmappe dem Boy überlassen hatte. Sie enthielt wichtige Papiere.

„Da bleibt mir nur noch übrig, Ihnen meinen herzlichsten Dank für Ihr Entgegenkommen zu sagen.“

„Nicht so rasch, wenn ich bitten darf. Bleiben Sie noch einen Augenblick: lange halte ich Sie nicht mehr auf . . . Ich möchte Ihnen etwas aus meinen Erfahrungen erzählen. Ich kenne mein Paris; Sie kennen es nicht. Das Bürgerkönigtum hat stagnierend gewirkt; nun ist eine Uebergangszeit gekommen, die sicher voll schwerer Probleme steckt. Ich leugne gar nicht, daß unsrer Kultur die Seele fehlt, und daß unser gesellschaftliches Leben sich in Formen bewegt, die alle Ordnungen überlieferter Moral beiseite schieben möchten. Aber ehe man verurteilt, muß man zu verstehen versuchen. Die Strömung der Zeit drängt nach Befreiung aus einer falschen Pflichtenlehre, aus konventionellem Krimskram — aus einer Gedankenwelt, die sich auf Enges und Kleinliches beschränkte. Auch das ist etwas wert. Daß diese Strömung allzu stürmisch geworden ist, kann man bedauern; aber es wäre töricht, sie aufhalten zu wollen . . . Um auf unsern Fall zurückzukommen: es ist Ihr gutes Recht, Victoire den Verkehr mit Hermance zu verbieten — verständig ist es nicht. Nein, lieber Fürst, es ist *nicht* verständig. Glauben Sie einer alten Frau, die sich ihre hellen Augen bewahren konnte: jedes Verbot ist ein Anreiz mehr. Es würde nicht gefährlich sein, wenn Sie mit Victoire auf ein Stündchen im Palais Deligny erscheinen wollten; es würde weder ihr noch Ihnen schaden. Sogenannte gute Gesellschaft finden Sie vor; für alles übrige sorgt die Moral von Paris.“

„Sie ist nicht die meine, Baronin.“

„Auch die meine nicht. Was spricht das mit? Sind wir verantwortlich für den Zustand unsrer Gesellschaft? . . . Sie könnten ja auch mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich bei der Deligny verkehre. Lieber Gott, ich amüsiere mich gern. Dieser bunte Trubel, hinter dem sich viel Schlechtigkeit verstecken mag, den aber auch eine Fülle von Geist in Bewegung setzt, macht mir Spaß. Und ein Gewinn bleibt immer; auf Leute wie uns färbt die Schlechtigkeit nicht ab . . . Aber wie gesagt, ich bin bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen."

Friedrich verneigte sich. „Nochmals Dank," erwiderte er kurz. „Haben Sie Nachricht von Aline?"

„Nur flüchtige. Ich hoffte immer noch auf ihren Besuch. Eine kleine Zerstreuung würde ihr nur gut sein. Aber sie kann sich nicht von Seehausen trennen. Korrespondieren Sie mit ihr?"

„Hin und wieder."

„Da legen doch auch Sie einmal Ihren Einfluß in die Wagschale. Vielleicht hört sie mehr auf den Freund als auf die Tante . . ." Sie lächelte . . . „Ich kenne einen sehr reizenden jungen Herrn, einen Attaché Metternichs — das wäre so etwas für die Aline. Nun steht sie ja doch ganz allein. Will sie denn gar nicht heiraten?"

Friedrich zog die Schultern hoch. „Anträge hat sie zur Genüge. Aber sie ist eigenwillig. Vielleicht ist es ein Glück für sie . . ."

Er empfahl sich.

Als er wieder auf seinem Tilbury saß, erneuerte sich in seinen Gedanken die kurze Unterhaltung mit der Thouars. Aehnliches hatte ihm kürzlich sein Bruder

gesagt. Er verstehe Paris nicht — er verstehe Frankreich nicht: er werde ewig der nüchterne Preuße bleiben. Dagegen wehrte sich sein Empfinden: das war nicht die Wahrheit. Er liebte Frankreich als die Wiege seines Geschlechts, liebte vor allem dies ewig heitere Paris, das nach jedem Schrei einer Revolution sein altes lockendes Lachen ertönen ließ und in den zehn Jahren des neuen Kaiserreichs sich an dem eigenen Glanze zu berauschen schien. Wie glücklich hatte er sich noch bei dem Compiègne-Besuch König Wilhelms gefühlt, als er zum ersten Male nach langer Zeit wieder über die Boulevards bummeln konnte! Er war auch bei Gott kein alberner Puritaner, dem vor überschäumender Lebenslust graute, und kein Mensch so niederer Art, daß er krampfhaft an konventionellen Satzungen festhalten wollte. Er war vielleicht ein wenig pedantisch und liebte eine gewisse Ordnung in seiner Lebensführung; er hatte vor allen Dingen ein ausgesprochenes Sauberkeitsgefühl gegenüber unklaren Elementen, und er dachte anders über die Physiologie der Ehe als seine eigene Frau.

Paris war seine letzte Hoffnung gewesen. Es war genau so gekommen, wie Victoire vorhergesehen hatte: eines Tages war Honorine genötigt gewesen, sich nach einer Amme umzutun. Aber das war noch nicht der Zeitpunkt, da man mit ihr wegen der Adoption Rücksprache nehmen konnte; jetzt trete erst das Stadium der Vorbereitung ein, so meinte Victoire. Die Vorbereitung bestand darin, daß sie sich eng an Honorine anschloß, und nun wurde die eine für die andre Meisterin der Lebenslust, und beide überboten sich in

ihrem Heißhunger nach Vergnügungen und nach leuchtenden Triumphen. Paul lachte darüber; das amüsierte ihn. Es störte die Harmonie seiner Ehe nicht einen Augenblick, daß sein Palais zu einem wahren Gasthaus wurde, durch das der Luftzug des mondänen Lebens vom Mittag bis in die Frühstunden wehte. Es freute ihn, wenn man seine Gattin wie eine hübsche Schauspielerin feierte, und wenn man von irgendeiner ihrer tollen Launen noch tagelang sprach. Er gab ihr bereitwillig in allem nach, und da er dank der Beihilfe seines Schwagers und seiner vielen Hintermänner in den letzten Monaten Millionen verdient hatte, so duldete er auch ihre kostspieligen Extravaganzen, denen er selber Neigung entgegenbrachte. Er teilte jetzt seine Zeit zwischen der Politik und der Gesellschaft. Er war ehrgeizig geworden, wollte Senator werden und steuerte auf den Minister los. In der Kammer fürchtete man seinen schlagfertigen Witz und seine rücksichtslose Beredsamkeit. Drouyn de Lhuys, der wieder an die Spitze des Ministeriums berufen worden, war ihm nicht hold; aber er hatte andre, die ihn begünstigten: vor allem Fould, den Finanzminister, Randon und Vaillant und endlich Persigny, dessen leichtsinnige Gattin er aus einer argen Verlegenheit gerettet hatte. Auch der Präsident des gesetzgebenden Körpers, der Herzog von Morny, der in dieser Zeit auf der Höhe seines flüchtigen Ruhmes stand und durch seine Weltgewandtheit, seinen Witz und Ideenreichtum ganz Paris entzückte, war ihm sehr gewogen und unterstützte seinen Höhenflug. Ein ähnliches Leben wie Morny führte auch Paul: ein Leben, das eine schwerfälligere

und mehr verinnerlichte Natur binnen kurzem aufgerieben haben würde, in dem dieser skrupellose Brausekopf aber so wohlgemut und lustig umherplätscherte wie ein Fisch in frischem Wasser.

Für Friedrich war das alles nichts. Er konnte sich kein kräftiges Handeln denken ohne angestrengte Arbeit, und in der Ruhe liebte er die Beschaulichkeit. In seinem starken Pflichtgefühl hatte er sich mit Eifer auch in die neue Tätigkeit versenkt, und sie interessierte ihn mehr, als er anfänglich gedacht hatte, so daß Graf Goltz, der Gesandte, allmählich seinen Wirkungskreis zu erweitern begann, zumal der erste Sekretär schon seit Monaten kränklich am Genfer See weilte. In den Tuilerien war Friedrich in der Tat ungemein huldvoll aufgenommen worden; auch die Pariser Verwandten und Bekannten hatten das junge Paar mit wahrer Begeisterung willkommen geheißen, und nun regnete es auch gleich von allen Seiten Einladungen. Denen konnte man sich natürlich nicht entziehen; aber als Gegengewicht zu der regen Geselligkeit sehnte sich Friedrich nach häuslichem Frieden, und der wurde ihm gar nicht.

Victoire hatte das Palais an der Chausssée d'Antin entzückend gefunden und den ersten Monat dazu benutzt, die Ausstattung nach ihrem Geschmack zu vervollständigen. Herr von Mehnert, den man mitgenommen, da er ehemals auch den Pariser Hausstand der Prinzessin Ulrike geleitet hatte, ging ihr dabei mit gutem Verständnis zur Hand. Er wurde ihr Verbündeter. Diesem Mann mit dem immer gleichmäßig ernsten Gesicht und der straffen Figur eines preu-

ßischen Leutnants schien es ein außerordentliches Vergnügen zu bereiten, die Kasse seines Brotherrn erleichtern zu können. Nun war er freilich ein unbestechlicher Rechner; seine Bücher waren in musterhafter Ordnung, er selbst von peinlichster Gewissenhaftigkeit. Aber wenn man von ihm verlangte, daß das fürstliche Hauswesen auch auf fürstlichen Zuschnitt eingerichtet werden sollte, so bedurfte er in Geldsachen einer einigermaßen freien Hand. Mit sechzigtausend Talern im Jahr konnte man in Paris wenig anfangen. Die Dienerschaft hatte verdoppelt werden müssen; man mußte kundige Leute haben, die in Paris Bescheid wußten. Pferde hatte man aus Estedt kommen lassen, aber neue Wagen waren notwendig geworden. Herr von Mehnert hatte viele Wünsche — und trotz seiner sparsamen Ader würde Friedrich sie gern bis auf den letzten bewilligt haben, wenn er dafür ein stilleres Glück in seiner Ehe gefunden hätte.

Das fand er nicht: er war tief unglücklich. Der Riß war vollendet. Er kannte seine Vicky nicht mehr. Diese ewig lachende junge Frau, die wie eine Mänade durch das Leben tanzte, die ihre Wangen mit Rouge bemalte und Schattenstriche unter die Augen zog, die sich von aller Welt huldigen ließ, vom Herzog von Morny wie vom Schauspieler Vivier, die nur im Genuß des Augenblicks schwelgte und es sichtlich vermied, mit ihm allein zu sein: das war seine Vicky nicht. Zuweilen kamen noch blasse Erinnerungen zu ihm an frohere Tage, an sanfte Hingebung, an ein Plauderstündchen zu zweien. Aber immer war es ihm, als liege das weit, weit zurück: als gehöre es einer Vergangenheit an, von der er kaum

noch wußte, war sie Wirklichkeit gewesen oder Traum. Zuweilen auch durchforschte er sein Inneres und befragte sich, wie es hatte möglich sein können, daß er einer so grimmigen Täuschung verfallen war. Und er fand keine Antwort, wenn er der Wahrheit auch ziemlich nahe kam: der kahlen und öden Wahrheit des Unbefriedigtseins, jenes Gefühls nichtiger Leere, das Victoire ruhelos dem bloßen Schein entgegentrieb.

Friedrich hielt vor der Villa seiner Mutter in der Avenue der Kaiserin, die sich nun auch langsam zu modernisieren begann. Zum Aerger der Herzogin erhoben sich bereits hie und da hinter den grünen Barrieren Paläste mit breiten Stuckfriesen und massiven Karyatiden an den Portalen, und auch sie selbst wurde bestürmt, ihr schmuckloses Landhaus zu verkaufen. Paul hatte ihr bereits ein verlockendes Angebot gemacht: man plante in dieser Gegend die Errichtung eines neuen großen Hotels — aber sie blieb fest und fand nach wie vor das Spekulationsfieber ekelhaft und den modernen Baustil über die Maßen greuelvoll.

Sie war die Alte geblieben: die „Lieselott des zweiten Kaiserreichs“, die kein Blatt vor den Mund nahm, wenn sie ihre Ansichten aussprach, und in ihren Briefen und Tagebüchern eine höchst originelle Kritik an der Pariser Gesellschaft und der Napoleonischen Herrschaft übte. Seit sie sich in den Tuilerien überhaupt nicht mehr und auch sonst in den Salons der vornehmen Welt nur selten zeigte, war sie noch etwas stärker geworden und vernachlässigte ihr Aeußeres völlig. Sie war eine populäre Frau, und wenn sie in ihrem großen türkischen Radmantel und einem aben-

teuerlichen Federhut in den Anlagen der Champs Elysées spazieren ging und die Spatzen fütterte, hinter sich ihren alten, vertrockneten Diener in einer verschossenen mastixfarbenen Livree, so kannte sie jeder, und die Droschkenkutscher grüßten sie mit vertraulichem Schmunzeln. Außer zwei ungeheuer dicken Karossiers, die hoch in Jahren standen und die körperliche Bewegung haßten, besaß sie keine Pferde mehr; wenn sie ausfuhr, nahm sie gewöhnlich eine Droschke und handelte dann dem Kutscher regelmäßig ein paar Soustücke ab. Sie war sehr geizig geworden, weil sie von der fixen Idee beherrscht wurde, Paul werde einmal in seinen Spekulationen sein ganzes Vermögen verlieren. Uebrigens war Paul die Volkstümlichkeit seiner Mutter durchaus recht; er hatte es gern, wenn der Name Castaing oft genannt wurde.

„Na, mein Junge," rief sie Friedrich entgegen, „was ist los, daß Du wieder mal zu Muttern kommst?! Und immer mit der Aktenmappe unterm Arm — gibt's denn so viel zu tun, daß Du auch noch zu Hause büffeln mußt?"

„Es ist nicht so schlimm, Mama; aber Solms ist noch immer beurlaubt, und da habe ich einen Teil seiner Arbeit mit übernommen. Es ist ganz interessant; es passiert vielerlei hinter den Kulissen der Politik, was sich wie ein Scribesches Intrigenstück ausnimmt . . . Aber deshalb komme ich nicht. Ich möchte eine Frage an Dich richten."

Marie-Anna setzte sich. „Los," sagte sie. „Ich bin neugierig."

„Ist Dir in letzter Zeit etwas Nachteiliges über die Herzogin von Deligny zu Ohren gekommen?“

„Ueber Hermance? . . . Nein. Mir scheint sogar, daß sie nun endlich zum Abschluß ihrer abenteuerlichen Karriere gelangt ist. Ich weiß nicht mehr, als was gelegentlich die Blätter von ihr erzählen. Warum fragst Du?“

„Weil sie uns heute abend zu einer großen Feierlichkeit geladen hat. Unser Gesandter hat aber den Wunsch ausgesprochen, daß wir uns möglichst fern von ihr halten sollten — übrigens ein Wunsch, der meinem eigenen Empfinden entspricht. Das Palais Deligny ist die Sammelstätte der Polen, Ladislaus Czartoryiski ein Intimus von Hermance. Das ganze Treiben in diesem Hause widerspricht den Grundsätzen der preußischen Politik.“

„Da geh doch einfach nicht hin.“

„Das will ich auch nicht. Aber Victoire ist eine alte Freundin der Deligny.“

„Ah so. Ich verstehe schon . . . Lieber Junge, wer ist denn eigentlich der Mann in Eurem Hause? Da das Thema einmal angeschnitten ist, laß mich auch für einen Augenblick dabei bleiben. Euer Leben gefällt mir nicht, gar nicht.“

„Mir selbst nicht.“

„Aber Du duldest es. Warum?“

„Aus Rücksicht auf Victoire.“

„Verrückt, mein Sohn. Hast Du vergessen, was ich Dir gelegentlich gesagt habe, als Ihr noch Verlobte wart? Ein Wort, das Du damals gut fandest: e r z i e h Dir Deine Frau. Erschließe ihr Deine Interessen.

Schaffe Euch eine gemeinsame Atmosphäre . . . Ich merke nichts davon."

„Es ist nicht jeder ein Pädagoge in der Ehe, Mama. Und zuweilen versagen auch alle Erziehungskünste."

Die Herzogin sah ihm in die Augen.

„Keine Aussicht auf den Klapperstorch?" fragte sie.

„Nein . . ." Er zögerte. Die Mutter wußte noch nichts. Aber es war zwecklos, ihr die Wahrheit zu sagen. Und Victoire hatte auch sein Versprechen, bis zur Entscheidung über die Adoption zu schweigen.

„Schade . . . Kinder sind wie goldne Brücken . . . Aber was nicht ist, kann noch werden. Immerhin: ich versteh' Dich nicht. Rücksichten nehmen ist eine gute Sache. Nur soll man dabei die eigene Persönlichkeit nicht verleugnen. Darnach der Mann ist wird auch seine Frau, sagte mir Pückler einmal."

Friedrich lächelte trübe. „Ein Aphorismus, den Du auch umdrehen kannst. Und dann vergißt Du eins: jeder Einfluß will seinen Resonanzboden haben. Es gibt Widerstände, die sich nicht brechen lassen — oder man muß Gewalt anwenden. Und schließlich: vielleicht bin ich gar nicht der Mann darnach, eine Frau wie Victoire so an mich zu fesseln, daß sie nur mir allein gehört."

Die Herzogin mißverstand die letzte Wendung. „Herrgott," rief sie erschrocken, „Du willst doch nicht etwa sagen —"

„Nein," fiel Friedrich ein, „von Untreue ist keine Rede. Aber sie gehört mir dennoch nicht mehr. Sie gehört der Gesellschaft. Sie gehört der Welt — nicht mir. Ich weiß: Tausende von Ehemännern wollen das

gar nicht anders. Für sie ist die ‚Frau von Welt' der Triumph des Weiblichen. Sie ist ja auch das Herz von Paris — und Paul hätte vielleicht mit keiner so harmonisch leben können als mit Honorine. Denn er — ja, e r ist der ‚Mann darnach'. Aber ich bin es nicht."

„Du bist zu deutsch, armer Junge," sagte die Herzogin zärtlich.

„Ach Gott, Mama — wenn es nur daran läge . . . Zu deutsch nicht, aber wohl zu wenig Franzose. Und gar nicht ein Mensch, wie er zum Ehegefährten Victoires passen würde. Das war der Grundirrtum. Man kann keinem einen Vorwurf machen . . . Was wollte ich bei Dir? Richtig — die Deligny. Ich suchte noch nach einem Vorwand, Victoire die Absage zu erleichtern."

„Erkläre ihr einfach, Hermance sei kein Umgang für sie. Das habe ich ihr schon als Mädchen gesagt."

„Es wird wieder eine Szene geben." Er zuckte mit den Achseln. „Man gewöhnt sich an alles." Und plötzlich wurde er, unter dem Einfluß eines widrigen Gedankens, glühend rot. Es dünkte ihn sehr unmännlich, daß er sich hier in halben Klagen erschöpfte. Gewiß: er sehnte sich nach einem mitempfindenden Herzen. Aber die ganze Feindseligkeit seines Schicksals konnte ja auch die Mutter nicht fassen.

„Adjö, Mama," sagte er.

Sie umarmte ihn. „Adjö, mein Liebling. Gott behüte Dich . . . Sag', bist Du sehr unglücklich?"

„Nein," erwiderte er trotzig, „das nicht. Aber ich wünschte, ich wäre glücklicher."

„Warte nur ab . . . laß erst den Storch klappern."

„Ja, Mutter . . . ein Kind . . .“ Er küßte sie und ging.

Als er vor seinem Palais vorfuhr, gab der Schweizer ein Läutesignal in die Zimmer der Dienerschaft. Ein paar Lakaien stürzten herbei, halfen Friedrich vom Wagen und öffneten die Tür zum Vestibül, wo sich Altenbühl eingefunden hatte.

„Ist die Fürstin daheim?“ fragte Friedrich.

„Nein, Euer Durchlaucht.“

„Melde mir, wenn sie zurückgekehrt ist.“

Altenbühl neigte den Kopf und folgte seinem Herrn, der ein Bad nahm, sich einen Hausanzug reichen ließ und dann sein Arbeitszimmer betrat, das nach der Gartenseite hinaus lag. Hier setzte er sich an den Schreibtisch, nahm seine Akten vor und begann sich in ihren Inhalt zu vertiefen.

Es handelte sich um eine Zusammenstellung der Noten und Gegennoten, die über die polnische Frage gewechselt worden waren. Ende März war aus den Tuilerien die amtliche Aufforderung zu einem gemeinschaftlichen Schritt in St. Petersburg zugunsten Polens nach Wien und London ergangen. Die Lage war ernst. Graf Rechberg, der österreichische Allgewaltige, grollte Preußen wegen des neuen Handelsvertrages mit Belgien und nahm den Pariser Antrag an. So gingen von Wien, Paris und London aus gleichzeitige Noten nach St. Petersburg, in denen der Zar ersucht wurde, seinen polnischen Provinzen die Bedingungen eines dauerhaften Friedens zu gewähren. Zugleich erhielten alle Kabinette Europas, mit Ausnahme Preußens, die Einladung, sich den drei Noten anzuschließen.

Aber das war noch nicht alles. Im geheimen wurden neue Vereinbarungen getroffen für den Fall, daß Rußland sich halsstarrig zeigen sollte, und sie waren zum Teil so abenteuerlicher Art, daß Friedrich verwundert den Kopf schüttelte über die seltsame Politik, die nahe daran war, einen europäischen Krieg zu entfesseln. Er saß tief geneigt über seine Arbeit und hörte kaum, daß die Tür sich öffnete und Victoire eintrat.

„Wieder so fleißig?" sagte sie freundlich. „Ach, Du armer Junge, was bürdet man Dir alles auf! Genügen denn Deine Bureaustunden nicht?"

„Leider nicht, Vicky. Du siehst es ja. Aber es schadet mir nichts."

„Hast Du nicht einen Augenblick für mich übrig?"

„Selbstverständlich."

„Ich möchte Dich bitten, Dir einmal die neue Toilette anzusehen, die ich heute bei Hermance tragen will. Die Farbe des Gürtels paßt nicht zum Kleide. Das ärgert mich."

„Liebe Vicky," entgegnete er ernst, „ich bedaure, Dir sagen zu müssen, daß ich von meinem Entschlusse nicht abgehen kann. Ich war vorhin bei Frau von Thouars und habe sie gebeten, unser Ausbleiben bei der Herzogin entschuldigen zu wollen. Sie wird die rechte Form dafür finden, so daß Deine Freundin Hermance die Absage nicht weiter übel nehmen wird."

Victoire hatte sich gesetzt. Unter dem Puder ihrer Wangen breitete eine helle Blässe sich aus.

„Das ist eine bittere Kränkung für mich, Friedrich," sagte sie.

„Es soll keine sein. Ich habe Dich in demselben Augenblick, da ich von der Einladung der Deligny hörte, nicht im unklaren über meine Ansicht gelassen. Politische Rücksichten verbieten mir den Besuch."

„Sie sind für mich nicht maßgebend. Ich werde also allein gehen und an Stelle der Frau von Thouars die Entschuldigung für Dich übernehmen."

„Verzeihe — aber das ist unmöglich. Du bist meine Frau. Die Rücksichten, von denen ich sprach, haben auch für Dich Gültigkeit."

Ein leichtes Zittern bewegte ihre Lippen. Ihre Nasenflügel zuckten nervös. „Die Politik ist seit einiger Zeit eine bequeme Schutzmauer für Dich," entgegnete sie. „Die armen Polen bilden die Phalanx, hinter der Du Dich gar zu gern versteckst. Was antwortest Du, wenn ich Dir sage, daß sogar Baron Budberg, der russische Gesandte, die Einladung bei der Deligny angenommen hat?"

Friedrich zog die Schultern hoch. „Ich kann Dir nur antworten, daß mir das völlig gleich ist. Budberg wird seine Gründe haben, nicht absagen zu wollen."

„Es ist ein Wohltätigkeitsfest!" rief Victoire erbittert. „Die Schauspieler vom Gymnase Dramatique führen eine Bluette zum Besten des Invalidenfonds auf. Das hat nichts mit Eurer Politik zu tun."

„Deine Freundin Hermance hätte überlegen sollen, daß ihr Trauerjahr noch nicht vorüber ist, und daß es auffallen muß, wenn sie sich wenige Monate nach dem Tode ihres Gatten schon wieder in Festivitäten stürzt."

„Du lieber Gott — was war denn dieser Gatte!? Ein Mannequin — ein elender Popanz!"

„Dann hätte sie ihn nicht heiraten sollen.“

Victoire erhob sich straff. „Sie hat damit einen Wunsch der Prinzessin Clotilde erfüllt,“ erwiderte sie. „Das wirst Du wahrscheinlich wieder für sehr frivol halten. Ueber Ansichten will ich mit Dir nicht streiten. Ich bitte Dich nicht, mich zu begleiten. Aber ich wiederhole Dir: ich werde allein zur Deligny fahren.“

Friedrich blieb am Schreibtisch sitzen. Seine Augen flammten auf. „Das wirst Du nicht tun!“ rief er mit starker Stimme.

Sie wölbte die Lippen und ein Blick offener Feindseligkeit flog zu ihm herüber. Jede Fiber in ihr bäumte in wildem Trotz sich auf.

„Willst Du mich daran hindern?“ gab sie zurück.

„Ja, ich!“ rief er.

Sie senkte ein wenig den Kopf. Hastige Gedanken kreuzten sich hinter ihrer Stirn. Auch die rasche Ueberlegung quoll auf, ob es klug sei, es zum Aeußersten kommen zu lassen. Aber sie hatte ein Billett Pauls in der Tasche, der sie für heute abend um eine Unterredung bat: das entschied.

„Wir werden sehen,“ entgegnete sie kurz und verließ das Zimmer.

Friedrich lehnte sich in den Sessel zurück. Die Buchstaben auf den Aktenstücken vor ihm vollführten einen wilden Tanz; die blinkenden Linien der Schreibtischgeräte flossen durcheinander; es kroch wie Raupen über das Papier. Dann senkte sich ein Schleier der Dunkelheit vor seine Augen, in dem rote Punkte zu glühen begannen . . . Gewaltsam rückte er sich zusammen.

Es mußte zu einem Abschluß kommen. Er konnte Victoire nicht in ihrem Zimmer einschließen. Er konnte nicht einmal seinen Leuten verbieten, ihr einen Wagen zu stellen; sie hätte sich einfach eine Droschke holen lassen. Sie trotzte seinem Verbot — und er mußte es sich gefallen lassen.

Er fühlte sich grenzenlos elend gegenüber diesem Trotz, der ihm die Unvernunft des Daseins, das er führte, klarer machte denn je. Er hatte bisher immer nur nachgegeben: vielleicht war das ein Fehler gewesen. Möglich; jedenfalls hatte aber auch die Erwägung mitgesprochen. Er konnte sich nicht freimachen von der Schuld an jenem Unfall, dessen Folgen Victoire des Glücks der Mutterschaft beraubt hatten, und er sagte sich, daß sie vielleicht ganz neue Lebenselemente gefunden haben würde, wenn sie ihm ein Kind geboren hätte. Die Adoption sollte gut machen, was ein Unglück verschuldet hatte — aber auch daran glaubte er nicht mehr. Er hatte allen Glauben verloren.

Und nun saß er allein und grübelte wieder über ein Verhängnis, das ihn zu einem Spielball von Leid und Zufall gemacht hatte. Er war sehr matt geworden; die Stärke der Eindrücke hatte ihren Stachel verloren. Nur die Sehnsucht regte sich noch in seinem Gefühlszustande — Sehnsucht nach Liebe und tröstenden Worten und nach einer Aussprache, die ihm Entscheidung bringen sollte. Denn das empfand er wohl, daß er in seinen Kämpfen und Sorgen mutlos geworden war. Er hatte die Kraft der Widerstandsfähigkeit verloren; er konnte vor allem nicht brutal werden. Und zwingen ließ diese Frau sich sicher nur

noch durch eine brutale Hand. Seine Mutter hatte recht: er war nicht „der Mann darnach".

Ach, seine Mutter! Auch an sie dachte er, an die immer gütige, verstandesklare, derb zugreifende Frau. Aber alle ihre Ratschläge kamen zu spät. „Erziehen" ließ sich an Victoire nichts mehr. Der gute Wille fehlte ihr und die Liebe zur Aufnahme. Und auch in ihm selbst war die Liebe kein Quell der Stärke mehr: er fühlte nichts als ein großes Ruhebedürfnis.

Sein Blick irrte über den Schreibtisch, auf dem eine Anzahl gerahmter Bilder stand, darunter auch die letzte Photographie seiner Freundin Aline: im Reitkleid, die Gerte in der Hand, in jener frischen Haltung, die gewissermaßen ein äußerer Ausdruck ihrer Persönlichkeit war. Und da stutzte Friedrich, und im Augenblick wich seine stumpfe Passivität. Er war ja doch nicht ganz freundesarm — er wußte, er brauchte nur zu rufen, und Aline kam zu ihm. Und das wollte er auch: wollte sie hören, die sein ganzes Unglück kannte, die einzige, die tief hinein in sein Herz zu schauen vermochte, und dann die letzte Entscheidung fällen.

Er nahm ein Telegrammformular, füllte es aus und übergab es dem Diener zur Beförderung. Hierauf beugte er sich von neuem über seine Aktenstücke und war bald wieder mitten in der die europäische Welt bewegenden Frage.

Um sieben Uhr erschien Altenbühl mit der Meldung, daß das Diner serviert sei und daß Ihre Durchlaucht sich entschuldigen ließen: die Frau Fürstin seien noch bei der Toilette.

Nun wußte Friedrich, daß Victoire mit ihrer Drohung Ernst zu machen beabsichtigte: sie wollte ohne ihn zur Herzogin von Deligny fahren. Aber er blieb ruhig. Er setzte sich allein an den Speisetisch: Herr von Mehnert war nach Epernay beurlaubt worden. Aber auch ohne Herrn von Mehnert verlief das Diner nach vorgeschriebener Zeremonie. Der Haushofmeister stand vor dem Büfett; die Diener servierten und füllten die Gläser. Friedrich merkte das gar nicht: die Mahlzeit wurde zu leerem Mechanismus. Nur einmal zuckte er leicht zusammen: er hörte unter sich, wohl in der Toreinfahrt, das rollende Geräusch eines Wagens. Da leerte er hastig sein Glas und ließ sich neu einschenken. Dann rief er nach einer Flasche Champagner.

XVIII.

Die Anfahrt vor dem Hotel Deligny war schwierig. Aus der dreifachen Reihe der Equipagen konnte sich immer nur ein einzelner Wagen lösen, um auf die Rampe zu gelangen. Hier standen neben dem Huissier zwei Diener in tiefem Schwarz, um den Gästen beim Aussteigen behilflich zu sein. Da das Palais nach dem Platze keine Einfahrt hatte, war ein Teppich vor dem Portal ausgebreitet den ein großer Baldachin überwölbte.

Schon im Vestibül schlug den Eintretenden ein betäubender Blumenduft entgegen. Diese Frühlingsfeste waren in die Mode gekommen; man entfaltete einen wahnsinnigen Luxus in Blumen und durchsuchte die

Gärtnereien nach den seltensten Exemplaren. Im Vestibül waren nur Rosen als Schmuck verwandt worden. Sie umrankten als Girlanden die schlanken Säulen aus schwarzem, milchweiß geädertem Marmor, die die obere Galerie trugen, schlangen sich um das Gold und die rote Samtbrüstung des Treppengeländers und bildeten große Buketts zu beiden Seiten der Wandleuchter. Doch das war nur das Vorspiel. In der ganzen Flucht der Zimmer des ersten Stockwerks blühte und grünte es. In einem kleinen Kabinett sah man allein Hortensien, daneben die Frühlingspracht der Stiefmütterchen, Vergißmeinnicht und Tausendschönchen; dann durchschritt man einen Salon, der mit Pelargonien, Begonien und Heliotropen dekoriert war, und wieder einen andern, den nur künstlich gezüchtete und zu ungeheurer Größe getriebene Goldastern schmückten, während in einem Boudoir grotesk gestaltete Orchideen sich von der Decke herab schaukelten und wie mit verkümmerten Gliedmaßen die vergoldeten Bronzesäulen des Kamins umklammerten. Es war alles übertrieben: die Unlast von Blumen und Blüten wirkte bedrückend, der Duft legte sich schwer auf die Nerven.

Das empfand Victoire schon beim Eintritt in das Vestibül. Sie kämpfte sowieso mit einer leichten Migräne, denn sie war doch unruhig geworden über ihre Energie Friedrich gegenüber und fürchtete sich ein wenig vor den Folgen ihres Schrittes. Nachdem sie ihre Garderobe abgelegt hatte, suchte sie im Gewühl der ankommenden Gäste zunächst nach der Baronin Thouars, um ihr Bescheid sagen zu können. Aber das war nicht so leicht. Von allen Seiten begrüßte man

sie, drückte und küßte man ihre Hand, riefen helle Stimmen ihr freundliche Worte zu. Und während sie nie um eine Antwort verlegen war, glitt ihr Auge über die Toiletten der Damen, prüfend, vergleichend und kritisierend. Die Marquise Bedoya war in Gelb (wie ein Kanarienvogel, sagte sich Victoire), die Baronin Rothschild in Purpurrot, Madame Schlesinger in Violett. Flüchtig huschte die Vicomtesse Paiva in einem prachtvollen Kostüm aus leuchtendem Brokat an ihr vorüber, dann hielt die kleine bucklige Fürstin Ruffano sie auf: in einer schwarz und zitronengelb gestreiften Robe, am Arm den unvermeidlichen Pompadour, aus dem der kleine weiße Zoddelkopf ihres Bolognesers schaute. Victoire wußte: ihre Eltern besuchten das Hotel Deligny nicht, aber den Onkel Marquis sah sie, noch ganz verfallen von seiner letzten Krankheit, die riesige Vogelnase dominierend in dem mageren erdfahlen Gesicht. Und dann flutete ein Schwarm Geistlicher in den Vorraum: es gab schon genug Soutanen in der Gesellschaft, die um die weißen Schultern der Damen wie Nachtfalter schwirrten. Das Stimmengewirr schwoll zuweilen wie anstürmende Flut an; oft klangen weiche polnische Laute an das Ohr Victoires, und einmal hörte sie auch aus dem schnurrbärtigen Munde eines Oesterreichers die derben Worte: „Taifel, wos stinkt dös hier! . . .“

Sie lächelte unwillkürlich. Der Mann hatte recht: der Blumenduft mußte schließlich unerträglich werden. Fröstelnd zog sie ihren Schwan fester um den Rundausschnitt ihrer Taille. Durch die offenen Türen des Portals drang von Zeit zu Zeit ein kühlender Luftzug.

Graf Dalmas küßte ihr im Vorübergehen die Hand und fragte nach Friedrich, ohne die Antwort abzuwarten, und dann entdeckte sie plötzlich die in einen riesigen Abendmantel gehüllte Gestalt der Frau von Thouars, der eine Zofe einen großen Karton nachtrug.

„Guten Abend, Baronin," sagte Victoire, „ich warte schon auf Sie."

„I — Vickychen . . . grüß Sie Gott . . . also haben Sie es durchgesetzt? Sie wissen doch, Friedrich war heut nachmittag —"

„Bei Ihnen. Ja — ich weiß. Und Sie sehen, ich bin allein gekommen."

„Nana . . . Wenn er nun aber schimpft?"

„Es müßte ertragen werden. Aber weshalb ich warte: ich bitte Sie, Hermance keine Entschuldigung zu überbringen — ich werde das selbst besorgen."

„Schön, schön. Nun lassen Sie mich nur erst ablegen —; Du mein Gott, das ist ja hier wie in einem Treibhause! . . ."

Victoire wandte sich zurück, der großen Treppe zu, die auf die Galerie und in die Prunkzimmer des ersten Stockwerks führte, und flutete mit der Menschheit mit. In der Galerie, deren Jaspissäulen mit weißen Kamelien umwunden waren, waltete die Wohltätigkeit ihres Amtes. Auf einem Tische standen zwei riesige Kassetten aus Eisen mit breiten Schlitzen und dahinter ein baumlanger einarmiger Mensch in der Uniform eines Invaliden aus der Zeit des ersten Napoleon. Er sprach kein Wort, aber schaute jedem Vorübergehenden scharf in die Augen, und jeder steckte ein Goldstück oder ein Bankbillett durch die Schlitze der beiden Kassetten.

Auch dieser Druck auf die Wohltätigkeit war in die Mode gekommen.

Victoire hatte keinen Pfennig bei sich; ihr Kostüm hatte überhaupt keine Tasche. Aber ein junger Deutscher, der Geschäftsträger der hanseatischen Städte, half ihr bereitwillig aus, und als sie ihn nach dem Namen befragte, sprach er so undeutlich, daß sie es dem Zufall überlassen mußte, ihm das geliehene Goldstück wiedergeben zu können. Es bedrückte sie übrigens nicht. Sie ließ sich vom Strom der Gäste fröhlich weiter treiben und sah sich beim Eintritt in den ersten Salon unerwartet der Herzogin von Deligny gegenüber, die in der Nähe der Tür mit dem Vertreter des Kirchenstaates plauderte, einem schönen italienischen Fürsten in roter Soutane.

Hermance war in schwarzer Seide und trug als einzigen Schmuck ein Perlenkollier. Sie war stärker und fraulicher geworden, aber das feine blasse Gesicht mit den wundervollen Augen hatte seinen Reiz behalten und zudem an Ausdruck gewonnen — man hätte sagen können: an künstlerischem Ausdruck, denn es war zu der schönen Reinheit der Züge Beseelung getreten, die auf die ganze Erscheinung dieser Frau von veredelndem Einfluß war. Schauspielerische Routine tat ein übriges, regelte den Rhythmus ihrer Bewegungen und verlieh dem Anschaulichmachen ihrer Persönlichkeit den Glanz stolzer Würde. Die arme kleine Hofdame, deren naiver Ehrgeiz so oft ein spöttisches Lächeln in ihrer Umgebung ausgelöst hatte, gab sich heute wie eine Königin und hatte auch in der Tat eine Welt zu ihren Füßen. Aber sie war klug ge-

nung, die Macht, die sie in diesem tollen Komödienspiel des Lebens an sich gerissen hatte, nicht zu mißbrauchen; sie war in den Wirbeln des neuen Paris an die Oberfläche geschleudert worden und wollte nicht wieder sinken. Und wenn auch eine Montespau gekommen wäre, sie zu verdrängen: sie wollte keine La Vallière werden und im Kloster ihr Dasein beschließen.

Sie umarmte Victoire, und in diesem Augenblick zog der Fürst Chigi sich diskret zurück, um mit dem ihn eifrig umkreisenden Abbé Gombert einige Worte zu wechseln.

„Wo ist Dein Mann, Herzchen?“ fragte Hermance.

„Nicht da. Denke Dir, daß er im letzten Augenblick einen Haufen Akten von seiner Gesandtschaft zugeschickt bekam, die bis morgen früh durchgesehen werden müssen. Er läßt sich tausendmal entschuldigen und Dir die Hand küssen.“

Auf dem Gesicht der Herzogin war das liebenswürdige Lächeln stehen geblieben; nur die Brauen waren ein wenig tiefer gestiegen und hatten sich genähert.

„Merkwürdig,“ sagte sie, „daß mir auch Herr von Kusserow eine Absage geschickt hat. Deine neue Heimat will nichts von mir wissen . . . Aber es kränkt mich nicht — o nein — keinen Augenblick . . .“ Ihre Stimme wurde flüsternd . . . „Hast Du den Brief kopieren können, um den wir Dich baten?“

Ueber die Wangen Victoires ging ein leichtes Erröten. Ihr Auge flog umher; dann senkte auch sie die Stimme: „Unmöglich,“ erwiderte sie, „ich habe erst gestern den Schlüssel bekommen . . . Es läßt sich nicht

so leicht machen . . . Ich zittre vor einer Entdeckung . . .“

„Du bist ein Kind. Es steht nichts auf dem Spiel. Wir wollen nur Klarheit haben . . . Aber ich will Deine arme Seele nicht unnütz beschweren. Da sei Gott vor . . . Guten Abend, Herr Graf . . .“ Sie reichte dem eben eintretenden jungen Herrn, einem bekannten Emissär Mieroslawskis, die Hand und nickte Victoire verabschiedend zu.

Victoire schritt weiter. Plötzlich war ihr das Herz schwer geworden. Ihre Stimmung schlug um. Sie hätte vor allen Menschen laut weinen können. Es hatte ihren Ehrgeiz angeregt, in dieses bunte Getriebe politischer Intrigen hineingezogen zu werden, von denen sie absolut nichts verstand, die ihren Begierden aber neuen Anreiz gaben, zumal ganz Paris für die unglücklichen Polen schwärmte, die Sympathiekundgebungen für die Regierung sich mehrten und bei der Damenwelt die Konfederatka bereits zur Mode erhoben worden war. Die Wiederherstellung eines unabhängigen Polens, wie Frankreich es wünschte, um jede Koalition gegen das Kaiserreich unmöglich zu machen, ließ sie zwar kühl; für die Geschicke des Landes hatte sie wenig Interesse. Aber auch sie liebte die Polen, die jetzt Paris überschwemmten, und hatte unter ihnen bildschöne Männer kennen gelernt, die ihr mit ritterlicher Aufmerksamkeit huldigten und die Augensprache mit Virtuosität beherrschten. Sie hätte sich auch nicht gescheut, offen für sie Partei zu nehmen, wie alle Welt es tat; sie wäre da nur der großen Strömung gefolgt und dem Fahrwasser der Mode. Aber gegen die Heim=

lichkeiten, die man von ihr verlangte, sträubte sie sich noch immer: ein verwundbarer Rest des Guten war doch in ihrer von Kleinlichem und ganz Kleinem erfüllten Seele verblieben — und deshalb fürchtete sie auch die Aussprache, um die Paul sie gebeten hatte.

Aber sie hatte bisher weder Paul noch Honorine gesehen. Sie stand jetzt in dem Kabinett der Hortensien, die alle Wände mit ihrem perlmuttrosigen Glanz bedeckten. Der alte Graf Lelaity, der einsam, langgestreckt und wie unsichtbar gepanzert, durch die Räume wandelte, hatte ihr ein paar begrüßende Worte gesagt, und dann drückte sie sich in eine Fensternische und sah dem rauschenden Schwarme zu, der augenscheinlich nach dem großen Spiegelsaal strebte, wo die Büfetts aufgeschlagen waren und von dem aus man über eine hängende Brücke nach dem Pavillon gelangen konnte, in dem später Theater gespielt werden sollte. Es war ein merkwürdiges Fest: eigentlich nur eine monotone Promenade durch blumengeschmückte Zimmer, eine Revue der Zahllosen, die zu dem ungeheuren Bekanntenkreise der Herzogin von Deligny gehörten, in deren Palais man notgedrungen seine Karten abgeben mußte, wenn man gesellschaftlich „dans le train“ bleiben wollte. Viele kamen nur, um sich flüchtig zu zeigen, kamen aus Klugheit, aus einer Augenblicksneugier oder gar auf Befehl, wie der General Leboeuf, der diensttuende Flügeladjutant des Kaisers, der aber nicht in Uniform war, sondern im Frack mit dem roten Band der Ehrenlegion und dem Zylinder in der Hand einmal langsam durch sämtliche Räume schritt, um dann wieder zu verschwinden. Und so machten es

nicht wenige; von den Gesandtschaften tauchten hie und da ein paar interessante Köpfe auf: Fürst Metternich, Graf Mülinen, Baron Wendtland, der großbritannische Botschafter Graf Cowler Dangan, der Chevalier Lisboa als Vertreter Brasiliens, ein schokoladenfarbener Kolonel aus Haiti, Herr von Linsingen aus Hannover, der neu ernannte Gesandte Monakos und sogar der lange steife Cavaliere Nigra, der das Königreich Italien vertrat und um den hohen geistlichen Würdenträger, der die Geschäfte des Kirchenstaates leitete, eine weite Schleife zog. Aber Victoire bemerkte von ihrem Beobachtungsposten aus sehr wohl, daß alle diese Herren eben nur auftauchten, sehr freundliche Gesichter zeigten und überall hingrüßten, ohne sich auf längere Unterhaltungen einzulassen, und daß sie dann plötzlich verschwunden waren.

Jetzt sah sie auch Honorine: in Weiß und Blau mit Märzveilchen um den Taillenausschnitt, in angeregtem Geplauder mit der Herzogin von Abrantes, während ein junger Schauspieler vom Gymnase wie ein schweigsamer Ritter neben ihr ging. Victoire winkte ihr.

„Tag, Vicky . . . Du kennst die Herzogin? Ja, natürlich . . . Hier Herr Laffont, der nachher die Hauptrolle in dem Schauspiel gibt, das er auch selber gedichtet hat — wie heißt es gleich, Herr Laffont?“

„Die Tochter des Tambourmajors,“ erwiderte Herr Laffont, „es ist nur ein Gelegenheitsstück — ein Nebenbei.“ Er wischte mit der Hand durch die Luft, als sei die Sache nicht der Rede wert, fügte jedoch an: „Es ist in Ottaverimen geschrieben.“

„Eine unmögliche Luft," sagte die Herzogin von Abrantes. „Diese Blumen wirken erstickend."

„Ich komme um vor Kopfschmerzen," entgegnete Victoire.

„Gehen wir in den Spiegelsaal," warf Honorine ein; „da sind nur Palmen aufgestellt worden. Die duften wenigstens nicht . . ." Sie schritt mit ihrer Schwägerin voran . . . „Wo steckt Friedrich?"

„Daheim geblieben. Ich bin geflüchtet. Ach, war das wieder eine Szene!"

„Arme Kleine. Er ist wirklich ein Bär. Warum sollst Du Dich denn nicht amüsieren?"

„Weil er nur Pflichten kennt. Ich laufe ihm nächstens ganz und gar davon."

„Hoihoi . . . Mach' keine Geschichten. Das wäre eine grenzenlose Dummheit."

„Natürlich wär's das. Aber schwer genug macht er mir das Leben. Er wird nie ein Pariser."

„Nein, das wird er nie. Aber . . . weißt Du was? Er muß sich verlieben."

„In wen?"

Honorine lachte. „Illegitim natürlich."

„Dazu ist er zu schwerfällig . . . Trotzdem: der Gedanke ist gut . . ." Und plötzlich wurde sie eifrig . . „Ina, der Gedanke ist ausgezeichnet. Wenn wir d a s fertig kriegten!"

„Ich habe längst daran gedacht. Es ist die einzige Möglichkeit, sein Barbarentum abzuschleifen. Dann hast Du auch größere Freiheit. Du müßtest ihn ruhig gewähren lassen — selbstverständlich. Aengstlich wird so etwas nie. Ich kenne derlei. Das Verliebtsein zer=

flattert wieder. Dann kommt er als reuiger Sünder zurück — gebessert nicht. Wer einmal genascht hat, nascht immer wieder. Aber was schadet das!"

„Gar nichts. Es fragt sich nur, ob wir ein taugliches Objekt für ihn finden. Ich kenne zwar seinen Geschmack —"

„Das spricht nicht mit," fiel Honorine ein. „Nämlich, verstehst Du: s i e muß ihm den Geschmack für sie beibringen. Natürlich kann das nur eine, die —"

„Keine Schauspielerin," sagte Victoire hastig.

„Gott bewahre — ich habe schon eine: aus der Gesellschaft, sehr seriös, bildhübsch, Witwe, immer unglücklich tuend; ein Schuß Sentimentalität zwischen viel Raffinement; aber das Raffinement würde nur Paul merken, Friedrich nicht. Und was das beste ist: sie hat Friedrich schon bei uns kennen gelernt und findet ihn göttlich."

„Wer ist es?"

„Frau von Wolden."

„Die blonde Elsässerin? . . . Vortrefflich, Honorine. Sie hat Aehnlichkeit mit . . . ganz gleich — das könnte seine Passion werden. Werden — ja wohl. Er hat mir auch neulich von ihr gesprochen. Sie wäre eine Schönheit und hätte ein so süßes Verlangen in den Augen."

„Bravo. Nun heißt es, sie häufiger zusammenbringen. Von morgen ab lege ich meine Minen. Gib acht, Friedrich wird doch noch ein Pariser! . . . Aber natürlich. Ganz läßt sich das Castaingsche Blut nicht unterdrücken . . Gott, macht die Geschichte mir Spaß!"

„Mir auch," entgegnete Victoire und war wieder fröhlich.

Nun traten die beiden jungen Frauen in den Spiegelsaal. Der war in einen Palmenhain verwandelt worden, und im Reflex der Spiegel, die zwischen schmalen Marmorpilastern in die Wand gelassen waren, dehnte er sich unendlich aus. Die Büfetts und die hohen Kredenzen waren bereits von schwarzen Fräcken umlagert; Damen wagten sich nicht heran. Man aß und trank stehend oder an den kleinen Tischen unter den Palmen, von denen je einer nur für drei oder vier Platz bot. Von einer unsichtbaren Estrade aus tönten die Marschklänge eines Orchesters.

Herr Laffont wollte den beiden Damen etwas Geflügelpastete besorgen, aber da sah Victoire auch schon Paul, der einen gefüllten Teller in einer Hand trug und in der andern ein Glas, während er eine Flasche Champagner unter den Arm geklemmt hatte.

„Da seid Ihr ja!" rief er. „Liebster Laffont, besorgen Sie der Herzogin etwas zu essen — ich sehe grade eine Bresche in der Menschenmauer . . . Vicky, wir beide müssen uns mit einem Teller und einem Glase behelfen — aber es wird schon gehen . . . einen Platz habe ich mir reserviert — kommen Sie!"

Sie folgte ihm unter geschicktem Ausweichen, sich mit der rechten Schulter voran zwischen den Gästen durchschiebend, an ein ziemlich vereinsamtes Tischchen, das ein Lakai bewachte. Paul griff in die Westentasche, gab dem Diener ein Geldstück und schickte ihn fort. Dann holte er aus der Fracktasche Messer und Gabel und aus der Brusttasche eine Serviette.

„So," sagte er, „ich bitte, Platz zu nehmen. Die ersten Bissen gehören Ihnen."

Victoire dankte. „Unmöglich, Paul. Nur ein Glas Wein. Ich habe böse Migräne und möchte bald heimfahren."

„Tut mir herzlich leid. Aber ich will die Zeit ausnützen. Haben Sie den Schlüssel bekommen?"

„Ja," erwiderte sie und leerte ihr Glas.

„Gut. Der Brief, den wir erbaten, nützt uns nichts mehr. Es ist auch fraglich, ob Friedrich das Original noch bei sich hat. Ganz bestimmt weiß ich aber, daß er heute Aktenstücke mit nach Hause genommen hat, von denen eins von großer Wichtigkeit für mich ist. Verstehe recht, Victoire: ich weiß es, und wären die Akten auf der Gesandtschaft geblieben, so hätte ich Dich nicht zu bemühen brauchen."

„Sie werden vermutlich morgen wieder an ihrem alten Platze liegen."

„Zu spät für mich. Ich muß vor Eröffnung der Kammer orientiert sein . . . Vicky, ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß es sich um kein Geheimnis handelt, das Preußen schädigen könnte. Ich will ganz offen sein. Unsre Regierung wünscht einen Druck auf Rußland auszuüben, falls es den Forderungen der Westmächte in bezug auf Polen nicht nachgibt. Eine schwedisch-französische Landung in Kurland ist geplant worden. Nun soll aber Bismarck nach London erklärt haben, daß Preußen einem solchen Unternehmen mit den Waffen entgegentreten würde. Diese Note liegt seit einigen Tagen auf der preußischen Gesandtschaft

und befindet sich augenblicklich in den Händen Friedrichs. Ich m u ß ihren Inhalt kennen lernen."

„Zu welchem Zweck?"

„Mein Gott, was fragst Du noch!? Olivier hat für morgen eine Interpellation eingebracht, die ich beantworten will. Meine Antwort soll nicht gegen Preußen gerichtet sein; auch darauf gebe ich Dir mein Wort, falls Dich das beruhigt. Ich werde ihr zudem eine Fassung geben, die den Verdacht ausschließt, daß ich selbst Einsicht in die Note Bismarcks bekommen habe. Im Gegenteil: mir liegt viel daran, den Glauben zu erwecken, daß mich meine direkten Verbindungen mit England orientiert hätten. Damit ist auch jede Gefahr einer Entdeckung ausgeschlossen."

„Aber die Gemeinheit bleibt," erwiderte Victoire.

„Liebe Vicky, ich übe keinerlei Zwang auf Dich aus. Verträgt sich die Erfüllung meiner Bitte nicht mit Deinen moralischen Grundsätzen, so scheue Dich auch nicht vor einem energischen Nein . . . Daß wir in dieser Sache nicht nach Gentlemansart vorgehen, weiß ich allein. Aber wo ist die in der Politik angebracht? . . . Ich will Dir noch eins sagen: Drouyn de Lhuys möchte Oesterreich und England zu einem gemeinsamen Kriege gegen Rußland drängen. Fould und Morny sind energische Gegner des Krieges, und ihnen schließe ich mich an. Es handelt sich um den Sturz Drouyn de Lhuys. Wenn also die sogenannte Moral mitsprechen soll, so haben wir sie auf unsrer Seite. Begreifst Du?"

„O ja, ich begreife. Dein Ehrgeiz geht im Galopp vor. Drouyn de Lhuys war immer ein unbequemer Gegner für Dich. Zwischen Deiner Begeisterung für

Polen und Deiner Friedensliebe ist noch genügend Platz für Deine egoistischen Pläne. Aber ich gebe ohne weiteres zu, daß grade das es ist, was auch mich reizen könnte. Ich verstehe die Liebe zur Macht — und ich würde vielleicht glücklicher sein, wenn Friedrich ehrgeiziger wäre . . . Die Moral — ach, die laß beiseite! Ich denke nicht sklavisch genug, mich ihr zu unterwerfen. Nur das Niedrige bedrückt mich — der Gedanke des Einbruchs."

„Der Zweck kann auch das anscheinend Niedrige veredeln. Wir werden einen Weltkrieg vermeiden und dennoch Polen die ersehnte Freiheit schaffen können."

„Was schiert mich die Politik! Sie gilt mir nicht mehr wie Deine lockere Philosophie. Eine flache Redensart hat mich noch nie zu einem Ziele gedrängt. Wenn ich nachgebe, geschieht es nur Dir zuliebe. Aber ich erkläre Dir unumwunden, daß es das erste und letzte Mal ist. Das Schlechteste in mir kann mein Bestes werden; dann trägt es die Leidenschaft in die Höhe. Was die Welt dazu sagt, ist mir gleichgültig. Aber —"

Seine Hand streifte ihre Finger. „Victoire, ich bitte nicht mehr. Ich verzichte."

„Lieber Freund, ich bin nicht feige. Du sollst Deinen Willen haben. Vielleicht komme ich selbst morgen in die Kammer und höre zu, wie Du Herrn Drouyn de Lhuys in Stücke zerfetzt. Dann aber laßt mich in Frieden mit Aufgaben, die über meine Kräfte gehen . . . Also ich kenne das Aktenstück —"

„Es trägt die Signatur B. 301," erwiderte Paul rasch. „Nun nimm noch ein Glas Sekt — Du siehst blaß aus . . . Vicky, ich danke Dir von Herzen . . ."

Er füllte den Champagnerkelch und begann von der neuen Operette in den Bouffes-Parisiens zu erzählen, die gestern abend ausgepfiffen worden war. Zwischendurch flüsterte er:

„Wen schickst Du morgen?"

„Suzanne. Sie ist zuverlässig."

„Gut. Zwischen zehn und elf . . ." Und wieder sprach er lauter weiter: „Ein totaler Mißerfolg, diese neue Operette Hervés. Man sagt, Offenbach habe sie nur aufgeführt, weil er die Niederlage ahnte. O, die beiden hassen sich gründlich."

Er schilderte amüsant den alten Kampf zwischen den beiden Komponisten. Aber er war doch zerstreut, während er sprach. Es ging ihm allerhand durch den Kopf, und das ernste, blasse Gesicht Victoires beunruhigte ihn. Einen Augenblick war er nahe daran, ihr zu sagen, sie solle sich nicht um die Akten kümmern — er hätte nur gescherzt, hätte sie auf die Probe stellen wollen — oder sonst derlei . . . Aber seine Begierde, die Note Bismarcks kennen zu lernen, die eine Ohrfeige für Herrn Drouyn de Lhuys werden sollte, war zu groß. Das blasse Gesicht gegenüber störte ihn; sein Gewissen regte sich nicht sonderlich. Sein ungeheuerlicher Leichtsinn überschäumte alle Bedenken; der hatte ihn auch durch die Schmutzflut der Spekulationen getragen: der war der Stil seines Wesens.

Die Kopfschmerzen Victoires verstärkten sich. Sie bat Paul, sie an seinem Arm in die Galerie zu geleiten: da war es ein wenig frischer. Und während er nun mit ihr durch die aus tausend Düften zusammengesetzte Atmosphäre der Blumenzimmer schritt, begann er

wieder lustig zu werden und sich über die Gesellschaft zu mokieren. Er spottete über die Polenbegeisterung, die für die meisten Mode, für andere Mittel zum Zweck sei; er zitierte Heine und sprach von den Krapulinski und Waschlappski, zeigte ihr einen eleganten Herrn mit köstlichem Schnurrbart und melancholischen Träumeraugen, dem der Patriotismus die Taschen füllte, und wieder einen, einen großen Revolutionär, der Papiere Mazzinis gestohlen hatte, um sie dem Polizeipräfekten Boitelle zu verkaufen. Und dann kam er auf die Politik, bei der alles Schacher, Betrug und Diebstahl sei; erzählte, daß Morny den Kaiser lediglich wegen der Jeckerschen Geldgeschäfte zu der Expedition nach Mexiko veranlaßt habe, daß Persignys Frau, eine Enkelin des Marschalls Ney, in beständiger Jagd auf Orden für ihre Liebhaber sei, daß man im Marineministerium die Unterschlagungen des Kolonialsekretärs und den Sklavenhandel am Senegal nicht mehr vertuschen könne. Plötzlich sprach er auch von der Herzogin von Deligny, seiner liebwerten Kusine, und ließ kein gutes Haar an ihr; gab dann eine gepfefferte Schilderung des häuslichen Lebens Napoleons, skizzierte den „Haremswächter" Grafen Baciochi und deutete in halben Anspielungen auf Schändlichkeiten hin, die man vom Hofstaat der Kaiserin erzählte.

Während er so, hie und da Grußworte mit anderen wechselnd, die ganze Chronique scandaleuse durchgehechelt hatte, den Kopf etwas geneigt und ein hübsches Lächeln um den Mund, halb flüsternd, halb kichernd, war man in der Galerie angekommen, in der noch immer der Veteran aus der großen Zeit vor seinen

beiden eisernen Kassetten Wache hielt. Aber sonst war es hier ziemlich still geworden; wenn man über die Gitterbrüstung in das große Rosarium des Vestibüls hinabschaute, sah man die Köpfe der Diener, die auf ihre Herrschaften warteten. Der ferne dumpfe Schlag eines Tamtams zeigte an, daß der Beginn der Theatervorstellung im Pavillon nahe war; aber Victoire war nicht neugierig auf die „Tochter des Tambourmajors". Sie reichte Paul die Hand.

„Schönen Dank für Ihre Unterhaltung," sagte sie. „Sie hat mich amüsiert. Also s o ist Paris?"

„Genau so."

Sie nickte. „Und Sie und ich — finden Sie nicht, daß wir ausgezeichnet in diese ehrenwerte Gesellschaft passen?"

Sein Blick umtanzte im Fluge ihr ganzes Gesicht. „Ich finde," entgegnete er, „daß Ihr altes ironisches Lächeln Ihnen noch immer ganz reizend steht . . . Sehe ich Sie morgen zwischen fünf und sechs an der Alma-Brücke?"

„Nein," erwiderte sie rauh. Sie zog ihre Handschuhe straff. „Rufen Sie meinen Diener: ich bin sehr müde und möchte nach Hause fahren . . ."

Als er sich von ihr verabschiedete, sagte er noch einmal ganz leise: „B. 301 ist die Signatur . . ." Und dann rief er fröhlich: „Gruß an Friedrich. Und apropos: die morgige Sitzung kann interessant werden. Wenn Sie ihr beiwohnen wollen: ich hinterlasse für alle Fälle eine Karte für Sie im Bureau der Kammer."

Nun war sie daheim, saß in ihrem Boudoir, und Suzanne kleidete sie aus.

„Durchlaucht sind nicht lange geblieben," sagte die Zofe. „Es ist ja kaum Mitternacht."

„Es war langweilig, Suzanne, und ich hatte Migräne. Ist der Fürst noch auf?"

„Nein, Durchlaucht," entgegnete das Mädchen, während sie die Nadeln aus der Frisur ihrer Herrin zog; „der gnädige Herr ist heute schon sehr früh schlafen gegangen."

Victoire schwieg und ließ sich weiter entkleiden. Aber als Suzanne ihr die Strümpfe ausziehen wollte, wehrte sie ab. „Laß . . . reich' mir ein Peignoir — ich habe noch einen Brief zu schreiben . . . Und komm' morgen früh zehn Uhr zu mir ans Bett. Da werde ich Dir ein Paketchen übergeben — ein Buch — das trägst Du nach dem Hotel Castaing und gibst es dem Herrn Herzog persönlich ab. Verstanden?"

„Jawohl, Durchlaucht."

Sie hüllte Victoire in einen Schlafrock und zog sich zurück.

Victoire blieb sitzen und starrte in die Lichter auf dem Kamin und starrte in den hohen Spiegel, der ihr Bild in hellen Farben zurückwarf: die üppig gewordene Gestalt in weißem Seidenflanell, ein paar zierliche Füße in goldgestickten Pantöffelchen und ein regungsloses verdüstertes Gesicht.

Dies Gesicht erschreckte sie. Warum trug es nicht die Heiterkeit ihrer Jugend? — Sie stand auf und trat dicht vor den Spiegel. Sie wischte den Puder von ihren Wangen und nahm ein Taschentuch und rieb auch die Pasta ab. Ihr Teint war nicht mehr der blühende von einst; unter den Augen zeigten sich ein paar winzige

Falten, kaum sichtbar für andere — aber sie selbst sah sie, und in ihr Herz quoll die Sorge.

Sie war noch so jung — und schon sollte das Alter kommen? So schnell?! . . . Sie fuhr von neuem mit dem Tuch über ihr Gesicht, schleuderte es dann mit wütender Gebärde von sich und wandte dem Spiegel den Rücken. Ein wilder Zorn regte sich in ihr. An diesen beiden kleinen Fältchen trug Friedrich die Schuld. Sie waren das erste, nicht wieder zu verwischende Kainszeichen ihrer unglücklichen Ehe, dieser Quälerei eines Jahres, in der auch ihr Mutterrecht untergegangen war. Sie standen wie eine Drohung der Natur unter ihren Augen, ein Memento ihres haltlos gewordenen Lebens, dem längst jeder bindende Zusammenhang fehlte. Es war Wahnsinn gewesen, daß sie diesen Mann geheiratet hatte, der wie ein geharnischter Feind ihrem innersten Wesen Trotz bot. Sie wußte ja, warum sie es getan hatte. Es sollte ein Faustschlag in das Gesicht dessen sein, den sie liebte und verachtete — aber der Schlag hatte sich gegen sie selbst gekehrt.

Nun knitterten die ersten Falten sich ein und redeten eine deutliche Sprache. Die Eitelkeit in ihr bäumte sich auf; sie zerstach ihr das Herz und schrie ihr in die Ohren. Und da kam eine völlige Verwirrung über sie, und in einer Krise brennenden Verlangens, ihre Jugend festzuhalten, träumte sie sich in dramatische Szenen hinein. Sie wollte sich in das Arbeitszimmer ihres Mannes schleichen und das Aktenstück kopieren, so wie Paul es verlangt hatte. Aber sie selbst wollte es ihm bringen und ihm sagen: „Hier ist es; ich habe für Dich ge-

stohlen. Nun schaff' mir die Freiheit und auch Dir, damit wir uns für immer angehören können . . ."

Ihre Kopfschmerzen hatten zugenommen, aber das spürte sie nicht. Eine rasende Gedankenflucht huschte durch ihr Hirn: wieder eine ganze Szenenfolge, eine ganze Komödie. In der plötzlichen Angst um ihre Jugend, die mehr noch die Furcht vor etwas Ungewissem war, verlor sie die ruhige Ueberlegung. Mit geschlossenen Lippen deklamierte sie Tiraden vor sich hin: so wollte sie ihm entgegentreten — und so — und so; wollte ihm sagen, daß *er* sie in diese Ehe getrieben habe — wollte ihm zu Füßen stürzen, wollte auch einen Skandal nicht scheuen.

Es war wie ein Anfall. Die letzte Auseinandersetzung mit ihrem Mann, der unerträgliche Blumenduft im Hotel Deligny, die Unterredung mit Paul hatten ihre Nerven schwer gereizt. Und nun sah sie die mahnenden Falten: an sich eine Lächerlichkeit, die ein paar Monate ruhigen Lebens oder eine geschickte Kosmetik rasch wieder fortschaffen konnten, die ihre Phantasie aber zu einer Zerrüttung ihrer Physiognomie stempelte — und da geriet sie in grimmige Wut. Hätte ihr Mann jetzt vor ihr gestanden, sie würde ihm entgegengeschrien haben, daß sie ihn haßte. Denn sie wollte ihn hassen: es war Willensentschluß im Extrem zu ihrer Liebe zu Paul — und mehr noch zu sich selbst.

Aber ihr Mann schlief. Drei Zimmer trennten sie von ihm. Sie zog ihre Pantöffelchen aus, so daß sie auf Strümpfen ging, öffnete vorsichtig die Türen und lauschte an seinem Schlafgemach. Es war ganz still da drinnen. Sie tat noch mehr. Sie öffnete auch leise

die Tür zu seinem Zimmer, sah in tiefes Dunkel und hörte ihn ruhig atmen. Sicher, daß er fest schlief. Nun huschte sie zurück in ihr Boudoir und nahm aus ihrer Schmuckkassette einen kleinen Schlüssel. Dann atmete sie hoch auf. Ihr Herz schlug stürmisch. Sie setzte sich für einen Augenblick und preßte die Hände gegen die Brust; es war ihr unfaßlich, daß ihr Herz so heftig klopfte, denn Furcht hatte sie nicht. Aber ein letzter lauer Widerstand war zu überwinden, das fühlte sie sehr wohl: ein feiner Schwachmut rein ästhetischer Art. Was sie vorhatte, war sehr häßlich. Das streifte als dunkler Schatten klaren Empfindens an ihr vorüber und wurde zu physischem Unbehagen.

Sie zwang es nieder, stand wieder auf und versuchte nun zu überlegen. Das Arbeitszimmer ihres Mannes lag ein Stockwerk tiefer. Die Dienstboten schliefen in den Mansarden und im Nebengebäude. Sie schaute auf den Korridor. Da brannte nur noch eine einsame Gasflamme; das Licht einer zweiten warf hellen Schein über ein paar entfernte teppichbelegte Treppenstufen. Das Haus war still.

Sie nahm die kleine, mit einer runden Milchglasglocke versehene Bronzelampe von ihrem Nachttisch, zündete sie an und schritt langsam, auf Strümpfen und mit gerafftem Schlafrock, den Korridor hinab. Auf dem weichen Teppich war sie unmöglich zu hören. Ihre rechte Hand faßte das Treppengeländer . . . Nun stand sie vor dem Rauchzimmer. Das mußte sie erst durchschreiten, wenn sie in das Arbeitskabinett ihres Gatten wollte.

Im Rauchzimmer schreckte sie ein wenig zusammen. Ein kühler Luftstrom drang ihr entgegen. Die oberen Fenster waren offen gelassen worden. Sie zog den Schlafrock über der Brust zusammen und ging weiter.

Das Herrenzimmer war ganz dunkel. Vor den Fenstern lagen die Jalousien, auch die Portieren waren zugezogen.

Sie stellte die Lampe auf den Schreibtisch und setzte sich auf den breiten Arbeitssessel. Nun hatte sie es sehr eilig. Sie schloß das mittlere Schubfach auf. Sie hatte oft beobachtet, daß Friedrich seine Akten in dieses Gefach legte. Sie sah auch auf den ersten Blick den unverkennbaren blauen Deckel mit dem grünen Etikett und dem Stempel der preußischen Gesandtschaft . . . „B. 301," flüsterte sie und wollte die Akten aus dem Schubfach ziehen.

Aber sie tat es nicht. Ihre Hand zögerte; ein eisiger Schauer rann über ihren Körper. Jeder Nerv spannte sich; ein Ausdruck jäher Versteinerung trat auf ihr Gesicht.

Sie hatte eine Tür schlagen hören. Wo war es gewesen? Oben — oder nebenan? . . . Und nun öffnete sich auch die Tür zum Rauchzimmer. Eine Flut von Licht drang in das Gemach. Friedrich stand vor ihr, in hastig übergeworfenem Nachtanzug, einen Armleuchter in der Hand.

Sie war im ersten Augenblick besinnungslos vor Schrecken. Sie schob das Gefach nicht zu; es war offen geblieben, und auf den blauen Aktendeckel mit der grünen Etikette fiel der gelbe Widerschein der Kerzen. Ihre Augen waren weit geöffnet; sie starrten ihn an,

als sei er eine gespenstische Erscheinung. Dabei war ihr Gesicht völlig weiß, bis auf einen bläulichen Schatten unter den Augenlidern.

„Victoire," sagte Friedrich mit hart klingender Stimme, „um Gottes willen, was machst Du hier?!"

Der Ton dieser Stimme gab ihr die Denkkraft zurück. Die Bezauberung war von ihr genommen: jetzt haftete ihr Geist nach Möglichkeiten, sich aus der verräterischen Schlinge zu ziehen. Vivat comoedia! Sie mußte spielen. Es war ja alles verloren: die Aussicht auf Freiheit und die Hoffnung auf Haß. Es gab nur noch eine Rettung aus dem Zusammenbruch: ein Spiel der Schwachheit, die zur Stärke werden sollte.

„Was ich mache?" erwiderte sie. „Du siehst es ja, ich habe Deinen Schreibtisch erbrochen."

Er stellte den Leuchter aus der Hand. Zunächst fiel sein Blick auf seine Papiere.

„Meine Akten!" schrie er. „Weib!" Und er packte ihr Handgelenk.

Sie schüttelte sich los.

„Welche Akten? . . . Ah — ah — ich verstehe . . . Du fürchtest — — nein, mein Lieber, Deine Politik geht mich nichts an. Ich suchte nach Briefen."

„Nach Briefen?" Er schüttelte den Kopf und faßte sich an die Stirn. „Nach was für Briefen?"

Jetzt hatte sie sich völlig in ihre Rolle gefunden. Sie war eine ausgezeichnete Schauspielerin: sie wußte schon, daß sie gewonnen hatte. Die Stärke der Schwachen sollte wieder einmal triumphieren. Sie schmetterte das Gefach in den Schub zurück und erhob sich. Aber sie blieb nur einen Augenblick stehen; dann sank sie von

neuem in den Sessel, schlug die Hände vor das Gesicht und begann krampfhaft zu schluchzen.

Es war das alte Mittel, das von Erschaffung des Weibes an den Mann zu entwaffnen versteht: ein trivial gewordenes Regiemätzchen im Spiel der Ueberlistungen und doch immer noch wirksam. Es zwang auch die Heftigkeit Friedrichs nieder: sofort.

Er schritt auf und ab, ein paarmal, ohne zu sprechen. Dann trat er vor seine Frau. Der weite Schlafrock war von ihren Schultern gesunken und zeigte die Weiße ihrer Haut. Das schöne Haar ringelte sich um den Nacken und fiel über ihre Arme. Er sah das Grübchen unterhalb des linken Ellenbogens, eine Marke im Fleisch, die er so oft geküßt hatte, und den kleinen Leberfleck an ihrer Schulter, und sah das ungestüme Wogen ihres Busens.

Er trat wieder zurück, als störe ihn diese Entblößung, und ließ sich auf der anderen Seite des Schreibtisches nieder.

„Vicky, ich möchte Aufschluß haben,“ sagte er ruhig. „Antworte mir: wo hast Du den Schlüssel her?“

Sie strich mit dem Aermel ihres Schlafrockes über ihr Gesicht und schaute auf.

„Ich habe ihn mir machen lassen,“ entgegnete sie.

„Einen Nachschlüssel?“

„Ja. Ich habe einen Wachsabdruck des Schlosses genommen.“

„Wie ein geübter . . .“ Er sprach nicht aus. Der Zorn kam wieder. „Und wozu diese Narrheit? Herrgott, nach was für Briefen suchtest Du denn?!“

„Nach Liebesbriefen.“

Das sagte sie in sehr sanftem Tone, mit einem sonderbar schmelzenden Ausdruck auf dem Worte Liebe, als wollte sie alle Geheimnisse Cytheres hineinlegen. Und dann sprang sie auf und stürzte ihm zu Füßen und sprudelte hervor:

„Friedrich, Du sprachst von Narrheit. Gut — nenne mich eine Närrin! Schilt mich — ich will mich nicht verteidigen . . . Eifersucht ist immer eine Narrheit. Aber ich war so unglücklich — ja, ich war unglücklich und wollte Gewißheit haben!"

Er war so erstaunt, daß er nicht gleich Worte zu finden vermochte. Es war eine neue Saite in dem tönenden seelischen Harfenspiel seiner Frau, daß sie auch eifersüchtig sein konnte.

„Das ist verrückt," sagte er; „pardon, Vicky — aber das ist wahrhaftig verrückt . . . Steh auf — ich bitte Dich. Wir wollen keine . . ." Er hob sie empor . . . „Eifersüchtig — grundgütiger Himmel, auf w e n denn?!"

Sie fand nicht auf der Stelle einen geeigneten Namen. Aber ganz plötzlich schoß ihr einer durch den Kopf: das war wie eine Erleuchtung und gab auch neue Perspektiven . . . Sie biß sich auf die Lippen und senkte die Augen. Im Ausdruck der Miene paarten sich Aengstlichkeit und schämiges Fühlen.

„Willst Du es wissen?" fragte sie zaghaft.

„Ja natürlich. Es interessiert mich ungemein . . ." Er lächelte. Und da sie das sah, war sie sich ihres Sieges vollbewußt. Mit dem Zorn war auch jeder Argwohn verraucht. Vor der Schlußszene sorgte sie sich nicht.

Sie zögerte noch etwas. „Friedrich," sagte sie leise, „ich schäme mich."

„Tust auch recht daran, Vicky . . . Also, wer ist es?"

„Frau von Wolden."

„Die Wolden —? Ah — die?! . . ." Nun lachte er herzlich auf . . . „Na ja — da hat Dein Fraueninstinkt die einzige herausgefunden, für die ich mich allenfalls — allenfalls interessieren könnte . . . Wir haben sie ein paarmal bei Honorine getroffen —"

„Ja," fiel Victoire lebhaft ein, „und ich habe wohl bemerkt, wie Du Dich um sie beworben hast . . . Das ist sonst nicht Deine Art . . . Und ihre Augen verfolgten Dich überall hin — diese Augen mit dem ‚süßen Verlangen' im Ausdruck . . . Und einmal hast Du — ach, Friedrich, ich will nicht von hundert Einzelheiten reden — — ich gestehe Dir zu, daß ich närrisch eifersüchtig geworden bin — und da ließ ich mir den Nachschlüssel machen . . . und heute abend spielte Honorine wieder einmal auf die schöne Wolden an — da bin ich ganz kopfverdreht geworden . . . und glaubte, Du schliefest längst —"

„Aber ich schlief nicht. Ich hörte Dich mein Schlafzimmer öffnen, doch ich wollte nicht antworten. Ich hatte noch genug . . . Du weißt schon . . . Nun lag ich wach — ganz wach — und vernahm ein leises Rauschen im Korridor. Mein Jagdsinn regte sich. Da ging ich Dir nach . . . Victoire, Deine Eifersucht ist grenzenlose Torheit. Ich bin kein Freibeuter . . . Gib mir den Schlüssel."

Sie zog den Schlüssel aus dem Schreibtisch und reichte ihn ihm — das Gesicht abgewandt, mit einem starken Zittern der Hand.

Sein Blick flog über ihre Gestalt: kühl und prüfend, mit dem Ausdruck forschender Neugier und auch mit leise ringendem Zweifel.

Dann erhob er sich stracks.

„Geh zu Bett," sagte er.

Aber sie blieb stehen. Die linke Hand hielt den Schlafrock über dem Busen zusammen, die rechte fingerte nervös über den Seidenstoff. Sie wandte langsam den Kopf und schaute ihn mit den Augen einer Schlafwandlerin an.

„Kannst Du mir verzeihen?" fragte sie leise.

Er nickte und winkte mit der Hand. „Ich will vergessen," antwortete er. „Nun leg Dich schlafen . . ."

Jetzt mußte der letzte Trumpf kommen. Der erlösende Schlußeffekt m u ß t e kommen: das hatte sie im Gefühl.

Sie fiel ihm um den Hals. „Friedrich, sei gut," bat sie und versuchte alles, was sie an süßer Zärtlichkeit zu geben vermochte, in ihre Stimme zu legen, „ich flehe Dich an, sei wieder gut. Schilt mich — aber dann liebe mich wieder! War meine Torheit denn nicht auch nur Liebe? Küsse mich . . . küsse mich auf den Mund! . . ."

Sie bot ihm die schwellenden Lippen — und spürte dabei, wie er, ohne daß er sich rührte, weit von ihr zurücktrat: in endlose Entfernung. Sie spürte etwas Eisiges auf ihren Armen: das waren nicht seine Hände. Sie fühlte nicht seine Küsse, aber eine Verzerrung ihres trocken gewordenen Mundes. Sie sah deutlich die unsichtbare hohe Wand, die zwischen ihnen aufgestiegen war — und in ihr Herz bohrte sich das jähe Begreifen.

Friedrich löste mit sanfter Bewegung die Arme, die seinen Hals umklammerten. Er sprach ruhig und leidenschaftslos, fast gemessen.

„Du täuschest Dich, Vicky. Es ist nicht Liebe, was Du für mich empfindest. Auch diese blinde Eifersucht leitete eine andere Triebkraft. Ich weiß nicht, welche, denn Dein Herz ist mir verschlossen; aber ich weiß, daß es die Liebe nicht war. Vielleicht experimentierst Du nur — mit mir und mit Dir selber . . . Liebtest Du mich, dann hättest Du mir die Szene vom Nachmittag erspart und Dich nicht meinen Bitten und nicht meinem Willen widersetzt. Liebtest Du mich, dann wäre unsre Ehe anders geworden. Du mußt gesehen haben, wie sehr ich leide. Aber Du wolltest nicht sehen . . . Du lebtest immer nur Dein eigenes Leben; nach dem Geheimnis der Gegenseitigkeit hast Du nie gesucht. Du bist klug und wirst selbst die Einsicht haben, daß unsre Ehe zur Karikatur geworden ist. Daran bist Du nicht allein schuld, ganz gewiß nicht — aber wenn Du mich geliebt hättest, hätte ich mir durch alle Gegensätze und Widerwärtigkeiten wenigstens mein Herz unverletzt retten können. Und das ist —"

Er warf den Kopf zurück und schwieg. Dann nahm er den Leuchter vom Schreibtisch und öffnete die Tür.

„Geh zu Bett," sagte er. Und weiß wie ein Leinentuch, mit großen finsteren Augen, schritt sie ihm voran. Was sie jetzt noch hätte spielen können, wäre zur Posse geworden.

Aber ganz verloren gab sie das Spiel noch nicht. In der Tiefe ihres Wesens regte sich wieder der Instinkt der Beharrlichkeit, dem sie schon so viel zu ver-

danken gehabt hatte, wenn er zu kräftigem Handeln geworden war. Das Schicksal schüchterte sie nicht ein, und williges Dulden kannte sie nicht. Jawohl — sie war klug; ihre Nerven konnten sie wohl einmal in eine Dummheit jagen, aber die Welt ihres Bewußtseins beherrschten sie nicht. Indes sie bei flackerndem Licht wie eine arme Sünderin durch die Korridore schritt, ordnete es sich wieder folgerichtig hinter ihrer Stirn. Sie wußte ja nun: es war vorbei mit der Liebe ihres Mannes. Das hätte der erste Schritt zur Freiheit sein können. Aber die Freiheit nützte ihr nichts ohne die Pression auf Paul, die ihr die Kopie der diplomatischen Note ermöglichen sollte: ohne dies Tauschgeschäft, das ihre rege Phantasie entworfen hatte. Das hatte sie im selben Moment empfunden, da sie von Friedrich überrascht worden war; die Zufälligkeit der Unterbrechung verschob alle Sicherheit der Aussichten. Eine Scheidung auf das Ungewisse hin hin hätte ihre Stellung in der Gesellschaft erschüttern können: wenigstens für einige Zeit. Nun hatte freilich auch die Ungewißheit auf die Zukunft zuweilen pikante Reize für sie; es lag ein strahlendes Lustgefühl in der Erwartung des Unbekannten. Aber in diesem Falle wäre es Torheit gewesen, allen Einfluß kurzerhand aufzugeben, ohne auf Ersatz rechnen zu können.

Und dabei schlich sich auch noch ein vages Vermuten in ihre spürenden Sinne. Ihre Eifersucht war Komödie gewesen; und doch: konnte sie nicht unbewußt in ihrem Spiel auf eine rechte Fährte getroffen sein? . . . Die Erklärung Friedrichs in ihrer harten Plötzlichkeit war eine Ueberraschung für sie gewesen. Bisher hatte ihr

System immer gesiegt: immer hatte ein liebendes Wort von ihr, ein Kuß, eine Umarmung in alle Widerwärtigkeiten Ausgleich gebracht. Heut nicht; heut zeigte sich zum erstenmal ein toter Punkt in seiner Liebe: die Unmittelbarkeit war untergegangen. Und da wurde eine feine Witterung in ihr wach. In der Entwicklungsgeschichte der Liebe knüpft gar zu oft das Ende an den Anfang sich an: es ist eine banale Gewöhnlichkeit, daß in einer erlöschenden Leidenschaft die neue schon keimt. Dann aber konnte im Drama ihrer Ehe wieder eine andere Episode beginnen, die sie erst übersehen mußte, um sich in ihre Rolle dabei zu finden . . .

Und während sie so die Gedanken schürte und das Auge heller wurde und die geschlossenen Lippen von neuem zu herausfordernden Spott sich wölbten, schritt hinter ihr ein armer Mann, dem die Teppiche zu seinen Füßen zu Dornen wurden.

XIX.

Friedrich war am folgenden Tage bei den Husaren in Courbevoie-sur-Seine zu einem Regimentsrennen geladen, dem er nicht absagen wollte, da der Kommandeur ihm bei einem Pferdegeschäft eine große Gefälligkeit erwiesen hatte.

Als er gegen zehn Uhr auf seine Gesandtschaft ging, fragte er einen der Diener, ob die Fürstin schon wach sei. Der Diener erkundigte sich bei den Zofen und

meldete dann, daß die Frau Fürstin bereits ausgefahren sei und wahrscheinlich nicht zum Frühstück zurückkehren werde, da sie der Kammersitzung beiwohnen wolle.

Das fiel Friedrich nicht auf. Bei sensationellen Verhandlungen pflegte die vornehme Damenwelt gewöhnlich die Tribünen zu belagern, zumal in dieser Zeit, da die polnischen Wirren im Vordergrund der Tagesfragen standen. Er gab seine Akten auf der Gesandtschaft ab, sprach in Eile erst noch einmal bei der Baronin Thouars vor, um ihr zu sagen, daß er ihren Wunsch unterstützt und an Aline telegraphiert hätte, und fuhr sodann nach Courbevoie, froh, an diesem herrlichen Lenztage einmal wieder Landluft atmen zu können.

Inzwischen hielt der Wagen Victoires vor dem Hotel Castaing in der Rue des Francs-Bourgeois. Paul hatte sie sofort vorgelassen. Er war heute ziemlich früh aufgestanden, um noch einmal seine Kammerrede zu memorieren, und wartete nun mit Ungeduld auf die Sendung seiner Schwägerin, die seiner Rede erst die rechte Bedeutung geben sollte.

„Sie selber, liebe Vicky?“ rief er Victoire entgegen. „Das ist reizend von Ihnen. Ich verspreche Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit ein Schmuckstück, das an Glanz nicht hinter Ihrer Schönheit zurückstehen soll .. Wo ist die Note? — Seien Sie nicht böse, daß ich eilig bin. Ich muß das Papier durchlesen, um noch eine Einfügung in meine Rede machen zu können.“

„Ich bedaure, daß es mir unmöglich geworden ist, Ihren Wunsch zu erfüllen,“ entgegnete Victoire. „Der Zufall war gegen mich.“

Das Gesicht Pauls rötete sich; die Adern der Schläfe traten hervor.

„Was heißt das?“ rief er. Sie fing einen bösen Blick auf, der sie unruhig stimmte.

„Es heißt, daß ich bei meinem Einbruch überrascht worden bin. Der Dieb in der Nacht konnte froh sein, daß er nicht aus dem Hause gejagt wurde . . .“ Sie erzählte mit kurzen Worten das Vorgefallene und sprach auch von ihrem Gegenspiel. Währenddem hatte sie Platz genommen. Ihre Stimme klang ruhig: Paul hatte keinen Geschmack für weinerliche Dramen. Aber ihr Auge verfolgte ängstlich seine Bewegungen.

Er schritt gestikulierend auf und ab. Zuweilen warf er eine Bemerkung in ihre Geschichte, ein liebloses Wort: „Ungemein schlau!“ — „Verblüffend töricht!“ — „O dieses Weiberhirn! . . .“ Und als sie schwieg, stellte er sich vor sie hin und ließ seinem Grimm die Zügel schießen.

„Tatsache ist also,“ sagte er, „daß ich genasführt worden bin . . . Ich Esel glaubte einer Frauenzunge und bin auf den Leim gegangen . . . Meine teure Victoire, Sie werden mir doch nicht etwa weismachen wollen, daß lediglich der Zufall sein Spiel getrieben hat?“

„Was sonst?“ rief sie erbittert.

„Was sonst? Ich will es Ihnen sagen. Es paßte Ihnen nicht, mir das Schriftstück zu beschaffen. Die Gefahr war zu groß. Wozu für einen Freund sich die Finger verbrennen? Aber eine gute Idee hatte ich der Gnädigen gegeben. Madame merkte, daß ihre Ehe brüchig zu werden begann. Da konnte eine hübsche

Eifersuchtsszene den Bruch vielleicht wieder zusammen-kitten. Gewagt war ja das Stückchen — ein Risiko bei schwacher Konjunktur . . . immerhin gab es viel zu retten — und ich denke, die Spekulation wird ja auch wohl geglückt sein. Das weiche Herz Friedrichs hat nachgegeben — Ihr habt Euch in den Armen gelegen und ausgeschluchzt — nicht wahr?" . . .

Sein Hohn schnürte ihr die Kehle zusammen. Und als er mit ironischer Verbeugung fortfuhr: „Meinen Dank, Gnädigste. Nun dürften wir quitt sein. Ich empfehle mich zu Gnaden . . ." da schrie sie leise auf. Dieser unwillkürliche Aufschrei löste die Spannung in ihr.

„Ich bitte Sie, für ein Verbrechen, das ich Ihret-halben begehen wollte, mich nicht noch mit Spott zu überschütten," sagte sie. „Das verdiene ich nicht . . ." Sie kämpfte mit Tränen . . . „Ich habe vielleicht un-überlegt gehandelt — ich bin keine Diebsnatur und kenne die Schliche der Einbrecher noch nicht. Sie hätten mich belehren sollen . . . Was ich Ihnen er-zählt habe, ist in jedem Wort wahr — in jedem Wort. Wahr freilich auch, daß unsere Ehe brüchig gewor-den ist. Aber es gibt keinen Kitt mehr. Und Ihnen das zu sagen, kam ich her. Ich fühle, daß die Ent-scheidung nahe ist."

„Die Entscheidung?" wiederholte er. „Ich ver-stehe nicht mehr. Sie werden sich doch nicht mit dem absurden Gedanken einer Trennung tragen?"

„Und wenn nun Friedrich darauf dränge? . . . Wenn er wüßte, was uns — uns beide verbindet?"

Paul fuhr zurück. Dann schüttelte er lächelnd den Kopf.

„Mein liebes Kind, Sie machen mich nicht ängstlich. Wir waren immer vorsichtige Leute. Und außerdem: kleine Liebschaften sind nur ein Nährmittel für die Gesundheit ehelicher Liebe. Das klingt schrecklich frivol — aber dafür leben wir in Paris."

„Auch Ihr Bruder? Weder mit Herz noch Sinnen .. Aber phrasieren wir nicht. Ich möchte eine Aussprache ohne Phrasen mit Ihnen."

„Sie erschrecken mich. Haben Sie einen Dolch im Strumpfband? . . ."

Es wurde ihr schwer, sich zu bezwingen. Sie sah jetzt, wie alles kommen mußte. Ein Appell an das Herz dieses Leichtsinnigen war wie verpuffendes Feuerwerk. Und da stöhnte sie leise auf.

„Halloh!" rief er. „Was ist? — Geht's diesmal wirklich ernsthaft zu?"

„Ja, Paul. Unsre Ehe ist nicht mehr zu halten. Und ich will Dir auch sagen, warum nicht. Weil Du sie störst — und gestört hast von Anbeginn an . . . Laß mich aussprechen — jetzt will ich sprechen . . . Du hast mich in diese Ehe hineingehetzt. Ah natürlich — du wirst mir zurufen: ‚Im Gegenteil — ich war dagegen — ich habe immer nur abgeredet.' Aber trotzdem warst Du der Schuldige, denn ich heiratete Friedrich, um vor Dir zu flüchten . . . Nur bedachte ich nicht, wie sehr Deine Verführerkünste noch nachwirken konnten. Gewiß, daß ich Dich verachtete: ich liebte Dich dennoch. Ich konnte nicht vergessen, daß Du der Erste warst — und weil vom Zweiten mich hundert Gegen-

säße schieden, vielleicht nur des Naturells — meinetwegen —, bliebst Du für mich der Ewige. Und, Paul, das wußtest Du. Ja, das wußtest Du — sonst hättest Du mich nicht wieder nach Paris gelockt . . . Ich will mir kein Loblied singen: ich bin nicht besser als Du. Aber tiefer sinken möchte ich nicht. Eine Rettung finde ich nur bei Dir. Und deshalb bitte ich Dich: mach' ein Ende! Ich bin hier, um Dir zu sagen, daß ich Friedrich zur Scheidung veranlassen will. Laß auch Du Dich scheiden, damit wir beide uns heiraten können . . ."

Paul hatte mit steigendem Erstaunen zugehört. Die letzte Forderung schien ihm so naiv formuliert, so köstlich in ihrer selbstverständlichen Schlichtheit, daß er nahe daran war, lustig aufzulachen. Aber er sah doch den Ernst in ihrem Auge und hielt an sich.

‚Liebe Vicky," entgegnete er, „gestatte mir, Dir zu bemerken, daß ich Dich gar nicht wiederkenne. Woher diese plötzliche Veränderung? Hat der letzte Zank mit Deinem Mann mein girrendes Täubchen zur Löwin werden lassen? . . . Kind, welch schönen Unsinn hast Du da zusammengeredet! Scheidung — — aber um Himmels willen, warum denn?! Und glaubst Du wirklich, Honorine wird ohne weiteres Ja und Amen sagen, wenn ich ihr in gewählten Worten einen entsprechenden Vortrag halte?"

„Sie wird es tun, wenn Du ihr erklärst, daß Du m i ch liebst."

„Aber Vicky, ich bitte Dich . . . Du kennst doch Deine Freundin. Sie würde höchstens antworten: ‚Liebt Euch, so lange Ihr wollt — mal wird es ja doch ein Ende nehmen . . .' Gewiß, so würde sie sagen —

bloß Friedrich würde ein bißchen anders sprechen . . . Na ja — und da Friedrich mein Bruder ist, dem ich gern schmerzliches Empfinden ersparen möchte, so kann ich nichts weiter tun, als Dir den guten Rat geben, ein wenig vernünftiger zu werden. Jawohl, liebe Vicky, es hilft alles nichts: ich muß Dir einmal eine gehörige Predigt halten. So ein Leben, wie Du es führst, paßt nicht zu Friedrichs prononciertem Charakter. Man muß in der Ehe schmiegsam zu sein verstehen. Dir fehlt das Entgegenkommen. Es schadet nichts, wenn Du es bloß heuchelst: Du weißt Dich so gewandt zu geben, daß er glauben wird, es käme Dir aus dem Herzen. Aber dieser ewige Widerspruchsgeist — es ist ja klar, daß er ihn verbittern muß. Friedrich liebt doch nun einmal die Häuslichkeit — Herrgott, so versuche doch, sie ihm zu verschönen! Du bist ebenso hübsch im Negligé wie im Ballkostüm, und ich bin gewiß, daß es allerliebst aussieht, wenn Du mit den eigenen schlanken Fingerchen den Tee bereitest und die Sandwiches streichst. Dazu gehört wirklich keine große Ueberwindung . . . Vor allen Dingen aber versuche schleunigst, das Zerwürfnis von gestern wieder in Ordnung zu bringen. Jeder scharmanten Frau fällt so etwas leicht. Ein Seufzer, eine Träne, ein Kuß — und das Gleichgewicht ist wieder hergestellt . . Vickychen, geh' nach Hause und sei ein verständiges kleines Weibchen. Zieh' die Krallen ein und zeig' Samtpfötchen – und glaub' mir: es ist besser so . . ."

Er wollte sie auf die Stirn küssen, aber sie warf hastig den Kopf zurück. Ein Gefühl maßloser Bitterkeit quoll ihr in die Kehle: wie ein Knäuel, der sie zu

würgen drohte. Am liebsten wäre sie aufgesprungen und wortlos davongelaufen. Aber wohin? — ja, dies Wohin war es, das sie bleiben hieß. Sie hatte ihm noch mehr zu sagen — noch das Letzte, was sie auf dem Herzen hatte. Dann konnte der Abschied für immer kommen.

Sie blieb sitzen, ruckte ein wenig mit den Schultern und entgegnete:

„Ich danke Dir für Deine Mahnungen — sie fehlten mir noch und klangen aus Deinem Munde besonders beachtenswert. Aber leider muß ich Dir sagen, daß sie nicht mehr am richtigen Platze sind. Die Zeit hat sie überholt: die Spannung in unsrer Ehe ist so groß geworden, daß eine Explosion nahe bevorsteht. So wie die Umstände sich gestaltet haben, möchte ich sie vermeiden. Ein Tausch zum Besseren wäre mir willkommen gewesen — nicht einer zum Schlechteren . . . Es gibt nur noch ein einziges Mittel, das zu einer völligen Aussöhnung mit Friedrich führen könnte — und das hast Du in der Hand."

„Ich?" rief er verwundert.

„Ja, Du. Ich erzählte Dir von dem Unglück, das es mir unmöglich gemacht hat, Friedrich ein Kind zu schenken —"

„Allerdings — und ich habe Dein Geheimnis getreulich bewahrt."

„Aber was ich Dir noch nicht erzählt habe, ist der Herzenswunsch Friedrichs, einen Deiner Zwillinge an Kindes Statt zu adoptieren."

„Was?!" rief Paul und seine Augen wurden weiter. „Einen meiner Bengels — den möchte er —"

„Möchte er", vollendete Victoire, „wie sein eigenes Kind erziehen lassen: als Erbe seiner deutschen Fürstenkrone und seines schlesischen Besitzes. Als Erben von Estedt."

Paul steckte die Hände in die Hosentaschen. „Donnerwetter!" Er marschierte wieder auf und ab. „Das könnte Frédéric sein. Frédéric künftiger Fürst von Estedt. Es wäre eine ähnliche Geschichte wie mit uns — mit Friedrich und mir."

„Eine ganz ähnliche."

„Es ist viel Blendendes dabei . . . Ich bin zwar selber reich genug — aber ein Fußfassen auf deutscher Erde . . . Der alte Besitz unsrer Mutter . . . das könnte schon locken . . . Das könnte —"

Und plötzlich unterbrach er sich. Er stellte sich vor Victoire, immer noch die Hände in den Taschen, in der plumpen Vertraulichkeit eines Liebhabers, der sich alles erlauben darf. In seinem Auge glimmte ein argwöhnischer Funke. Sein Blick züngelte suchend in den ihren.

„Wann ist Friedrich auf diese Idee gekommen?" fragte er.

„Bald nach dem Unfall."

„Und warum hat er mir nicht längst davon gesprochen?"

„Das wollte ich nicht, weil —"

„Sprich nicht erst weiter," fiel er ein. „Ich weiß schon — kann mir schon alles denken. Weil Dir das Kind unbequem kam! Hand aufs Herz, Victoire: ist das nicht die Wahrheit?"

Sie biß sich auf die Lippen. Schärfer als der eigene Mann sah der Geliebte. Und dann verneinte sie.

„Du tust mir unrecht, Paul. Diese Adoptionsfrage war für mich ein mitsprechender Grund, Friedrich zur Annahme seiner Pariser Stellung zu veranlassen. Wir wollten Honorine nähertreten —"

„Was Du ja auch getan hast."

„Gewiß."

„Aber verzeihe — nicht ihr als Mutter bist Du näher getreten, sondern höchstens als gleichgesinnte Freundin . . . Ich habe Dich ein einzigesmal in der Kinderstube gesehen — und da gingst Du rasch wieder heraus, weil Camille die weißen Blumen auf Deinem Kleide mit roter Tusche bemalen wollte . . . Das habe ich Dir nicht übel genommen — und Camille hat seinen Klaps bekommen . . . Aber . . ." Er fuhr mit der Hand nervös über seinen kurz geschorenen Kopf. „Victoire, es geht nicht. Es geht so nicht und so nicht. Ich kann Dir meinen Jungen nicht geben."

Nun schnellte sie in die Höhe. Aus dem aschig gewordenen Gesicht sprühte ihr Blick wahrhafte Blitze.

„M i r nicht!" schrie sie. „Aber i h m! Nicht wahr, i h m würdest Du ihn geben?!"

Nun merkte er, daß er gleichmütig bleiben mußte: sonst war der Skandal da.

„Keine Aufregung," sagte er. „Natürlich ist es so. Ich habe meine Kinder lieb. Und deshalb hätte ich schon gern gesehen, wenn der eine der Jungen Fürst Estedt geworden wäre. Warum nicht? Unter dreien verteilt sich mein Besitz — es können mit der Zeit auch noch mehr Schreihälse kommen . . . Aber siehst Du,

der Gedanke, daß D u des Kindes Mutter werden solltest, grade Du, der hat doch etwas Eigenes für mich . . . Wir standen zu vertraut miteinander. Auch so ein alter Bummler wie ich, der hat noch Stellen in Herz und Seele, die klingen können bei leiser Berührung — o h n e Dissonanz . . . Und dann: daß der Kleine so bloß Mittel zum Zweck werden soll — ein Pappflaster auf die Wunde Eurer Ehe — ich weiß nicht, das will mir auch nicht behagen . . . Und schließlich: schimpfe auf mich, putz' mich gehörig herunter — ich muß Dir doch die Wahrheit sagen: ich kann mir Dich nicht als Mutter denken — nein, das kann ich nicht. Frag' nicht erst, warum nicht — es ist so — es ist Empfindungssache . . Das soll um Gottes willen keine Kränkung sein — es ist eben nicht jede zur Mutter geboren und —"

Er schwieg. Sie hatte ihren Schirm genommen und ging an ihm vorüber. Sie sah ihn nicht mehr an, weil sie sonst den Schirm auf seinem Gesicht zerschlagen hätte. Sie ging zur Tür und dann stürzte sie wie gejagt die Treppe hinab und hatte nur noch den einen Wunsch: schreien, schreien, schreien zu dürfen . . .

Als sie in ihrem Coupé saß, beruhigte sie sich ein wenig und versuchte Ordnung in ihren Gedankengang zu bringen. Daß sie mit Paul fertig war, schmerzte sie nicht so, als sie zu erwarten vermeinte. Sie ärgerte sich nur, daß sie ihm ihr Innerstes bis zur Nacktheit entblößt hatte. Die Phantasie hatte diesmal ihrer Gescheitheit einen Streich gespielt. Es war grenzenlos töricht gewesen, daran zu denken, daß er sich ihrethalben scheiden lassen würde. Er lebte ja ein sehr vergnügtes und ungeheuer bequemes Dasein mit Honorine — und

wahrhaftig, er hatte mit seiner frivolen Bemerkung recht gehabt: in d i e s e r Ehe bildeten die kleinen Verirrungen nur einen Kraftzusatz mehr zu dem ungestört harmonischen Verhältnis der beiden.

Nachträglich begriff Victoire sich selbst nicht. Kannte sie denn diesen gewissenlosen Menschen so wenig, daß sie noch an die Stärke seines Gefühls hatte glauben können? Du lieber Gott, sie war für ihn nicht mehr gewesen als alle die andern, die er auf seinen Liebeswegen aufgelesen hatte — und sicher, er war ihrer schon überdrüssig geworden. Darüber kam sie hinweg: sie wollte es wenigstens. Aber was ihr von neuem das Blut stürmischer zum Herzen trieb und eine fliegende Röte über ihre Wangen jagte, war seine brutale Abweisung der Adoptionsfrage. Da hatte er Worte gefunden, die schmerzten und die sie schwermütig machen konnten; denn sie war immer noch hochmütigen Geistes und bildete sich ein, daß auch sie eine Mutterrolle mit Würde und Pflichtgefühl zu spielen imstande sein könne.

In diesem Augenblick bemerkte sie, daß ihr Coupé in die Rue Saint-Jacques einbog, und zog an der Schnur, die den Kutscher benachrichtigte. Der Wagen hielt und der Diener sprang vom Bocksitz, um nach den Befehlen seiner Herrin zu fragen.

„Wo wollt Ihr denn hinfahren?“ fragte sie.

„Nach der Deputiertenkammer.“

„Nein — nicht.“ Sie überlegte einen Augenblick. „Zur Baronin Thouars.“

„Wie Durchlaucht befehlen.“

Das war ihr plötzlich eingefallen. Die Baronin war bei allen ihren Sonderbarkeiten eine scharfsinnige Frau und hatte auch Einblick in ihre Ehe genommen. Es ließ sich machen, daß man sich ihr auf vorsichtige Weise anvertraute, um ihre Ansichten und ihren Rat zu hören. Denn Victoire sah ein, daß der Fehlschlag der Adoption der Totenstein auf ihre Ehe werden mußte und daß sie, die nur stark war in den Augenblicken der Leidenschaft, die herrschende Macht über Friedrich verloren hatte. Es konnte ihr aber nichts daran liegen, aller Fesseln ledig zu werden, solange sie nicht in der Gesellschaft einen andern Rückhalt gefunden als den, den ihr die Stellung ihres Mannes bisher geboten hatte. Der Fürst war sehr beliebt in den Tuilerien, und es war klar, daß man seine geschiedene Frau nicht mehr bei Hofe empfangen würde. Ach Gott, sie kannte ja ihr Paris! Da verzieh man viel, warf aber ebenso rasch mit Steinen und griff auch in den Schmutz der Straße.

Der Wagen hielt vor dem Palais Jussuf-Khans in dem Augenblick, da der Perser mit dem riesigen schwarzen Bart eines Zuavensergeanten gerade seine eigene Equipage bestieg, vielleicht um nach der Kammer zu fahren. Er grüßte sehr verbindlich mit seinem glänzenden breitkrämpigen Zylinderhut und rief dem Mohren, der neben dem Kutscher saß, ein paar schnarrende Laute zu. Indessen stieg Victoire aus, wurde von Frau von Thouars angenommen und traf sie mit einem seidenen Kopftuch, das ihr weißes Haar völlig verhüllte, und in einer weiten, ihre ganze zierliche Gestalt umschließenden Hausschürze mit Aermeln, die sich am Handgelenk schlossen.

„Guten Tag, Vickychen," rief sie ihr entgegen; „Herzchen, seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie in diesem Aschenputtelkostüm empfange — aber denken Sie, ich habe eben ein Telegramm von Aline bekommen, daß sie morgen früh eintrifft, und nun bin ich dabei, ihre Zimmer instand zu setzen. Ich habe doch nur beschränkte Räume —"

„Von Aline Seehausen?" warf Victoire fragend ein.

„Ja, natürlich. Friedrich war auch schon hier — der hat ihr ja telegraphiert. Hat er Ihnen nichts davon gesagt?"

Victoire nickte. „Ja — ach ja — ich glaube . . ." Sie saß auf einem niedrigen Sessel zwischen aufgerollten Teppichen, umgekippten Stühlen und zahlreichen zusammengestellten Nippes, die beiseite geschafft werden sollten, und die Baronin stand vor ihr, in ihrer merkwürdigen Hausschürze wie ein großer Tintenwischer aussehend, und klagte.

„Es macht Umstände, Vickychen," sagte sie. „Ich muß den Salon verlegen. Der kommt nebenan. Und das wird das Zimmer Alines, weil es das ruhigste ist. Sie ist die Landeinsamkeit gewöhnt und sehr empfindlich gegen städtischen Lärm . . . Sehen Sie, Vickychen, — nun kommt sie auf einmal. Auf meine Briefe hat sie nicht reagiert — i, so eine alte Tante — aber Friedrich braucht nur zu telegraphieren, und schwupp ist sie da . . ."

Sie sprach endlos weiter, während Victoire stumm vor ihr saß, die Hände über ihrem Schirm im Schoße gefaltet, die Augen gesenkt. Nun brauchte sie die Baronin nicht erst um Rat zu fragen: jetzt war, wie das

Phänomen einer plötzlichen Erleuchtung, völlige Klarheit über sie gekommen . . . In der Nacht war es nur Fraueninstinkt gewesen, ein feines Gefühl von Witterung, ein spürendes Vermuten, daß in der erlöschenden Liebe ihres Mannes schon der Keim einer neuen sich zeigen könnte. Sie hatte an Frau von Wolden gedacht — ganz flüchtig — auch an andere: an Aline nicht. Jetzt aber war sie sich ihrer Sache sicher: die alte Freundin war auch seine älteste Liebe, und in seiner Herzensnot rief er sie zu sich . . .

In diesen Augenblicken schwebte sie gewissermaßen über sich selber, losgelöst von ihrem Eigennutz und allem Kleinlichen ihrer Seele, und sah zurück auf das Leben ihres Mannes: wie er neben ihr gelitten hatte — und wie er der glücklichste Mensch hätte werden können an der Seite der Freundin. Denn zwischen diese beiden schoben sich keine Kontraste, und kein Widerstand konnte den Zusammenhang ihrer Anschauungen durchbrechen. Es gab keine Schwierigkeiten zu überwinden, nicht im praktischen und nicht im ästhetischen Sinne; sie hatten gemeinsames Denken und Empfinden und eine Harmonie des Verständnisses, die zur alles gewährenden Wünschelrute werden konnte. D i e beiden waren in der Tat wie von der Vorsehung füreinander bestimmt . . . das sah Victoire von der Höhe eines Augenblicks, und dann nistete sich um ihre Mundwinkel wieder spöttische Verächtlichkeit. Ein Glück, wie es denen sich bot, hatte sie nie gesucht: es wäre ein Selbstverlieren gewesen und der Abschluß ihrer Lebensmöglichkeit oder eine ewige Gefangenschaft und ein Dasein in Ketten . . .

Frau von Thouars schwieg endlich und Victoire stand auf.

„Ich will nicht länger stören,“ sagte sie, „Sie sind allzu beschäftigt, liebe Baronin. Ich wollte mich auch nur erkundigen, wie Ihnen der gestrige Abend bekommen ist —“

„Ausgezeichnet, Vickychen. Ich war erst um zwei wieder daheim. Bei so etwas bin ich unverwüstlich. Bloß mein Hals . . .“ sie zog ihr silbernes Büchschen aus der Tasche und nahm eine weiße Pille . . . „der Hals will nicht besser werden. Keine Entzündung, aber immer so ein bißchen enrhümiert. Die ‚Tochter des Tambourmajors‘ war übrigens ein mäßiges Vergnügen, und Herr Laffont spielte wie eine Gliederpuppe. Zuletzt wurde noch einmal für die Invaliden gebettelt, und dann sang die Baronin Rothschild ihr ‚Partant pour la Syrie‘. Viel Theatralik bei der ganzen Geschichte — aber amüsant . . . Na — und was hat denn Friedrich gesagt, daß Sie ihm durchgegangen waren?“

„Ich hab' ihn heut früh noch gar nicht gesehen . . . Auf Wiedersehen, liebe gnädige Frau.“

„Auf Wiedersehen, liebe kleine Vicky. Schönen Dank für Ihren Besuch. Und nicht wahr: Sie sind mir nicht böse . . .“

Sie bat nochmals um Verzeihung wegen ihres Anzugs und brachte ihren Gast bis zur Entreetür.

„Nach dem Hotel Deligny,“ rief Victoire dem Kutscher zu und stieg wieder in ihr Coupé. Hermance hatte sie zum Frühstück der „beaux restes“ geladen. Das paßte ihr gut: in der Stimmung des Augenblicks empfand sie eine förmliche Sehnsucht nach dieser Frau,

die so zielbewußt ihre Wege zu verfolgen verstanden hatte.

Die Blumen von gestern blühten nicht mehr in dem Palais der Herzogin; aber ein leiser Duft war übrig geblieben und auch ein Hauch des Verwelkten, der sich in Polstern, Portieren und Gardinen verfangen zu haben schien.

Solange die Diener beim Frühstück servierten, plauderte man von hunderterlei Gleichgültigem. Dann aber zogen die beiden Frauen sich in das Boudoir Hermances zurück, wo hinter den geschlossenen Vorhängen aus blauer Seide das Vertrauen wohnte. Und nun begann Victoire auch ohne weiteres zu erzählen.

Ein Anknüpfungspunkt fand sich leicht. In der Sache der polnischen Frage spielten Paul und Hermance unter einer Decke. Victoire schilderte das Erlebnis der Nacht und ihr vergebliches Bemühen, das Herz ihres Mannes von neuem zu gewinnen. „Ich fürchte, es ist aus," sagte sie. „Oder nein: ich fürchte es nicht, denn eine Lösung dieser seltsamen Ehegemeinschaft kann schließlich für beide Teile nur eine Wohltat sein. Aber im Augenblick würde sie mir unbequem kommen. Die nötige Vorbereitung fehlt — Du verstehst mich."

„Ja, ich verstehe," entgegnete Hermance. „Man gibt nicht gern etwas aus der Hand, ohne — — ich versteh' schon . . . Und Du glaubst, daß Dein Mann es mit der Scheidung eilig haben wird?"

Das weiß ich nicht. Bis heute nacht glaubte ich überhaupt nicht daran. Und gestern abend verabredete ich mit Honorine noch den lustigen Plan, Frau von

Wolden auf das Herz Friedrichs zu hetzen, um ihn in Pariser Stimmung zu bringen . . . Aber inzwischen bin ich mir klar darüber geworden, daß dies Herz schon besetzt ist. Er hat daheim eine Freundin, die Gräfin Aline Seehausen —"

„Ich entsinne mich des Namens. Sie ist eine Nichte der Thouars."

„Ganz richtig."

„Eine harmlose Freundin?"

„Ja. Jede Regung in Friedrich ist von verblüffender Harmlosigkeit. Deshalb verstehen wir uns ja auch so schlecht. Diese Freundin ist sein Ideal: kein unwahres, sondern ein wirkliches. Vielleicht lieben sie sich längst heimlich — das ist so deutsche Mode. Lieben sich ohne Geständnis, weil sie das für korrekter halten . . . Jedenfalls hat er ihr gestern telegraphiert, sie möchte nach Paris kommen — und morgen früh wird sie hier sein."

„Sehr interessant . . ." Hermance rückte näher an Victoire heran. Diese Geschichte einer Auflösung erregte ihre Nerven. Sie hatte die Freundin auch lieb und hätte ihr gern geholfen. „Und Du meinst," fuhr sie fort, „daß es zwischen den beiden nun zur Aussprache kommen wird?"

„Das kann ich Dir wieder nicht sagen. Der arme Kerl, der Friedrich, plätschert augenscheinlich in einem Meer der Verzweiflung. Nun hat er keinen für sein Herz. Die Mutter — das geht nicht. Es wäre auch mir ein fürchterlicher Gedanke, mich meiner Mutter anvertrauen zu sollen. Da hat er denn nach der Einzigen gerufen, die ihn verstehen kann."

„Vicky, die ganze Angelegenheit würde für Dich ungleich günstiger liegen, wenn es sich ermöglichen ließe, die Schuld einer Trennung auf Friedrich zu schieben. Dann kannst Du verlangen, was Du willst. Ich rate Dir also, abzuwarten, wie sich alles entwickeln wird."

„Das muß ich jedenfalls. Aber — ja, Hermance, das eine könnte ich nicht: ich könnte mich nie dazu verstehen, mit raffinierter Bosheit alle Schuld Friedrich allein aufzulasten. Boshaft bin ich überhaupt nicht... Es hat Augenblicke gegeben, wo ich meinte, ihn hassen zu müssen. Aber er hat mir auch immer wieder leid getan, denn schließlich war ich doch die Störung seines Lebens."

„Du hast Dich übereilt, Vicky. Ich weiß schon, daß die Heirat so eine Art Revanche sein sollte. Nun ja, das sollte sie doch sein. Denn wenn Du mir auch erzählt hast, sie hätte Dich in Sicherheit vor den Nachstellungen Pauls bringen sollen: maßgebend war für Dich das Gefühl, Paul eine Herzenskränkung zuzufügen. Und das verstehe ich durchaus. Er war die Ursache einer Rebellion in Deinem Empfindungsleben. Er hat Instinkte in Dir geweckt, die Dich erschreckten. Er war der Verführer, vor dem Dir graute und zu dem Dich dennoch die Sehnsucht trieb. Da kam die Wut — und die Unbesonnenheit."

„Es ist richtig, Hermance. Die kam. Der Abend steht noch wie gestern in meiner Erinnerung, an dem sich alles so zuspitzte, daß die Entscheidung erfolgen m u ß t e. Natürlich: i ch habe sie herbeigeführt. Aber ob ich übersehen habe, daß meine Individualität so

gar nicht zu der Friedrichs paßte, das weiß ich doch nicht. Damals lockte es mich vor allem in einen sturmfreien Hafen. Und bei diesem ruhigen, durchsichtigen Menschen glaubte ich ihn zu finden. Fand ihn auch anfangs: unsre Flitterwochen waren von wahrhaft bürgerlicher Glückseligkeit. Aber dann trat der Umschwung ein . . . Wenn ich so darüber nachdenke, wie sich alles entwickelt hat, scheint mir auch, daß ich mir über mich selber klarer werde. Hätte Friedrich mich nicht gleich in seine Landeinsamkeit geführt, vielleicht würde ich schneller vergessen haben. Eine erste Liebe kann sicher höchste Poesie sein. Für mich war sie, wie Du ganz richtig sagst, höchste Rebellion. Die Spur des Ersten hat zu tief gefurcht. Sie hätte im Wirbel neuer Geschehnisse geglättet werden können: in der Stille riß sie immer wieder auf . . .'

Sie lehnte sich in den Sessel zurück und ließ die Lider ein wenig über die Augen sinken, als suche sie nach innerer Sammlung. Es tat ihr sichtlich wohl, sich dieser Freundin gegenüber, die alles kannte, einmal gründlich auszusprechen und sich dabei auch vor sich selbst zu rechtfertigen. Der spöttische Zug um ihre Mundwinkel war völlig geschwunden; die Lippen wölbten sich in schöner Weichheit und bargen in ihrer leichten Senkung eher einen Ausdruck sympathischer Schwermut, wie bei einem sensiblen Menschen, der den Schmerz kennen gelernt hat und noch nicht darüber hinauskommen konnte.

„Ja," fuhr sie fort, „so war es . . . Sicher geht es mit einer ersten Liebe jeder Frau anders. Allgemein Gültiges dürfte sich schwerlich finden lassen. Ich weiß

nur, wie es bei mir war, und weiß ganz bestimmt, daß die Rückwirkungen erst heute erloschen sind. Ich weiß noch mehr. Daß diese Spur des Ersten so ungeheuer tief dringen konnte, lag auch an den beiden Männern. Der eine revolutionierte mich und jagte alle Stimmungen auf. Da hätte der andre ein Mann wie er sein müssen, stürmischer, vielleicht auch brutaler und egoistischer in seinen Rechten und Forderungen. Aber Friedrich ist keiner, der Felsen zerschlagen kann; sein seelischer Anstand wehrt sich gegen jede Roheit des Empfindens. Er ist eine zahme Hausnatur ... Und da drängte sich in mir alles nach außen. Ich meine, auch das ist verständlich. Wenn man sich selbst nicht findet, veräußerlichen sich die Gefühle. Und ganz vorbei war es, als Paul zum zweitenmal in mein Leben trat . . ."

Sie schwieg, und Hermance schaute sie aufmerksam an. Sie suchte in ihrem Auge nach einer abschließenden Antwort.

„Du kommst von Paul?" fragte sie.

„Ja," erwiderte sie ruhig. „Ich mußte mit ihm sprechen — nach dem Ereignis der Nacht ..." Sie zuckte mit den Achseln ... „Er hat mich im Stich gelassen — aber er hätte es schonender tun können . . ."

Hermance fragte nicht weiter: sie übersah nun die Sachlage.

„Liebe Freundin," sagte sie, „es scheint mir fraglich, ob Du Dich an der Seite eines andern in geordneteren Bahnen entwickelt hättest — aber es ist schon möglich . . Eins steht jedenfalls fest: diese Spur des Ersten, von der Du sprachst, würde sich ganz gewiß nicht so wirksam

und nachhaltig eingegraben haben, wenn der geeignete Boden gefehlt hätte. Der aber war da. Du bist kein Geschöpf mit sanften Sinnen, das sich über eine Hoffnungslosigkeit romantisch zu trösten weiß, und bist zu heidnisch veranlagt, um in stiller Ergebung Dein Wesen zur Ruhe zu zwingen. Du hast auch, nimm mir die Bemerkung nicht übel, zu wenig Zielbewußtsein. Du bist immer nur von Etappe zu Etappe marschiert, ohne an das Endziel zu denken. Was sollte es sein? Die Hoffnung auf eine Vereinigung mit Paul? Du lieber Gott . . Aber sei's, wie es sei. Nun müssen wir für Bergung sorgen."

„Ich werde, wie es auch kommen möge, keinesfalls in das Elternhaus zurückkehren," entgegnete Victoire bestimmt. „Das kann ich nicht mehr. Die Luft in der Enge würde mich erdrücken . . . Aber ich weiß ja noch gar nicht einmal, w i e alles kommen wird. Es geht mir sehr seltsam. Ich sehe das Ende vor mir; jetzt muß der Ausklang kommen. Nur ahne ich nicht, in welcher Weise er sich entwickeln und wie er mich treffen wird."

„Es sind zwei Möglichkeiten da, nicht wahr? Die eine rechnet damit, daß es zwischen Friedrich und Aline zur offnen Erkenntnis ihrer alten Liebe kommt. Aber diese Rechnung möchtest Du ausschalten."

„Ich rechne überhaupt nicht so damit, wie Du annimmst, Hermance. Die Erkenntnis ihrer Liebe wird bei der Entscheidung sicher mitsprechender Faktor sein. Aber ihre äußere Dressur wird sie hindern, dies laut zu sagen. Es sind ja doch beides Leute, die mit Wohlanständigkeit gepanzert sind."

„Gut. Damit kommen wir zur zweiten Möglichkeit. Friedrich kann Dir, lediglich unter der Motivierung, daß er sich unglücklich in seiner Ehe fühle, den Vorschlag der Scheidung machen. Auch dann hast Du noch das Heft in der Hand und kannst Deine Bedingungen stellen. Du kannst auch Nein sagen und Zeiten abwarten, da Dich dies Nein bequemer dünkt als heute und morgen."

„Das will ich nicht mehr . . . Es gab eine Basis, auf der sich eine vorläufige Einigung hätte erzielen lassen. Die ist geschwunden. Wollte ich einen direkten Antrag auf Scheidung mit Nein beantworten, so würde für Friedrich und mich das Haus zur Hölle werden. Ich habe ihn bisher noch nicht von tyrannischer Seite kennen gelernt — ich ahne auch, warum nicht. In seinem geschulten Gewissen regt sich noch immer ein leiser Vorwurf, daß er mitschuldig sei an dem Unfall — Du weißt . . . Aber der preußische Korporal kann auch einmal durchbrechen und mir das Leben erschweren. Es gibt manches in seinem Wesen, das sich erst zeigen könnte, wenn er hart zu werden beginnt . . . Allerdings: Bedingungen werde ich stellen müssen."

„Selbstverständlich. Sie werden sich leicht formulieren lassen. Die Rückgabe Deiner Mitgift allein sichert Dir volle materielle Unabhängigkeit."

„Das wäre nicht die Hauptsache: ich will auch den Fürstentitel behalten . . . Du lächelst darüber. Titel sind wohlfeil bei uns —"

„Sehr. Und wenn man sich Mühe gibt, ohne größere Schwierigkeit zu erhaschen. Denke an mich."

„Ja, aber . . .“ Victoire neigte den Kopf, um dem Blick der Freundin zu entgehen. Sie spielte mit den Seidenquasten ihres Sessels und sprach langsam weiter . . . „Aber das ist doch noch etwas andres. Dieser preußische Fürstentitel ist eine eigene Schutzwehr — und die brauche ich. Sie gibt mir Sicherheit. Ueber die Fürstin Estedt kann man nicht ähnliches sprechen —“

„Wie über die Herzogin von Deligny,“ ergänzte Hermance lächelnd.

„Das habe ich nicht sagen wollen.“

„Natürlich nicht, denn Du willst mich ja nicht kränken. Du hättest einen andern Namen genannt. Aber das wäre auf dasselbe herausgekommen . . . Vicky, Du kränkst mich wirklich nicht. D u nicht . . . Ich verstehe Dich vollkommen. Der Bruch mit Paul hat Dich die Männer kennen gelehrt. Glaubst Du. Doch Du kennst sie noch gar nicht . . . Immerhin: sein Egoismus hat einen Widerstand in Dir ausgelöst, den ich fast ein moralisches Zeichen nennen möchte. Aber diese Moral trägt den Zopf des Pedanten: sie ist Schulweisheit. Die Niedertracht fordert eine Gegenströmung. Du könntest heute zur Beichte gehen . . . Ich wäre die letzte, die Dich hindern würde. Dein eigenes Kraftgefühl, Deine Lebensfreude werden die Hemmung überwinden. Ja, ich sage Hemmung, weil ich Dich kenne . . . Ich habe nichts gegen die Schutzwehr Deines Titels. Nur glaube nicht, daß sie mehr ist als meine dürftige Herzogskrone. In der Welt des Scheins, in der sich unser Dasein bewegt, gilt es, den Anstand zu w a h r e n. Aber auf das, was dahinter liegt, achten die wenigsten.“

Victoire erhob sich. „Ich leugne nicht, daß Du recht haben kannst,“ entgegnete sie, „und wäre in unsrer Zeit nicht das Klosterleben im Preise gesunken ... aber nein“ — und sie reckte sich — „man soll sich nicht von Stimmungen beherrschen lassen! ... Es ist wahr: ich fühle die Stimmung in mir, an den Defekten meines Wesens zu bessern und mir ein neues Leben zu schaffen. Und diese Stimmung ärgert mich auch schon, denn sie nähert sich einem Empfinden, das ich verabscheue: der Reue. Zweiseelenwirtschaft war mir immer gründlich verhaßt: was nicht hindert, daß grade wir Frauen, die wir im Herabsteigen von unsrer Höhe auch die Grenzen der Tiefe gestreift haben, leider zu sehr an ihr kranken ...“ Ihr Blick verschwamm wie zu gebrochenen Farben, als sie fast flüsternd fortfuhr: „Und aus dieser Stimmung begreifst Du vielleicht auch, daß ich meinem Mann mit einem ganz ehrlichen Freudenschrei um den Hals fallen würde, wenn er mir beim Nachhausekommen die Hand reichen und sagen wollte: ‚Vergessen wir, was geschehen ist, und versuchen wir künftighin, ohne Hader und Streit miteinander auszukommen ...‘“

Auch Hermance war aufgestanden. Die Gutherzigkeit, die in aller Sonderbarkeit ihres Lebens immer ein Grundzug ihres Wesens geblieben war, leuchtete ihr aus dem Auge, als sie die Hand Victoires ergriff und lebhaft sagte:

„Das wäre die dritte Möglichkeit — die haben wir noch vergessen. Liegt sie so fern? — Kann Aline Seehausen Deinem Mann nicht wirklich nur Freundin sein? Und wäre es in diesem Falle so undenkbar, daß das

verständige Mädchen sich Mühe gäbe, Eure Ehe zu erhalten?'

„Nein — nicht undenkbar. Ich habe sogar öfters das Gefühl gehabt, daß sie durchaus nicht immer mit Friedrich einverstanden ist. Als wir uns kennen lernten, war sie entschieden auf meiner Seite — und hat ihm auch einmal energisch die Wahrheit gesagt, als er in seinem Uebereifer mich in einer wahren Hetzjagd von Stall zu Stall und von Feld zu Feld geschleppt hat."

„Nun also!" rief Hermance erfreut. „Da ist ja doch Aussicht vorhanden, daß sich alles noch einmal zusammenrenkt! Aber, Vicky: dann soll mit dem Freudenschrei auch nicht Deine Stimmung enden. Dann halte sie fest, daß sie Dich ganz und gar beherrscht — und laß die Stimmung zum Lebenszweck werden. Ich sagte Dir: alles ist Schein bei uns. Dafür bin ich Zeugin. Aber auch dafür, daß aus dem Schein heraus ein heißes Sehnen nach dem Besseren strebt . . ." Sie küßte Victoire . . . „Ich wünsche Dir guten Erfolg," sagte sie.

„Und wenn er ausbleibt?" fragte sie zag

„So komm wieder zu mir. Mein Haus steht Dir offen . ."

Nun fuhr Victoire nach dem Palais Estedt zurück. Sie war in sich gekehrt und suchte nach Aufschlüssen. Sie zergliederte noch einmal, was sie von Hermance gehört hatte. Die hatte die Erfahrung für sich — und auch das größere Zielbewußtsein. Sie war nicht nur von Etappe zu Etappe marschiert, sondern hatte immer den Endzweck im Auge behalten. Und nun sie alles er-

reicht hatte, was sie erreichen wollte, war sie auch nicht glücklich geworden: es war immer noch das Sehnen nach dem Besseren verblieben

Das konnte nachdenklich stimmen. Victoire sagte sich, daß ein Stück Leben hinter ihr zusammengebrochen sei. Aber ihr g a n z e s Leben mit allem Menschlichen hatte Paul nicht mit in den Absturz ziehen können. War es nicht doch mehr als eine flüchtige Stimmungssache, daß sie nach einem mutigen Aufstreben suchte? . . . Eine Umwälzung war zweifellos in ihr vorgegangen; das fühlte sie. Mit Paul war sie fertig; sein Bann gebrochen: über der Spur des Ersten konnte in neuer Ackerkrume es frisch treiben und keimen und blühen . . . Sie senkte den Kopf. Es tropfte plötzlich heiß über ihre Wange. War das wieder die Reue, die unerbetene, die sie so haßte? Oder wieder die Bitterkeit über das Unnütze einer Leidenschaft, die ihre Ehe vergiftet hatte? . . In der weichen Schwäche des Augenblicks empfand sie die Vergangenheit wie eine wunderlich verknotete Irrung. Diese Liebe zu Paul, die schon ihre Mädchenseele verdorben hatte, war nichts als eine Entartung gewesen. Sie versuchte, ihrer Phantasie schuld zu geben und übertrieb in ihren Selbstvorwürfen, weil sie nach einer reinen Liebkosung dürstete. Sie schloß die Augen und bildete sich ein, ihr Mann küßte sie. Und jetzt wuchs auch das Verlangen in ihr, wieder gut zu machen, was sich noch gut machen ließ. Ein Leben in Ruhe und Frieden dünkte sie nicht mehr so schrecklich: mit der Lösung aller Spannreize war auch ein Gefühl der Uebersättigung gekommen.

Als sie daheim war, fiel ihr ein, daß sie noch nicht gefrühstückt hatte. Aber sie empfand nicht den leisesten Hunger. Altenbühl sagte ihr, daß der Fürst schwerlich vor Abend aus Courbevoie zurückkehren würde. Nun lag sie den ganzen Nachmittag hindurch auf dem Diwan und zermarterte sich das Gehirn. Jetzt war wirklich die Reue da und fraß. An das Geschehnis der Nacht, an das Erbrechen des Schreibtisches konnte sie nicht ohne physische Uebelkeit denken — und nicht an Paul ohne ein Gefühl krassesten Widerwillens. Sie wollte ihn nicht wiedersehen, wollte fort aus Paris . . .

Allmählich kam in den Wirrwarr ihrer Gedanken ein ruhigerer Fluß. Es war in der Tat nicht unmöglich, daß sich ‚alles noch einrenken ließ'. Dann aber mußte sie Aline zuvorkommen: das gebot die Gewähr der Sicherheit. Sie wollte ihren Mann um Verzeihung bitten; diesmal ohne Spiel, aus einem ehrlichen Herzen, das seine Ruhe wiederhaben wollte. Und so beschloß sie denn, seine Rückkunft abzuwarten.

Heute dinierte sie allein, wie es gestern Friedrich getan hatte. Und es erging ihr genau so wie ihm: das Essen wurde zu mechanischer Tätigkeit. Sie hatte eine Einladung zur Gräfin Regnault, ließ aber absagen. Sie blieb zu Hause, befahl den Dienern, eine ganze Flucht Zimmer zu erleuchten und ging ruhelos von einem Gemach in das andre. Dabei stieg das Allgemeinempfinden großen Widerwillens in ihr: auch der Luxus ringsum begann sie zu stören. Sie wünschte sich nach Prerow oder in die Waldstille von Hövelriede.

Dann ließ sie sich den Fahrplan der Eisenbahnen bringen und sah ihn durch. In Courbevoie hielten die meisten Personenzüge. Um elf Uhr nachts konnte von dort ein Zug eintreffen und einer um ein Uhr zwanzig und der letzte gegen drei. Aber Friedrich war immer solide: wahrscheinlich kam er schon mit dem Elfuhrzuge. Victoire wechselte die Toilette; sie machte sich schön. Sie besaß einen Schlafrock aus indischer Musseline mit köstlichem Spitzenschmuck; den legte sie an. Der Spiegel sagte ihr, daß sie verführerisch aussehe, und sie freute sich darüber. Sie verschmähte heute jede kosmetische Nachhilfe: die Blässe ihrer Wangen paßte gut zu der schmerzlichen Schönheit der Züge.

Nun schickte sie Suzanne zu Bett und blieb in ihrem Boudoir. Sie hatte vorher ein Bad genommen und auch die Wäsche gewechselt. Das war wie eine symbolische Handlung. Sie hatte allen Schmutz der Vergangenheit abgewaschen: sie war wieder rein geworden. Und so rein und froh dieser neuen Sauberkeit, wollte sie ihrem Mann entgegentreten und sich seine Verzeihung erobern. Der Gedanke der Eroberung erfüllte sie mit frischem Mut; sie wollte sich Friedrich zum zweiten Male gewinnen; wollte alle Waffen ihrer Reize gebrauchen, lockende Töne, Tränen, Bitten, hingebende Güte — die ganze Energie ihres Wollens. Und nun war sie auch so weit, daß sie an dem Gelingen nicht mehr zweifelte, und sie begann sich den neuen Lebensgang zu entwerfen.

In Paris konnte sie nicht bleiben. Jede Begegnung mit Paul hätte einen frischen Stachel in ihre Seele ge-

bohrt. So dachte sie denn daran, Friedrich zu einem Aufgeben seiner Stellung zu veranlassen. Das mußte geschickt angefaßt werden; aber sie hatte dabei von vornherein die Sympathien ihres Mannes auf ihrer Seite. So lange wollte sie sich irgendwohin in ein Bad zurückziehen, denn auch ihre Gesundheit bedurfte der Schonung. Sie hätte vorläufig auch allein nach Estedt gehen können; sie fürchtete die Einsamkeit nicht mehr wie früher — sie dachte sich das sogar sehr hübsch. Sie wollte sich von dem Oberinspektor in die Betriebe einführen lassen und dann ihren Mann als praktische Herrin überraschen . . .

Die guten Vorsätze überstürzten sich. Aber e i n e Trübung schob sich dazwischen, und die verblieb auch: ein Kind würde sie Friedrich nie schenken können. Der alte Mensch in ihr hatte sich darüber getröstet: der hatte fahrig, frivol und leichtsinnig gedacht. Der neue Mensch stieg mehr in die Tiefen und empfand den Schmerz versagter Süßigkeit im Dasein des Weibes . . . Aber in Victoire lebte doch noch die unausrottbare Virtuosität, mit ihren Gefühlen zu spielen. Sie sprang schnellfüßig über die Tragik des Lebens hinweg; sie setzte an die Stelle des Schmerzes das Problem der Zeit. Die Zeit war ja die Allheilerin; sie würde auch Friedrich trösten. Und endgültig ließ sich vielleicht auch noch in der Adoptionsfrage eine Entscheidung treffen. Es brauchte nicht notgedrungen einer der Castaingschen Zwillinge zu sein, den man an Kindes Statt annahm . . .

So verflossen die Stunden. Mitternacht war nahe. Friedrich konnte den Elfuhrzug unmöglich benutzt haben. Noch immer wartete Victoire. Aber die Unruhe stieg wieder in ihr. Sie griff nach Büchern, sie stellte sich vor den Spiegel und studierte sich, sie warf sich von neuem auf das Sofa, körperlich müde und geistig in hoher Erregung. Zuweilen lullten ihre Gedanken sich in ein wohliges Halbdunkel; dann fuhr sie wieder jäh in die Höhe und starrte um sich. Sie hörte die kleine Uhr auf dem Kaminsims schlagen — einmal, zweimal, dreimal . . . Und Friedrich kam nicht. Er kam nicht . . .

XX.

Das Renndiner in Courbevoie drohte sich in die Länge zu ziehen. Man ließ Friedrich nicht fort. Er sehnte sich auch gar nicht nach seinem verödeten Heim. Er wußte: Victoire war zu einem Damenfest bei der Gräfin Regnault geladen. Auch nach ihr sehnte er sich nicht. Dieser Tag war für ihn eine Abwechslung, die ihn wieder aufatmen ließ. Der Kommandeur quälte ihn, in Courbevoie zu bleiben und bei ihm Quartier zu nehmen. Nach dem Essen sollte in der gedeckten Bahn und bei künstlicher Beleuchtung eine sportliche Uebung des Unteroffizierkorps stattfinden und dann eine neue Erfindung vorgeführt werden, um das Durchgehen der Pferde zu vermeiden. Das interessierte Friedrich. Auf

das Spiel, das gewöhnlich den Abschluß der Renntage bildete, hätte er gern verzichtet. Er war keine Jeuratze. Aber er wollte auch nicht für einen langweiligen Tugendbold gelten.

Er schickte also eine reitende Ordonnanz nach Paris mit dem Befehl an Altenbühl, er möchte mit seinem Handkoffer nachkommen. Um diese Zeit hatte sich die Fürstin bereits in ihr Boudoir zurückgezogen und hatte Suzanne entlassen. Da wollte Altenbühl nicht mehr stören. So kam es, daß Victoire erst am nächsten Morgen erfuhr, ihr Gatte sei nachts über in Courbevoie geblieben. Altenbühl meldete ihr, Seine Durchlaucht seien direkt vom Bahnhof zu Frau von Thouars gefahren, um dort die Komteß Seehausen zu begrüßen, würden dann auf die Gesandtschaft gehen und zum Frühstück zurück sein . . .

Aline war mit dem Frühzuge eingetroffen und bereits umgekleidet, als Friedrich bei ihr erschien. Die Baronin Thouars war rücksichtsvoll genug, die beiden zunächst allein zu lassen, zumal Aline ihr eine Andeutung gemacht hatte, daß sie eine kurze Rücksprache mit dem Freunde wünsche.

Als Friedrich die Komteß wiedersah, war ihm, als spüre er einen Odemzug seiner schlesischen Heimat. Ihm war auch, als springe etwas um sein Herz, das ihm das Atmen erschwert hatte. Es war ein stiller Jubel in ihm, als hätte er ein verlorenes Gnadenbild wiedergefunden. Wenn er dem Impuls des Augenblicks gefolgt wäre, hätte er sie in seine Arme geschlossen.

Sie nickte ihm bei seinem Eintritt zu. „Guten Tag, Friedrich!“ rief sie. „Sie haben mich gerufen — und nun bin ich da.“

Er drückte ihre Hände mit Herzlichkeit. „Vieltausend Dank, Aline. Ich wußte ja, daß Sie kommen würden — und ich brauche Sie . . . Gott sei Dank, daß Sie hier sind! Ach, liebe Aline . . . Aber nein, ich will nicht gleich mit meinen Klagen beginnen. Erst will ich Ihnen sagen, daß ich glücklich bin, Sie wieder wohlauf und so frisch wie immer vor mir zu sehen. Ja, wahrhaftig — die alte gesunde Frische strahlt Ihnen aus den Augen!“

„Ich wollte, ich könnte Ihnen ähnliches erwidern, Friedrich,“ entgegnete sie. „Aber ich kann nicht lügen — und ein wohlfeiles Kompliment würde verunglücken . . . Sie brauchen mir nicht erst zu klagen: ich sehe Ihnen an, daß Sie gelitten haben.“

„Das hab' ich. Habe auch gekämpft und lange, lange die Hoffnung auf ein gutes Ende nicht aufgegeben. Aber nun . . . nun komme ich einfach nicht weiter. Nun steh' ich vor Unüberwindlichem und vor Unüberbrückbarem. Ich bin nicht ungerecht genug, Victoire allein die Schuld zu geben. Sie hat so viele bezaubernde Seiten — sie ist ganz die Frau, einen Mann glücklich zu machen. Aber der Mann muß anders sein als ich. Vielleicht mein Gegenteil. Ein Vergötterer des Lebens . . . Und sehen Sie, Aline, das ist es auch, was mich schwach macht: daß ich diese Frau nicht schuldig sprechen kann. Ich kann klagen, aber nicht anklagen . . .“

Sie saßen sich gegenüber. Aline schaute in sein ernstes, sorgenvolles Gesicht und seine gütigen Augen. Sie begriff seine Schwäche, diesen Mangel an kräftiger Initiative, der ihm sonst fremd war — und das stählte ihren eigenen Willen.

‚Sagen Sie mir eins,“ begann sie von neuem, „und haben Sie keine Scheu, es auszusprechen: ist jemals der Gedanke in Ihnen aufgestiegen, daß Sie an der Treue Ihrer Frau zweifeln könnten?“

„Nein,“ erwiderte er ohne weiteres, „nie.“

Aline neigte den Kopf, überlegte einen Augenblick und fragte dann weiter: „Und Sie haben ihr auch nie nachgeforscht, Friedrich, oder nachforschen lassen? — Verzeihen Sie das Inquisitorium, aber ich will klar sehen.“

‚Das Nachforschen ist nicht meine Sache, Aline,“ erwiderte er. „Ich habe auch kein Mißtrauen. Ich weiß nicht, ob ich zur Eifersucht neige. Aber es ist möglich, daß mich das Leben, das sie führte — namentlich hier in Paris — hätte eifersüchtig machen können, wenn meine Liebe zu ihr noch die alte geblieben wäre . . . Ich habe sie sehr geliebt, Aline — daher verzieh ich ihr auch viel. Fragen Sie nicht, wie so allmählich das Erlöschen gekommen ist. Genug: es ist da . . . Es mag Leute geben, die auch mit einem geliebten Wesen unglücklich leben können. Aber meine Liebe ist tot: soll ich da das Unglück noch weiter tragen?“

„Haben Sie nicht schon um die Weihnachtszeit die Trennung erwogen?“

„Ja. Ich weiß, woran Sie mich erinnern wollen. Sie werden sich aber entsinnen, daß ich auch hinzufügte,

ich würde niemals in eine Trennung willigen, da sie keine Schuldige sei."

„Und soll dies Niemals heute noch seine Gültigkeit behalten? . . ."

Friedrich stand auf und schritt unruhig umher. „Aline, Sie können nicht ahnen, wie schwer mir die Entscheidung fällt," sagte er. „Was zwischen uns steht, zwischen mir und Victoire, ist ja doch nichts als der große Gegensatz unsrer Naturen. Da ist ein Ausgleich unmöglich geworden; wir werden nicht mehr zueinander kommen. Aber gibt das mir das Recht, auf Scheidung zu dringen?"

„Ja, Friedrich, ganz gewiß. Ich bin keine Verteidigerin des Egoismus. Doch das Leben kann Zwangslagen schaffen, in denen die Selbstsucht zur Selbstzucht wird. Hier steht nicht weniger auf dem Spiel als Ihre ganze Zukunft. Vielleicht, daß Victoire die volle Schwere des Unglücks ihrer Ehe nicht einmal fühlt: sie bewegt sich eben in andern Formen des Daseins und gleitet mehr über die Oberfläche als Sie. Sie verlieren Ihr Alles, wenn Sie dies locker gewordene Eheband nicht energisch zerschneiden — noch mehr: Sie gehen zugrunde . . . Und das darf nicht sein. Das will ich nicht — und, Friedrich, auch ich habe in dieser Angelegenheit ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Nicht nur, weil Sie mich herriefen, um meine Ansicht zu hören. Unsre Freundschaft ist älter als Ihre Liebe — und Gott sei Dank, sie ist noch nicht erloschen und gestorben!"

„Gott sei Dank!" wiederholte Friedrich und nahm ihre Hände, „unsre Freundschaft hat fester gehalten. In

allem Leid suchte ich Zuflucht bei Ihnen. Wenn es mich aus dem Hause trieb, fand ich bei Ihnen ein offnes Herz — und immer ein Herz, das mit mir ging . . . Ja, Aline, wenn ich mich prüfen will, auf Wahrheit und Ehrlichkeit, muß ich sagen, daß Ihre Freundschaft mir hundertmal mehr gegeben hat als meine Liebe. Denn sie war immer echt . . ."

Er hielt noch einen Augenblick ihre Hände fest; dann aber umarmte er Aline. Es war ein Antrieb aus dem Innersten, das Verlangen, durch eine Zärtlichkeit ihr Dank zu sagen — und da er sie umschlang, hatte er ihr reines Gesicht wie eine Inkarnation der Offenheit dicht vor sich. Aber es war dennoch nicht ihr Alltagsgesicht, sondern ein anderes geworden: ein Gesicht, das er schon einmal gesehen zu haben wähnte und das er sich nicht hatte deuten können. Ein fragender Ausdruck stand in ihrem Auge und ein seltsamer Glanz wie ein zurückstrahlendes Licht. Ihre Lippen bewegten sich ein wenig: gleichsam in stummer Sprache — blutvolle, gesunde und starke Lippen, die das Lachen kannten und den Ernst des Schweigens auch in der Leidenschaft der Freiheit . . . Ueber ihr ganzes Gesicht ging jetzt ein leuchtendes Leben: es erzählte eine Geschichte. Und da rollten alle Schleier auf. Friedrich las auf ihrem Gesicht und verstand, was es sagte, und küßte ihre blutvollen, gesunden und starken Lippen.

„Aline," stammelte er. Es war wirklich nur ein Stammeln im Jubel der Besitzergreifung und im strudelnden Gefühl des Endlichwissens. Sie aber fand rasch eine beredtere Sprache. Sie küßte ihn nochmals

und nochmals und sagte dann, mit beiden Händen seine Schultern fassend:

„Du hast mich gerufen, Friedrich, und nun will ich bei Dir bleiben und lasse Dicht nicht wieder von mir. Nein — nie wieder . . . War Freundschaft zwischen uns, so ist sie längst zur Liebe geworden. Mein Anrecht ist älter als das Victoires. Ich liebte Dich schon, als Du sie heimführtest — und mein Leid war größer, als Deines wurde. Damals mußte ich schweigen, heute brauche ich es nicht mehr. Denn wenn Du auch noch nicht geschieden bist: innerlich bist Du ein freier Mann geworden, den keine Fessel mehr an die Vergangenheit bindet. Ich brauch' Dich auch nicht im Sturm zu erobern, wie Victoire es tat: ich besitze Dich schon. Besitzen ist rückläufige Eroberung: von jenem Tage ab, da Du zum erstenmal zu mir kamst, Dich auszuklagen, war Dein Herz mein. Bei mir fandest Du, was Du bei der andern vergeblich suchtest . . . sage mir, Friedrich: war es nur die Freundschaft, die Dich immer wieder zu mir trieb — war es nicht schon die Liebe? . . .“

Er lachte; er lachte jetzt fröhlich und unbefangen, sein altes, frisches und herzhaftes Lachen, denn die Windsbraut der Offenbarung hatte allen Gram aus seiner Seele gefegt. „Ja,“ sagte er, „es war schon die Liebe — aber ich merkte es nicht. Ich war wie mit Blindheit geschlagen. Ich war auch dumm. Ich sah den Schwarm der Freier, der zu Penelope kam, aber ich ahnte nicht, auf wen sie wartete. Ich wandelte damals umher wie ein Mondsüchtiger. Ich wußte immer nur eins: daß der Weg zu Dir zur Linderung

führte . . ." Er zog sie von neuem an seine Brust . . . „Aline — Aline!" rief er, „träume ich oder ist alles Wirklichkeit?! Küsse mich noch einmal, damit ich weiß, daß ich wach bin. Und lache doch mit mir, weil ich wieder an die Zukunft glauben kann!"

„Ja, das sollst Du," gab sie zurück, „und sollst Deinen Glauben nicht mehr verlieren. Die Zukunft ist unser, und wir werden sie nützen. Aber — vergiß nicht: die Götter verkaufen kein Glück umsonst. Wir müssen erst mit den Widerwärtigkeiten der Gegenwart abrechnen, ehe die Zukunft uns ganz gehört . . . Laß uns in Ruhe das Nötige besprechen — es muß sein. Setz Dich mit einem Anwalt in Verbindung, damit die Scheidung eingeleitet wird."

„Es soll noch heute geschehen. Aber es ist nicht alles. Die Formalitäten sind ekelhaft. Ich bedarf auch des päpstlichen Dispenses. Den wird mir Geißel, der Kölner Erzbischof, erleichtern helfen können. Er ist Kardinal-Priester, hat gute Verbindungen mit dem Vatikan und ist ein Verehrer meiner Mutter. Gott, was wird die Mutter sagen! Und was die Welt! Und was — Victoire?!"

„Soll ich zu ihr gehen?"

Er schaute sie erstaunt an. „Das könnte Dir ähnlich sehen. Du läßt mich wirklich nicht mehr los. Recht so — halte mich fest, fest! Aber fürchte auch nichts. Ich bin nicht mehr schwach. Ich werde nach Hause fahren und mit Victoire sprechen."

„Willst Du ihr alles sagen?"

Er schwankte. „Der Augenblick wird es ergeben — auch ihr Verhalten . . . Ich muß sie materiell sicher-

stellen, werde die Rückzahlung ihrer Mitgift beschleunigen und ihr eine angemessene Rente aussetzen. Sie soll leben können wie immer . . ." Er sann nach. Die Falten auf seiner Stirn glitten zusammen . . . „Natürlich: wir können nicht mehr unter einem Dache hausen. Aber sie hat ja ihre Eltern hier. Auch mit denen — sicher, auch mit denen steht mir noch eine peinliche Aussprache bevor. Der Herr Marquis wird viel Philosophie ins Treffen führen."

„Das Peinliche ist unabwendbar, Friedrich. Es muß ertragen werden. Willst Du nicht Urlaub nehmen, wenn Deine Vorbereitungen getroffen sind?"

„Gewiß. Ich bleibe nicht hier. Dies Pariser Intermezzo soll schleunigst ein Ende haben. Addio, Politik! Es gibt klügere Männer, die sich an der polnischen Frage die Zähne ausbeißen können. Ah ja, ich sage Dir, ich habe keinen politischen Ehrgeiz — und sollte er mir noch einmal kommen, werde ich ihn in der Heimat befriedigen. Die liegt mir näher als das Intrigenspiel der internationalen Welt — als diese Katzbalgerei um ein unglückliches Land . . . Ich will auch wieder gesund werden, Aline. Ich bin noch nicht viel über die Dreißig hinaus, und schau her, wie das Haar an meinen Schläfen grau geworden ist! Es war kein guter Kampf, den ich kämpfen mußte — es war ein Martyrium."

„Das Grau Deiner Schläfe stört mich nicht; laß es auch Dich nicht grämen, lieber Freund. Daß Du genesen wirst, prophezeie ich Dir. Es geht wieder in eine Arbeit hinein, an der Du Freude hast, Friedrich. Ich bringe Dir Seehausen als Morgengabe — Estedt

wächst. Friedrich, Estedt grüßt Dich — kannst Du nicht froh sein?"

Sie hatte wieder seine Hand ergriffen und lehnte sich an seine Brust. Und da ging die Tür, und Victoire trat ein.

Unwillkürlich fuhren die beiden auseinander, und unwillkürlich schreckte auch Victoire zusammen. Sie war sehr blaß, und ein krampfhaftes Lächeln zerrte an ihren Lippen.

„Verzeihung," sagte sie, „ich sehe, ich störe . . ." Dann glättete sich das Lächeln: es wurde nicht höhnisch; es war höchst anmutig. Mit starkem Aufatmen fuhr sie fort: „Es hilft nichts — jetzt muß ich schon bleiben — aber nicht für lange . . . Altenbühl sagte mir, daß Du hier seiest, Friedrich — und auch die Komteß sei hier . . . Du hast ihr telegraphiert, und nun — nun können wir wohl an die Scheidung denken . . ."

Friedrich hielt Aline zurück, denn sie wollte vortreten und wohl selbst das Wort nehmen. Aber das litt er nicht.

„Ja, Victoire," sagte er und bemühte sich, klar und leidenschaftslos zu sprechen, „nun ist es an der Zeit. Es war es schon längst: wir hätten besser getan, nach den ersten drei Monaten unsrer Ehe wieder auseinander zu gehen. Jetzt wäre weiteres Zögern Verbrechen gegen uns selbst — das siehst Du ein."

„Vollkommen. Du sollst mich auch nicht mißverstehen, Friedrich: ich gönne Euch Euer Glück. Es wird beständiger sein als das unsre . . ." Sie trat näher an ihn heran und gab ihm die Hand . . . „Leb wohl, Friedrich . . ." Dann streckte sie auch Aline

die Hand entgegen . . . „Ich wünsche Ihnen aus aufrichtigem Herzen alles Gute, Komteß," sagte sie.

Aline nahm die gereichte Hand. In diesem Augenblick empfand sie fast etwas wie Bewunderung für Victoire. Ob ihre ruhige Vornehmheit nur ausgezeichnetes Spiel war oder der Einfluß tieferer Regung: Aline konnte sich dem Eindruck ihres Sichgebens nicht entziehen.

Ich möchte Sie um Verzeihung bitten, Fürstin," sagte sie, „aber ich kann es nicht. Meine Liebe hat Friedrich gehört, ehe Sie ihn kennen lernten. Ich habe diese Liebe für mich behalten. Erst heute — heute erst, erst vor wenigen Minuten, als er mir von seinem Unglück sprach und sich klar darüber war, daß eine Scheidung die letzte Möglichkeit zu einem neuen Leben sei — erst da haben sich unsre Herzen geöffnet. Das muß ich sagen, weil es die Wahrheit ist . . ."

Victoire behielt ihre Haltung bei. Der fünfte Akt ihres Ehedramas sollte nicht konventionell schließen. Und gerade vor ihr — vor *ihr*, der Nachfolgerin, wollte sie stolz erscheinen. Sie rechnete auf einen Applaus, wenn der Vorhang gefallen war.

„Ich glaube Ihnen ohne weiteres," entgegnete sie. „Und ich kann Ihnen auch sagen: wenn *ich* für Friedrich eine zweite Gattin hätte suchen sollen — meine Wahl wäre nur auf Sie gefallen . . . Friedrich, wir wollen uns gegenseitig die Trennung nach Möglichkeit erleichtern. Ich kehre nicht zu Dir zurück. Laß mir durch Deinen Anwalt Deine Vorschläge und Bedingungen zugehen. Ich glaube Dir heute schon sagen

zu können, daß ich mit allem einverstanden bin. Ich ziehe vorläufig in das Palais Deligny."

Sie neigte grüßend den Kopf und ging. Mit ruhigem Gesicht, hoch aufgerichtet, stolz und sehr vornehm: es war ein glänzender Abgang. Draußen aber, hinter der geschlossenen Tür, fiel rasch die Maske — wenn auch nur für einen Moment. Da verschob sich der reizende Mund, und die Augen verdunkelten sich, und ein Schluchzen stieg in ihr auf . . .

Die drinnen sahen das nicht. Friedrich starrte ihr nach. Dann wollte er zur Tür springen. „Nicht in dies Haus!" rief er . . . Aline hielt ihn zurück.

„Bleib," sagte sie. „Ich kenne das Haus nicht. Aber ich weiß, daß nun auch sie frei ist und Herrin über sich selbst. Hinter ihr fiel die Tür ins Schloß. Nun kommt sie nicht wieder . . . Sie kommt nicht wieder. Die Vergangenheit ging hinaus — und jetzt — jetzt laß Dir noch einmal sagen, wie lieb, wie lieb ich Dich habe . . ."

Ende.



Ullstein & Co, Berlin SW







